Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

BAND 1

Juni–November 1910

Erstes Jahr
Heft 1–12

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

BAND 1

Juni–November 1910

Erstes Jahr
Heft 1–12

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst und Kultur
herausgegeben von Ludwig von Ficker

AP
30
B71
1910

(Juni bis Dezember 1910)

: Brenner-Verlag / Innsbruck :

Betrachtendes.

Geleitwort . . . . . I, 1
Carl Dallago: Frühling als Wecker . . . . . I, 2
„ „ Nietzsche und — der Philister . . . . . II, 25, III, 49
„ „ Walt Whitman . . . . . VI, 45
„ „ Sämereien vom Gebirge her VII, 153, VIII, 200, IX, 236, X, 267, XI, 299, XII, 323
J. J. David: Aus Chiesa di Lavarone . . . . . VI, 121
Johannes Egloff: Die italienische Juristenfabrik . . . . . V, 110
Max von Esterle: An Egger-Lienz . . . . . XII, 313
Rudolf Kurtz: Offener Brief an Karl May . . . . . IV, 86
Robert Michel: „Den heiratsfähigen Mädchen" . . . . . I, 13
„ „ Der Berg Isel und die Brenner-Straße . . . X, 249
Hugo Neugebauer: Religion und Sittlichkeit . . . . . VIII, 185
„ „ Von der Güte . . . . . IX, 217
„ „ Vom Herzen Gottes . . . . . XI, 281
Ludwig Seifert: Heinrich Mann: Die kleine Stadt . . IV, 73, V, 97
„ „ Sieg der Jungfrau . . . . . XII, 315

Erzählendes.

Hans Bachgarten: Hana . . . . . V, 103, VI, 139
Hans von Hoffensthal: Das Orgelspiel Unserer Lieben Frau XI, 290
Richard Huldschiner: Die Heuschrecken . . . . . I, 7, II, 40
„ „ Choraula . . . . . X, 258
Bernhard Jülg: Vorfrühling der Liebe . . . . . VII, 162, VIII, 193
„ „ Amor Vindex . . . . . XII, 321
Hugo Neugebauer: Der König und die Magd . . . . III, 54, IV, 79

Dramatisches.

Otto Alscher: Der Überlebende . . . . . IX, 228
Franz Schamann: Der Indra . . . . . II, 32
„ „ Adolf . . . . . III, 59
„ „ Habsburg . . . . . VI, 128, VII, 168

Gedichte.

Karl Berger: Am Ferner . . . . . IV, 90
„ „ Aber eines andern Tages . . . . . VI, 144
„ „ Heimkehr . . . . . VI, 145
„ „ Herbstabend . . . . . X, 265

Carl Dallago: Epistel an mich selbst . . . . . IV, 82
„ „ Künstler-Gottesgnadentum . . . . . V, 102
„ „ Entlastung . . . . . V, 103
„ „ Epistel an einen Mönch . . . . . VII, 174
„ „ Lust . . . . . IX, 226, X, 256, XI, 287, XII, 335
Michael Laurin (Ludwig v. Ficker): Los. . . . . II, 31
Lorenz Luguber (Ludwig v. Ficker): Vigilie . . . . . I, 19
Mikael Lybeck: Müde Bäume . . . . . II, 43
Hugo Neugebauer: Ihr Sommerwolken! . . . . . V, 109
„ „ Nachtgesicht . . . . . VI, 125
„ „ An den Allerlöser . . . . . VI, 127
„ „ Sonette . . . . . VII, 160
„ „ Wallfahrt . . . . . X, 266
„ „ Pezzeys Mauen . . . . . XI, 308
Peter Scher: Kämpfen . . . . . VII, 211
„ „ Von Berg und See . . . . . XI, 297
Ludwig Seifert: Föhn . . . . . I, 5
„ „ Morgen im Park . . . . . II, 32
„ „ Der Genius des Verfalles . . . . . IV, 91
„ „ Die Seelenlosen . . . . . V, 115
„ „ Ballade . . . . . V, 116
„ „ Freunde . . . . . VI, 127
„ „ Und Tage sind . . . . . VIII, 200
„ „ Die Fremden . . . . . IX, 236
Arthur von Wallpach: Gallmetz . . . . . I, 11
„ „ „ Garda-Ufer . . . . . II, 39
„ „ „ Einem unbekannten Finder. . . . . III, 53
„ „ „ Unterm Haus-Crucifixus . . . . . IV, 79
„ „ „ Weibesblüte . . . . . VI, 139
„ „ „ Zweierlei Müßiggang. . . . . VIII, 192
„ „ „ Freiheit ist in deinem Herzen . . . X, 275
„ „ „ Die Geisterbank . . . . . XI, 307
„ „ „ Leidenschaft . . . . . XII, 321

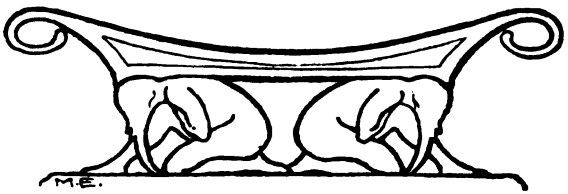
Gelegentliches.

Blasius: Bauernpredigt . . . . . IV, 91
„ Kunst in Klausen . . . . . VI, 149
M. Esterle: An den Innsbrucker Gemeinderat . . . . . III, 66
Ludwig von Ficker (Fortunat):
„ „ „ Landesverband und Journalistik . . . . I, 21
„ „ „ Karl Kraus . . . . . II, 46

„ „ „ Das Ewig-„Allgemeine“ . . . . . IV, 95
„ „ „ An den „Allg. Tiroler Anzeiger“ . . . V, 118
„ „ „ „Welſche Empfindlichkeit“ . . . . . VII, 178
„ „ „ Eine Boykott-Erklärung . . . . . IX, 245
„ „ „ Boykott-Bankrott . . . . . X, 277
„ „ „ Die Thurnbacherin . . . . . XII, 339
Hartmann: Brixer Chronik . . . . . VIII, 211
„ Von Dr. Jakob Philipp Fallmerayer, vom Herbſt und vom jungen Wein . . . . . XI, 310

Karikaturenfolge von Max v. Eſterle.

Albin Egger-Lienz . . . . . I, 20
Rudolf Greinz . . . . . II, 45
Baron An der Lan . . . . . III, 67
Toni Grubhofer . . . . . IV, 92
Die Kunſtſchein-Heiligen . . . . . V, 117
Bruder Willram . . . . . VI, 148
Karl Domanig . . . . . VII, 179
Statthalter Baron Spiegelfeld . . . . . VIII, 212
Heinrich von Schullern . . . . . IX, 246
Fritz von Ebner . . . . . X, 276
Rückſchau auf das Innsbrucker Oktoberfeſt . . . . . XI, 309
Ingenieur Riehl . . . . . XII, 338



Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 1.

Geleitwort / Karl Dallago: Frühling als Wecker / Ludwig Seifert: Föhn / Richard Huldschiner: Die Heuschrecken / Arthur von Wallpach: Gallmetz / Robert Michel: „Den heiratsfähigen Mädchen" / Lorenz Luguber: Vigilie / Max von Esterle: Karikaturenfolge I (Albin Egger-Lienz) / Fortunat: Landesverband und Journalistik.

Brenner-Verlag / Innsbruck

WERKE VON RICHARD HULDSCHINER.

Die stille Stadt. Roman. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·—.

Arme Schlucker. Novellen. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·50.

Einsamkeit. Die Geschichte eines reinen Toren. Geh. Mk 2·—, geb. Mk. 3·—.

Fegefeuer. Ein Roman aus den Bergen. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·—.

Das adelige Schützenfest. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·—.

Starkenberg. Roman. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·50.

Verlag von Egon Fleischel & Co.

WERKE VON ROBERT MICHEL.

Die Verhüllte. Novellen. Verlag von S. Fischer, Berlin. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·—.

Mejrima. Drama. Verlag von S. Fischer, Berlin. Geh. Mk. 2·—, geb. Mk. 3·—.

Der steinerne Mann. Roman. Verlag von S. Fischer, Berlin. Geh. Mk. 3·—, geb. 4·—.

Mostar. Mit photograph. Aufnahmen von Wilhelm Wiener. Verlag von Karl Bellmann, Prag. K. 6·—.

In Vorbereitung: Der Jäger. Roman.

WERKE VON ARTHUR VON WALLPACH.

Im Sommersturm. Gedichte. Satanas. Nach dem Italienischen des Giosué Carducci. Verlag Schuster & Löffler, Berlin.

Sonnenlieder im Jahresringe. Heidnische Gesänge aus Tirol. Verlag Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin.

Kreienfeuer und Herdflammen. Neue Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Geh. K 2·40 (Mk. 2·—), geb. K. 3·60, (Mk. 3·—).

Sturmglock'. Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Preis derselbe.

Tiroler Blut. Gedichte. Bei Georg Müller, München u. Leipzig.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Juni 1910. Heft 1.

Geleitwort.

Vielleicht iſt ſchon der Beginn dieſer Zeitſchrift ein Fehlbeginnen, indem die Ausſicht auf Beſtand gering erſcheint gemeſſen an den vorhandenen Mitteln und dem Zuſammentun von nur Wenigen. Vielleicht iſt auch für das Erſcheinen der Zeitſchrift keine Notwendigkeit da in dem Sinne, daß ſie von vielen gewünſcht wird. Aber es ſind Unternehmungen von reger Beteiligung und größtem Aufwand von Mitteln geſcheitert, und andere — ausgeſetztere — haben ſich durchgerungen und behauptet. Darum wollen wir trotz der wenig ermunternden Ausſicht den Verſuch wagen und geſtützt auf ernſtes Wollen in der Öffentlichkeit mit dem Unternehmen feſten Fuß zu faſſen ſuchen, indem wir uns bemühen, dasſelbe ſo auszubauen, daß es uns die Begriffe: Kultur, Kunſt, Dichtung lebendig und fruchtbar erhält. Es bedeutet uns im Kerne ein Unterbringen der menſchlichen Natur — ein Unterbringen von Menſchentum. Und zuletzt dünkt uns ein ſolcher Verſuch ſchon eine Tat.

Frühling als Wecker /
von Karl Dallago.

Die Landſchaft atmet Entwicklung. Schneewehen auf den Höhen, ein Wallen der Nebel, ſchwere, hängende Wolken und Regen waren im Gefolge der Tage. Nur ab und zu, zaghaft dahintreibend, verlorener Sonnenſchein. Durch dumpfe, graue Lichter ſtarrt lautlos und träge das Laub der Bäume und das Grün der Wieſen. Die Hänge ſchimmern feucht; zuweilen huſchen Sonnenfelder über ſie hin wie irrende Lichter.

Nun wächſt ein Wind hinter den Bergen her, hoch ſich wölbend und weit ſich ausbreitend wie übermächtiges, ganz durchſichtiges Geäſt, das Wolken und Nebel vor ſich hertreibt. Die Berge ragen wieder hoch und frei und dehnen ſich aus in ihren Linienriſſen. Um ihre Formen ſpielen Licht und Schatten. Und zu oberſt über Zinnen und zackigen Grat hin flattert ein Blau wie ein lieblicher Vogel, der uns von der Sonne Botſchaft bringt.

Auf einſamem Wege durch ſproſſendes Gelände tragen mich meine zielloſen Schritte. Meine Seele geht wie träumend mit und horcht auf den Frühling, der wie erſchreckt durch das ſchlechte Gebahren der Tage nur verborgen rauſcht. Allmählich aber, berührt von der Helle aus der Höhe, legt ſich das Gepräge des Frühlings immer mehr auf meinen Sinn.

Vor einem Holzſteg, der über ein Bächlein führt, mache ich Halt. Vor mir ſteht ein Mädchen, bemüht, mit Hilfe des Brückengeländers ein kleines Bündel feſter zu knüpfen. Beim Geräuſch meiner Schritte ſchaut es ſich nach mir um. Meinem Blick begegnet ein liebes, junges Geſicht mit runden, hellbraunen Augen. Meinen einfachen Gruß erwidert die junge Schöne freundlich, und eine Strecke Weges gehen wir miteinander.

Ich erfahre, daß ſie die Tochter eines Kleinbauern vom nächſten Dorfe ſei und im Städtchen bedienſtet, und daß ſie eben von ihrem Sonntagsgange, der ſie ſtets zu den Eltern bringe, zurückkehre. Wir

sprechen weiter von gleichgiltigen Sachen, aber unsere Seelen scheinen unsere Leiber zu beobachten. Ich fühle, es ist ein blutjunges, warmes Ding, das da mir zur Seite geht, und immer wohlgefälliger trinkt mein Blick die süße Gestalt. Der Kopf ruht königlich auf schlankem, freien Halse; der Mund ist fest geschnitten, heiß und kirschrot, die Nase von kecker Anmut, das dunkle Haar zittert, von Nadel und Kamm gezügelt, um die heitere, klare Stirn; dabei ist das ganze Gesicht in Farbe wie gestreift vom Sonnenhauch.

Die Strecke Weges wird zu einer Strecke seelischen Frühlings. Das Herz ist froh dabei und denkt sich tausend süße Dinge und tut versonnen wie ein Falterpaar. Ähnlich mußte das Kind mir zur Seite empfinden. Immer wieder streifte mich der Blick, bald schelmisch, bald scheu und zaghaft, bald so voll Neugierde, daß es aussah wie ein Durcheinander von Gelüsten. Und wenn mein Blick diese Gestalt einsog, die sich geschmeidig wie ein junger Weidenzweig neben mir hertrug, konnte ich die ganze Schmiegsamkeit und Biegsamkeit der herbsüßen Formen gleichsam auflesen. Dabei tat der Blick umflort und fremd und um ihren Körper wob sich ein Gezitter. Nur ab und zu brach ein voller Blick der runden Augen durch wie ein Blitz, der mir durch Leib und Seele ging. Da war es, als ob die Seele des Mädchens in Reife zu mir käme mit einer Willigkeit, die mich auch den Leib in Besitz nehmen hieß.

Inzwischen sind wir dem Städtchen nahe gekommen und ich gebe dem Mädchen die Hand zum Abschied. Noch ein Augenaufschlag — ein voller Blick und ein seltenes Lächeln, überspült von einer Welle sanfter Glut, die sich sogleich wieder verflüchtigt — dann stehe ich allein da und sehe einem enteilenden lieben Menschenkinde nach, das bald und ohne sich umzusehen, an der Wegbiegung verschwindet.

*

Es geht gegen Abend, der sich weich und wohlig anläßt. Die Weinberge liegen froh und lieblich, dazwischen sprossen junge Saatfelder. Um Baumkronen und Gesträuch springt tändelnd der Abendwind. Ein schmaler, heller Wegstreifen zwischen Hecken tut still und

einſam. Am Wegrande ſtehe ich, vor mich hin ſinnend und der lieblichen Begegnung gedenkend. Und da kommt es, daß meine Sinne ſich regen, und mein Herz von meiner Seele gedrängt an das entſchwundene Mädchen ungefähr folgende Anſprache hält, wobei es ſich lebhaft den ſchmiegſamen Wuchs und das knoſpende Ausſehen des Kindes in Erinnerung ruft:

Deine Jungfräulichkeit hat es mir angetan. Ich glaube dich noch unberührt von der Natur des Mannes, obgleich deine aufbrechende Reife ſchon den Hauch dieſer Mannesnatur zu verſpüren ſcheint. Ich weiß, daß der Frühling in dir iſt, und daß er dir einmal helfen wird, in dieſe Mannesnatur ganz aufzugehen, obgleich dein ganzes Weſen dagegen ſich aufzulehnen meint vor innerer Scheu und Fremdheit. Ich höre jetzt ſchon dein Herz anklopfen gegen heiße Tage und enge Nächte. Und eines Tages oder in einer Nacht wirſt du erkennen, daß die Natur des Mannes jenes Große iſt, das dein innerſtes Weſen erſt aufdeckt und dir zu ſchauen gibt und zugleich in deine Körperlichkeit einen Sinn legt. Wenn jene Stunde gekommen iſt, dann ſieh dich in der Landſchaft um und hänge dich an den Frühling, um in Kraft und Schönheit die Natur des Mannes beſtehen zu können! Laß auch nachher nicht Zagheit einkehren in dein Herz und keine Reue in deiner Seele aufkommen, wenn eine Saat in dir aufſproßt und du dich als Erdreich zu fühlen beginnſt! Denn Reue iſt widerſinnig für ein Tun, das in deiner Natur liegt, und iſt etwas, das jeder Landſchaft fremd iſt, — und das dir dann, als einer geſegneten Landſchaft, die der Erntezeit entgegengeht, erſt recht fremd ſein muß. Mache mutige Augen, die allem und Jedem ſtandhalten, wenn ihnen daran gelegen iſt, wie dir vielleicht an mir gelegen war, als mir dein Blick ſolange ſtandhielt, wofür ich dir innig dankbar ſein möchte.

Und ſo ſage ich dir noch, es iſt etwas von deiner Seele in die meine übergegangen, das mir deinen Leib begehrlich macht. Es iſt, als wüßte ich von der Bildſamkeit deines Weſens, und ich trage heißes Verlangen, dein Bildner zu ſein. Freilich müßteſt du den Mut haben, meine Natur beſtehen zu können, ohne mich erſt aus-

zuforſchen und nach Stellung zu fragen oder, ob ich Weib und Kind habe. In Gedanken beſitze ich oft Frauen und Mädchen, und alle ſind für Dinge da, die Kinder im Gefolge haben. Aber Gedanken ſind wie blinde Triebe, die umkommen, noch bevor ſie den Weg der Tat betreten.

Gewiß jage ich manchmal auch dir nach in Gedanken, wenn meine Seele dein liebes Geſicht und die Schmiegſamkeit deines Leibes vor mich hinſtellt. Und das vermag meine Seele zu tun, denn ſie iſt mächtig und frei und unabhängig von jeder Sitte. Meinen Leib freilich kann ſie dir nicht zutragen. Aber — wenn Tage und Wochen verſtreichen, ohne daß wer kommt, der deiner Seele zuſagt, und dunkle Süchte bringen dich zugleich in Bedrängnis — und du haſt mein Geſicht nicht vergeſſen können, dann laß dich wieder auffinden! Ich warte dann deiner mit allem, was an mir iſt, wie auch du alles an dir für mich mitbringen mußt. Und das Schönſte und Schöpferiſche an uns wird dann ſein: das gegenſeitige Freigeben unſerer Natur, das die Menſchen Sünde heißen.

Föhn / von Ludwig Seifert.

I.

Kennſt du den Wein, der edler iſt
Als aller ſüdlichen Lande Weine —
Der wie das Blut von den Wolken fließt
Und von der Höhen dunklem Steine?

Kennſt du den Wein, den alle Götter tranken,
Der in der Helden Adern kreiſt —
In dem unſre Leiden wimmernd verſanken,
Den Wein, der uns über die Berge reißt?

Das iſt der Föhn; ihn trank als erſte
Die alte Glocke: ſie ſang heut' Nacht
So wild, als ob ihre Stimme berſte
Von uraltem Weh und verſunkener Pracht.

Den Bürger ſchreckt ihr bang' Getöne
Aus dumpfem Schlaf — er fragt verſtört,
Wer ſeines Daſeins Art verhöhne,
Die ihn ſeit Vaters-Zeit betört . . .

Es war der Föhn! Er reicht dem Dichter
Des Wahnes dreimal geheiligten Kranz.
Der ſtürmt hinaus wie ein trunkner Vernichter
Und fordert die fernſten Wolken zum Tanz.

II.

Meinſt du, ich weiß es nicht, wie es ſo kommt
In langen ſegenloſen Tagen, Monden,
Wo uns kein Werk gerät, kein Denken frommt,
Dies: ſich beſcheiden bei den ſchalen Frohnden.

Wie wir dann kälter werden, matt und ſtill,
Und uns des Bürgers Klugheit kann verführen,
Daß wir ſo tun, wie es die Menge will —
Nur nicht mehr frieren vor verſchloſſ'nen Türen!

Allein, weißt du auch dies: Es kommt der Föhn,
Und ſeine roten Wolkenfahnen flammen,
Und was ich geſtern nannte recht und ſchön,
Das bricht wie welkes Blätterwerk zuſammen.

Wie ein gefangner Fürſt, der ohne Namen
In ſchlechtem Kleide lebte kümmerlich,
Da ſeine Treuen ihn zu löſen kamen,
Die Tracht des Knechtes jauchzend wirft von ſich:

So werfe ich die tote Nüchternheit
Von mir. Und bei des Sturmes feierlichem Segen
Zerflattre aller Tand der Sklavenzeit —
Ich ſchreite ſingend dem Geſchick entgegen!

Die Heuſchrecken / von Richard Huldſchiner.

Ich, armer Romuald, der ich ein unwiſſender Büßer bin und einſam lebe wie ein Tier des Waldes, habe Seltſames geſehen, was ich nicht verſtehe. Ich bin ſehr betagt, und ich habe das Fragen verlernt: denn was der Herr will, daß geſchehe, hat keinen Anfang und hat kein Ende und hat keine Urſach' außer die, daß der Herr es will.

Anno 1338 geſchah der Bruch, der herabfiel, ob Sankt Oswalden, außerhalb Bozen, und zerſtörte vier Häuſer. Sie ſagen, daß ein Mann, namens Merklin, der Reimer, mit Weib und Kind zerdrückt worden ſei, und war ein Staub und Wolke, daß ich von meinem Loch aus ober Entiklar es ſah und vermeinte, die Erde tue ſich auf. Ja, ſie haben in der Stadt viel Sündhaftes auf ihre Seele geladen. Aber ich bin ein unwiſſender Büßer, und will nicht richten. Herr, du weißt — —

Eodem anno flogen die Heuſchrecken und kamen gen Bozen um Sankt Bartlmeestag, und der Flug währte vierzehn Tage. Ich ſaß auf einem Stein, um die vierte Stunde des Morgens, da es anhob, über den Bergen licht zu werden, da tat ſich weit drinnen über dem Tal des Eiſack ein ſchwarzer Rauch auf, kam gegen die Sonne und verfinſterte ſie, daß ich erſchrak. Da begannen in der Stadt die Glocken zu läuten, und der Rauch breitete ſich aus und ſtieß mit eckigen Schwaden nicht anders, denn eine Hagelwolke, in den lichten Himmel hinein, daß aber die Gipfel der Berge frei blieben

und die Sonne auf ihnen lag; ich ſehe ſehr weit von dem Stein, der am Ausgang meiner Höhle liegt, ich ſehe bis nach Meran hinein und bis in die finſteren Klüfte des Eiſack, und ſehe hinab bis zur Salurner Enge, in der Evinus, Herzog zu Trient, den Frankenführer Crammichis geſchlagen hat in grauer Vorzeit. Und ich erfreue oft mein altes Herz am nichtigen Schein des Waldes und der Berge. Vielleicht iſt es Sünde, ich weiß nicht, ich bin ein unwiſſender Büßer. Aber als ich nun ſaß und aufſchaute und die Wolke näher kam, da war es, als ſei alle Schönheit des Tales verloren und in Staub und Stank erſtickt; die Welt wurde wie ein ſterbender Menſch, deſſen Lächeln und Glanz mit dem letzten Atemzuge erliſcht.

Um die zehnte Stunde waren die Heuſchrecken über mir, und ſie flogen bis Feierabend; da ließen ſie ſich nieder und verwüſteten das Feld allenthalben, Heu, Gras, Korn und anderes, nur den Wein nicht. Und ſie flogen ſo dicht, daß man die Sonne auf Erden kaum ſpürte, wie heiter es auch war, und zogen das Waſſer hinab, bis an das Meer. Das erreichten ſie am vierzehnten Tage ihres Fluges zu ausgehenden Auguſt. Ihres Samens aber blieb zu Bozen und zu Kaltern.

Ich habe gebetet und gefaſtet und zwei rauhe Eichenäſte kreuzweiſe auf mein Lager gelegt; vielleicht war mein Lager bis jetzt zu weich. Ich hatte mir Moos geſammelt, und eine Bäuerin hatte mir ein Fell geſchenkt. Ich bin alt, und von meinen Gliedern iſt die Fülle geſchwunden; da ahmte ich den Vögeln nach, die Federn in ihre Neſter tragen, und den Murmeltieren, die Moos und Blumen in ihrem Winterlager häufen.

Aber am Tage der heiligen Roſalia ſah ich, da die Morgennebel aus den Auen ſtiegen und nur die Spitzen der Bäume über ſie emporragten, um die Sonne herum am Himmel vier Lichtkugeln und zwei gekreuzte Lichtbalken, daß es ausſah wie ein ſtrahlendes Kreuz, in deſſen Mitte aller Glanz iſt, und deſſen vier Enden der Herr in Glorie entzündet hat.

Es haben noch viele andere Menſchen dies Zeichen geſehen, und ſie kamen den ganzen Tag vor meine Höhle; aber ich ſprach nicht

zu ihnen, denn ich lag auf den Boden gestreckt und biß in die Erde, Staub zu fressen. Sie sangen und es hallte überall im Wald, und die ersten Kastanien fielen grün von den Bäumen.

Am Tage darauf begann der große Regen. Und war bald im Etschland allenthalben so großes Gewässer, daß es von Klausen bis Bozen alle Brücken hinwegriß, und zu Neumarkt fuhr man auf der Etsch und hinüber bis Tramin durch die Weingärten, und niemand wußte, wo der Kalterer See lag. Es wurde hinterher auch ein strenger Winter. Der Wind wehte den Schnee in meine Höhle hinein, und sie trugen mir oft vom Dorf ein Feuer herauf: aber ich erstickte es mit Moos und Steinen; denn wenn der Herr nicht will, daß ich in meinen Sünden dahinfahre, so wird er mich wärmen. Ich habe Gesichte gehabt auf dem dunklen Fels meiner Höhle; aber ich sage nichts davon.

Im nächsten Jahr, im ersten Herbstmonat, da kamen die Heuschrecken vom Pustertal bis gegen Brixen. Da ließ der Bischof die Glocken läuten, und sie kamen dazumal nicht bis Bozen, sondern kehrten hinter sich. Aber am 22. September erstach Jörg Preisinger seine Hausfrau Anna und seine Söhne Niklas und Johannes; da flogen die Heuschrecken einundzwanzig Tage hintereinander beim Wasser der Etsch ab, zerkauten den Frauen ihre Mäntel und Röcke, das Korn, das auf den Feldern lag zu dörren, alle Saaten und Kräuter, und selbst die seidenen Deckel der Hüte, die die Leute auf den Köpfen hatten. Es war gegen Abend, wenn sie sich niederließen, nicht anders denn ein Hagelschlag; so prasselte es auf Dächern und Bäumen, und was von Weibern im Freien war, schrie vor Entsetzen und verfiel in Krämpfe. Ist auch Praxedis von Valör eines schweren Todes gestorben. Denn es packte sie ein Wahnsinn des Herrn und trieb sie, von einem spitzen Felsen herabzuspringen, daß sie zerschellte.

In Meran hat man in den Nächten schamlos nackte Weiber mit Fackeln durch die Straßen rennen gesehen. Manche deuten es auf Pest. Und ich, der ich nur ein unwissender Büßer bin, und nicht weiß, was ich rede, und nur rede, wie ein lallendes Kind, ich weiß nicht aus noch ein und hoffe nur dieses: die Zeit ist nahe.

Denn es häufen ſich Verbrechen und Ketzerei, die Welt iſt finſter ohne Unterlaß, und ich ſage: das Grab des Herrn iſt immer noch in den Händen der Heiden. Du blutiger Heiland, ſtrafe uns nicht um unſere Sünden und unſer Verſäumnis! Sie haben freilich in der Stadt jetzt an unſer lieben Frauen Pfarrkirche das erſte Gewölbe vollendet; aber noch ſteht dein Haus, o Gnadenreiche, von Gerüſten umſchloſſen, dem Blick der Gläubigen entzogen und verdeckt, wie die Wahrheit des Herrn von den Umtrieben und Schlichen des Satans.

Wir ſind Sünder vor dir, o Herr, und ich, armer Romuald, der ich ein unwiſſender Büßer bin, ich ſchlage meine Stirn wider den harten Fels meiner Höhle, da ich ein Geſicht gehabt: ich ſah in dunkler Nacht, da es in den Bäumen ſtürmte, dein Antlitz, Viridis, mit der blutigen Wunde auf der Stirn, und du lächelteſt, lächelteſt deinem Mörder zu. Dann aber ſchloſſeſt du langſam deine Augen, und dein Antlitz wurde fahl und traurig, wie der Himmel, wenn die Regenwolken darüber ziehen. Habe ich nicht genug getan? Bin ich der Verfluchte, um deſſen Sünden willen die große Not und Verderben über das Land gekommen iſt? Sage es mir einfältigem Mann, ſage es mir!

Hoc anno im Heumonat ſammelten ſich die Heuſchrecken abermalen im Puſtertal, flogen über Bozen und an der Etſch ab und verwüſteten das Land, daß man überall abmähen mußte, und daß jedermann mit ſeinem Hausgeſinde, mit Beſen, Stecken und Meſſingpfannen, mit Schreien und Lärmen ſie aus den Äckern und Weinbergen bringen mußte, ſo daß ſie klein und ſchwach wurden und nicht fliegen konnten. Sie verwüſteten Weizen, Roggen, Gerſte, Flachs und Mais, taten um viel tauſend Mark-Berner Schaden, und wo ſie über Nacht liegen oder nur vorüberfliegen, da iſt alles von dieſem Geſchmeiß verderbt; aber ſie fliegen bei Mondſchein gleich als wie bei Tage.

Iſt Herr Sigmar Prannger, Pfarrer von Kaltern, bei ausgehender Nacht zu mir gekommen und ſagt: Bruder Romuald, ich weiß mir keines Rates mehr, der Teufel ſchickt ſeine hölliſchen Sendboten.

Ich drauf: Schmähet nicht Gottes Getier! Helfet ihm lieber von seiner Verblendung! Mir sind die Heuschrecken Bruder und Schwester; was sie tun, tun sie im Unverstand.

Er: was meint ihr?

Ich: der Bruder, der sündigt, die Schwester, die sündigt, wird nicht verworfen, ehe sie nicht gewarnt sind. Auch ich, ich bin gewarnt worden.

Er ging mich hart an mit Fragen; ich antwortete nicht mehr.

Da hat Herr Sigmar Prannger, Pfarrer, am Tage Michael Erzengel, den großen Kirchenbann gegen die Heuschrecken geschleudert, auf daß sie sollen ledig sein der Teilhaftigkeit an den heiligen Sakramenten, ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Gläubigen, und niemand soll sie mehr hausen, und man soll ihnen Ruhe nehmen und Nahrung und soll sie abtun, wo man sie trifft, mit Weib und Kind und Samen als die Verfluchten, denen Gott Verzeihung versagt hat. Und alle Kerzen wurden in der Kirche gelöscht, eine nach der andern, nnd wurden sieben Frauen in Krämpfen von dannen getragen.

(Schluß folgt.)

Gallmetz / von Arthur von Wallpach.

(Eggentaler Sage, 1636)

„Es lauert Tod, der dich ergreift
Im lauen Wind, der feldher schleift.
Kein Rauch kreist traulich aus dem Schlot,
Die Kirchenglocken sind alle tot.
Mach schnell, nicht rechts noch links geschaut, —
Nur meilwegsweit aus kühlem Tann
Winkt schon das Joch dort überm Raut,
Dann bist du aus des Sterbens Bann."

Vom Reich herein ſprang jach die Peſt;
Den Atem Glut und Aasdunſt preßt.
Sie heert wie Brand, ſie metzgt und mäht,
Umſonſt iſt Heilſpruch wie Gebet.
Der Kranwitfeuer Dampf wie Blei
Schwelt überm ausgedorrten Bühl,
Das Weidvieh ſchweift aus Pferch und Brühl
Und ſchaurig brüllt ſein Durſtgeſchrei.

Im Korngold, raumſam, giebelhoh
Fünf Höfe liegen, reich und froh.
Nun gähnen offen Tür und Tor,
Das rußige Sparrwerk zackt empor
Und unterm Schutt und gloſem Schein
Ruht, was der Hof an Leben barg:
Des Riebel, Wieſel, Ebenrain,
Des Talderers Hofſtatt ward zum Sarg.

Und wie er bergzu irr' geflohn,
Dem Wand'rer ſcheints gewonnen ſchon.
Gallmetz grüßt vom erſehnten Grat.
Getroſt er raſch zur Flur eintrat
Und ſtockt. — Ein Fliegenſchwarm aufſchwirrt;
Geflammt und fleckig, voll Geſchwür,
Mit glaſig grünem Fleiſch der Wirt
Und ſein Geſind grinſt tot herfür.

Wie er ſich wendet, angſtgehetzt,
Ein Spuk, ein Wunder zeigt ſich jetzt.
Zumitt der Leichen fählem Grau'n
Ein Kind lacht, roſig, voll Vertrau'n.
Mit einem Apfel prall und rot
Lockt er's ans Fenſter, — es gelingt,
Er faßt's und, hinter ſich den Tod,
Mit wilden Sätzen er entſpringt.

Den Hof fraß Brand, das Mädchen hold
Zur Jungfrau wuchs im Flechtengold.
Die ſchöne „Stina“ hieß ſie nur,
Dem Zapfſohn bracht ſie Nam' und Flur.
Das Brachland ſchwand im Gang des Pflugs,
Die neuen Giebel glänzten weit,
Der Höfe Mauerſchutt verwuchs,
Im Wind verwehte alles Leid.

Ein ſtark Geſchlecht von ihr ſich ſchreibt,
Das noch ſein tüchtig Weſen treibt
Und immerfort mit Lieb und Scheu
Der Ahne denkt. Das Land blüht neu,
Doch auf der Gallmetz Mauerreſt
Nacht's, wenn der Mond geſpenſtig ſcheint,
Mit goldnem Kamm ſtrählt wie zum Feſt
Stina ihr goldnes Haar — und weint.

„Den heiratsfähigen Mädchen“ / von Robert Michel.

Als ich bei dem jüngſten Roman von Hoffensthal „Lori Graff“ die Widmung las — Den heiratsfähigen Mädchen und deren Eltern — war ich eigentümlich unangenehm berührt. Jetzt nach der Lektüre kann ich mir gar nicht mehr recht darüber klar werden, weshalb mich dieſe Widmung ſo aufgebracht hatte. Es erſchien mir wohl im erſten Augenblick für ein Kunſtwerk deklaſſierend, wenn es ſich durch äußere Aufſchrift an eine beſtimmte ſoziale Gruppe wenden will. Sehr genau erinnere ich mich, daß mir beſonders das Wort „heiratsfähig“ gegen den Strich ging; in der Tat, es iſt ein ernüchterndes Wort, ein Wort gut ſpießbürgerlichen

Ursprungs. Hätte ich nicht Hoffensthals erste Romane — Maria Himmelfahrt und Helene Laasen — gekannt, wäre ich bei der Lori Graff über die Widmung wohl nicht hinausgekommen. Ich schicke dies alles voraus, um jenen Lesern, denen es beim Aufschlagen des Buches ähnlich ergehen sollte wie mir, die Zusicherung zu geben, daß sie sich beim Lesen alsbald von einem starken Strom dichterisch gestalteten Geschehens erfaßt fühlen werden; alle Einwendungen gegen die Widmung werden ihnen dann wohl nichtig erscheinen.

Die erste Novelle, die Hoffensthal bekannt gemacht hatte, handelte von der Verschleppung einer sexuellen Krankheit in die Ehe. Dort war mit wenigen kargen Zügen diese unheilvolle Katastrophe in einer Ehe meisterhaft dargestellt. Um diese Zeit hatte einer der tüchtigsten Tendenzdramatiker, Eugène Brieux, dasselbe Problem als Stoff für eine Bühnenarbeit gewählt. Das Stück wurde nicht so bühnenwirksam wie etwa „Die rote Robe" und behauptete sich nicht lange auf dem Theater. Der deutsche Übersetzer dieses Stückes, der Hoffensthals treffliche Novelle mit dem ähnlichen Vorwurf kannte, setzte dem verdeutschten Drama die Prosastücke Hoffensthals als Präludium voran.

Man kann es nur willkommen heißen, daß Hoffenstal nunmehr, nachdem er an einigen bedeutenden Arbeiten zu einem Darsteller herangereift ist, der die mannigfachsten menschlichen Schicksale künstlerisch zu bewältigen gelernt hat, jenen Stoff noch einmal aufgreift. Scheint er doch, da er zugleich Arzt ist, dazu berufen wie kaum ein Zweiter.

Das Buch beginnt mit einem Vorspiel: Die junge Hilda Volgerath tanzt unter vielen anderen durch den vergnügungsschwülen Ballsaal und oben auf dem Podium spielt unter vielen anderen der blonde blasse Karl Sybold. In dem berauschenden Wiegen findet Hildas Auge immer wieder den jungen Geiger; und schließlich kommt alle Musik für Hilda von dieser einzigen Geige. Dann verstummt die Musik. Hilda setzt sich nieder; und während ihr schöner Brustkorb, der biegsam ist wie ein Weidengeflecht, hastig arbeitet von dem erhitzten Atemholen, gilt ihr verträumtes Schauen nur dem einen,

an den sie sich mit ihren sehnenden Blicken völlig verliert. Endlich sieht sie, wie die blassen Hände sich heben; und wieder beginnt die Geige für sie zu klingen. Tänzer kommen um Hilda und werden abgewiesen. Sie will nur für den blonden Geiger da sein; ihre Augen sprechen ununterbrochen mit den seinen und sie fühlt schon, wie alles werden wird — nach dem letzten Bogenstreich wird er um sie kommen, dann werden sie zusammen weggehen in die dunkle Nacht hinaus und sie wird ihm nichts versagen können.

Zwei Jahre vergehen. Hilda hat nach jenem ersten Lohfeuer ihrer Sinne enttäuscht dem treulosen Geiger und der Stadt Innsbruck den Rücken gekehrt und lebt nun in Bozen. Ihre Beschäftigung als Verkäuferin läßt ihr nicht viel freie Zeit. Dennoch findet sie Zeit genug, hin und wieder im Geheimen ihren neuen Geliebten aufzusuchen, den Konzipisten bei der Bezirkshauptmannschaft Doktor Valentin von Alfreider. Diesmal ist es aber keine überhitzte raschvergängliche Leidenschaft, es ist ein gegenseitiges, inniges Gernehaben mit einem glücklichen Gefühl warmer Geborgenheit. Sie wären einander wohl noch lange gleich gut geblieben, hätte nicht eines Tages Hilda einen überraschenden Heiratsantrag bekommen, den die kleine Verkäuferin als einen Glücksfall schätzen mußte, wie er sich im Leben nicht leicht wiederholt. Gegen einen solchen Antrag muß Alfreider zurückstehen, denn er selbst hätte sie nie zur Frau machen können. Alfreider bleibt allein. Er vermißt das liebe Mädchen noch lange; aber allmählich ist es nicht mehr Hilda, die er entbehrt, sondern in ihr überhaupt das Wesen, das eine einsame und zärtlichkeitsbedürftige Natur braucht. Da denkt er daran, sich zu verheiraten. Seine Wünsche richten sich bald auf Lori Graff, eine Freundin seiner Schwester.

Ich ertappe mich dabei, daß ich nichts anderes tue, als die Geschichte von Hoffensthal mit flüchtigen Worten nachzuerzählen. In der Tat hat Hoffensthal eine so breite, ruhige, sichere Art des Erzählens, daß man gar leicht versucht ist, seine Geschichten wie Märchen weiterzugeben. Ich will mich beschränken und werde das Schicksal der Lori Graff nur in den wichtigsten Zügen nachzeichnen.

Lori kommt als Valentins junge Frau nach Bozen, das ihr zur neuen Heimat wird. Nicht eine unwiderstehliche Zuneigung hatte die beiden zusammengeführt; trotzdem scheint es, als müsse ihre Ehe ein glücklicher Bund werden, da sich bei günstigen Voraussetzungen alsbald eine gute Harmonie zwischen ihnen einstellt. Die einzige Störung in diesen ersten glückgeneigten Tagen ist, daß Lori häufig von einem unerklärlichen körperlichen Unbehagen befallen wird, dem jedesmal eine lange Mattigkeit folgt. Schließlich will sich alles in einer erfreulichen Art lösen: Lori glaubt des großen Glückes sicher zu sein, daß sie bald Mutter werden wird. Von diesem Gipfel des Glücks stürzt die junge Frau jäh ab in ein Tal des Elends, aus dem sie nie mehr emporkommen soll. Die Ärzte, die ihr die schönen Erwartungen bestätigen sollen, rauben ihr nicht nur die gute Hoffnung auf baldige Mutterschaft, sie geben ihr dazu die unheilvolle Gewißheit, daß die früheren schmerzhaften Erscheinungen der Beginn einer schweren Erkrankung waren, die ihr Mann verschuldet hatte.

Bis zu dieser Katastrophe ist der Roman meisterhaft geschrieben und auch der Leidensweg, den nun Lori durch das Spital in Innsbruck zurück zu ihrem Manne macht, das alles ist lebenswahr und oft tief ergreifend, so daß man dem Dichter viel Dank weiß. Aber von da ab kommt leider ein gewisser Zwiespalt in das Buch. Ich halte dafür, daß von hier an der Arzt den Dichter geschädigt hat. Der Arzt hatte den festen Vorsatz, an der heimgesuchten Lori alle Schrecken einer solchen Krankheit aufzuzeigen. Nicht allein mit der Darstellung des Niederganges der körperlichen Kraft und Gesundheit wollte er sich begnügen; er wollte an diesem Opfer auch die verderblichen Folgen demonstrieren, die das Seelenleben des so erkrankten Menschen erleidet, bis in die grausamsten Möglichkeiten hinaus, bis zum errettenden Selbstmord. Der Dichter leistete dem Arzt dabei treue Gefolgschaft; aber es konnte nicht abgehen ohne einige psychologische Gewaltsamkeit.

Lori kehrt zu ihrem Manne zurück, um ihren Eltern zuliebe einen Skandal zu vermeiden. Ihr Haß gegen Valentin wandelt sich allmählich in Gleichgültigkeit. In dieser haltlosen Ehe ergibt sie sich

schließlich gerne der keimenden Liebe zu einem Freunde ihres Mannes, dem jungen Advokaten Hoffmann. Valentin entdeckt Loris Untreue durch einen Zufall, in den er vom Schicksal wie ein Nachtwandler hineingeführt wird. Er fordert Hoffmann zum Duell und Hoffmann fällt.

Dieses Duell mit seinem unglücklichen Ausgang gibt der Handlung des Romans einen unerwarteten starken Schwung. Aber manche feinnervige Leser werden nach dem Lesen dieses atemraubenden Kapitels die ersten Einwände gegen den Dichter erheben: sie werden empfinden, daß der Dichter die Entwicklung des Liebeshandels zwischen Lori und Hoffmann zum großen Teile schuldig geblieben ist; und sie werden wohl auch mit dem Ausgang dieser Angelegenheit nicht zufrieden sein. Ich höre die Einwände: Hoffmann, diesen Genießer und Glücksucher, haben wir als einen Menschen kennen gelernt, der sich in diesem Falle gewiß nicht schießen wird; lieber wird er alle Ehre und manches andere in Bozen zurücklassen und wird seine Geliebte auf die Schultern nehmen und sie davontragen in die weite Welt, um irgendwo ein Plätzchen für sein Glück zu finden. Und die so sprechen werden, brauchen gewiß keine Anhänger der Antiduelliga zu sein — sie würden nach seiner Charakterisierung eben nichts anderes von ihm erwarten.

Wie gesagt, durch den unglücklichen Ausgang des Duells kommt ein neuer Schwung in die Handlung. Valentin, in dem Bewußtsein seiner schweren Schuld gegen Lori, ermannt sich nun zu der Auffassung, daß sie jetzt beide einander etwa Gleiches zu verzeihen haben. Und auf dieser Basis — Schuld gegen Schuld, Verzeihen gegen Verzeihen — ist er gewillt, mit Lori ein neues Leben anzufangen.

Lori kehrt nach langen Monaten zu ihm zurück. Sonderbarerweise erscheint es nun beiden als die wichtigste Aufgabe, vor allem die Achtung der Gesellschaft wiederzugewinnen. Sie wollen mit der größten Selbstverleugnung den Kampf gegen den Tratsch und die anderen Kleinstadtmächte aufnehmen. Hier wird das Buch den zahlreichsten Einwänden begegnen: Ja, warum gehen diese zwei vom Schicksal müdegehetzten Menschenkinder, wenn sie wirklich die Absicht

haben, einander zu verzeihen und wieder einander zu finden, warum gehen sie nicht weg von Bozen? Weg aus dieser Stadt, der sie innerlich doch nicht so stark verwachsen sind und die der Dichter so schildert, daß es fürwahr für Menschen vom Schlage Loris und Valentins weder erstrebenswert noch sonderlich aufrichtend sein sollte, wenn sie sich tatsächlich die Achtung der Stadtgesellschaft ertrotzten; und noch dazu bestehen keine großen materiellen Schwierigkeiten für sie.

Der Arzt, der nebenbei ein tüchtiger Moralist ist, lächelt aber und reibt sich befriedigt die Hände. Lori erfährt in dem Kampf um die Achtung der Stadt eine Niederlage nach der andern und der allgemeine Verfall schreitet unaufhaltsam vor. Bis sie schließlich als einzige Rettung aus aller Bedrängnis den Tod ersehnt. Wie sie einst von dem Gipfel des Glücks jäh hinabgestürzt war in einen fürchterlichen Abgrund, so stürzt sie sich jetzt aus freiem Willen von dem hohen Gandkofel, um ihr glückloses Dasein zu verlöschen.

Den Einschränkungen im Lobe des Buches wäre noch manches gesonderte Lob entgegenzustellen. Da sind unterschiedliche Nebenfiguren, von denen einige in einer prächtigen Plastik herausgearbeitet sind, und Episoden von zartestem poetischen Reiz. Als einziges Beispiel erwähne ich das Aufkeimen der kindlichen Zuneigung der kleinen Paula von Amplatz zu der schönen Lori, in der sie ihr „Ideal" sieht. Ich überlasse es den Lesern, weitere Beispiele zu finden.

Um noch einmal auf die Widmung zurückzukommen: Wenn Hoffensthal das Buch unbedingt in dieser Art affichieren wollte, so hätte er es viel eher „Den jungen Männern" widmen sollen; denn an sie vor allen wendet sich das Buch mit der Schilderung dieser verunglückten Ehe. Und wenn es bei einigen von ihnen die Gewissenhaftigkeit für ähnliche Fälle hebt, so kann der Dichter, soferne er mit dem Buche eine Tendenz verfolgte, mit der Wirkung vollauf zufrieden sein.

„Lori Graff". Roman von Hans von Hoffensthal. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin.

Vigilie / von Lorenz Luguber.

Ach, dies ward mir längſt zur Pein
und ich weiß es wie den Tod:
Nie mehr wirſt du in meinem Leben ſein!

Geliebte du! dein Bild von Fleiſch und Bein
verblich mir einſt im Schatten meiner Träume.
Ich aber denk': du lebſt noch irgendwo
ein Leben tief und hoh wie das der Bäume.

Blutbuchen gleich, die nord'ſchem Strand entragen
und ehern deiner Heimat herben Himmel tragen,
lauſchſt du entrückt des Meeres dunklem Sang
von hellen Segeln, die der Sturm bezwang.

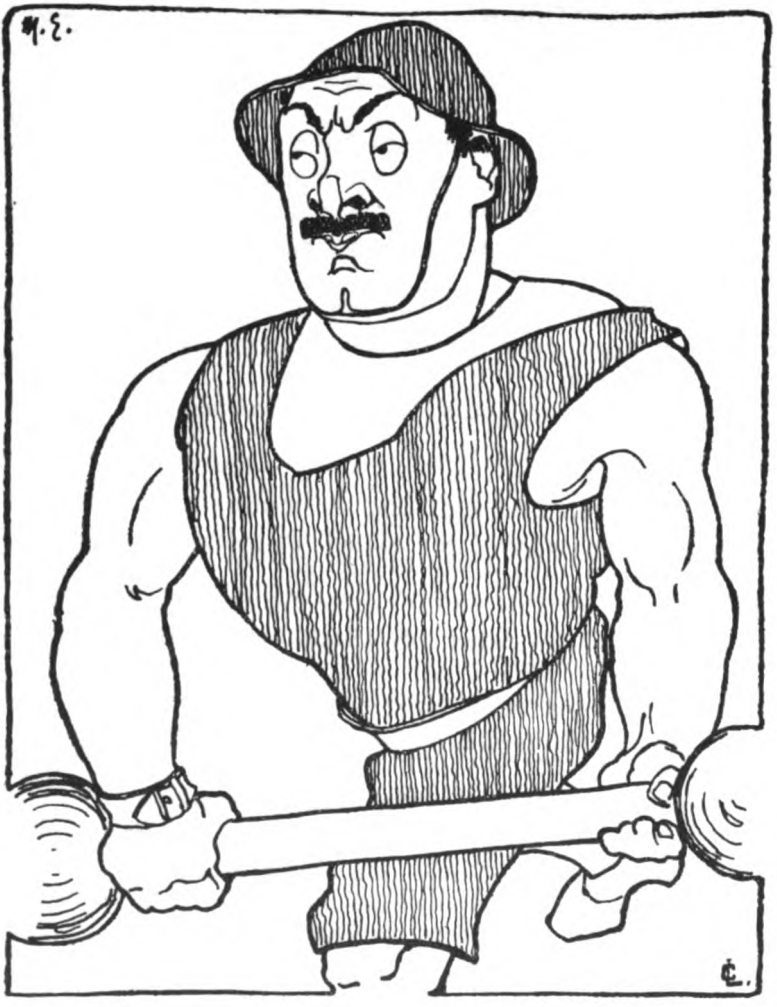
War ich der Sturm, warſt du die Melodie,
die ſeinen Schwingen willig ſich vertraut.
Haſt du auf mich, hab' ich auf dich gebaut?
Wir trugen uns. Wir frugen nie.

Du haſt das Lachen nicht gekonnt nnd nicht die Laſt
verbuhlter Thränen mir ans Herz gelegt.
Ich war in dir, du warſt in mir zu Gaſt —
nie hat ein tiefer Ding die Welt bewegt . . .

Nun glühn beſeelter Sonne, Mond und Sterne
zu Häupten uns . . . Doch aller Glanz der Welt
hüllt mich in Einſamkeit und dich in Ferne.

Vielleicht, mein Baum, an lichtverſchneiter Küſte
ſchauſt du verträumt der Wolken blinde Flucht.
Ich aber ward zur Stimme in der Wüſte,
die dich ſucht — die dich ſucht —!

(gez. von Max v. Eſterle.)



Albin Egger-Lienz / oder „Tiroler Schwerathletik“.

Landesverband und Journaliſtik / von Fortunat.

Es ſei vorausgeſchickt: Ich betrachte mich als Outſider und perhorresziere jedes „Sachverſtändnis“. Mich intereſſiert weder der Landesverband für Fremdenverkehr noch die Journaliſtik, die in ſeinen Dienſten ſteht. Mein lebendiges Kulturempfinden, das leider ſo rückſtändig iſt, daß es ſich ebenſo willig von einer Poſtkutſche wie von der Südbahn über den Brenner tragen läßt, wird von dem Kompromißverhältnis zweier Inſtitutionen, die anſcheinend wie Tod und Teufel auf einander eingeſchworen ſind, nicht ſonderlich haranguiert. Was ſchert mich Unzeitgemäßen ſchließlich auch das Intereſſenduo von Impreſario und Jodlerin, welch letztere (je nun, ſie war nicht in dem Tal geboren) mit dem kontraktlich ausbedungenen Bruſtton der Ueberzeugung ihr „Zillertal, du biſt mei' Freud!“ in die papierene Welt des Fremdenverkehres ſchmettert! Ich nehme es der profeſſionellen Nachtigall natürlich auch nicht übel, wenn ſie eines Tages ſtreikt und ihr Geſchmetter einſtellt; ich unterdrücke ſogar eine ſpontane Sympathieaufwallung für den knauſerigen Brotherrn, der die Hungerſubvention von 3000 Kronen nicht aufs Doppelte erhöhen will. Kurz, ich nehme überhaupt keine Notiz davon, ſolange ich im Weichbilde der Landeshauptſtadt noch auf einen Fremden ſtoße, der nach der Heimſtätte modernen Kunſtſchaffens im Lande auslugend ſeine Neugier damit büßen muß, daß ihn der Genius loci vor das Schaufenſter der Firma Czichna führt.

Aber ſiehe — da ergibt ſich plötzlich eine Zwangslage, die dem belangloſen Gepräge dieſes Streitfalls einen beſtechenden Zug naiver Don-Quichoterie verleiht. Wohl ſtehen ſangeswilliger Begeiſterung noch viele Täler dieſes Landes offen und Almen, auf denen es keine Sünde gibt, aber — Verhängnis, nenn mir deinen Namen! — es ſind die offenen Arme nur eines und desſelben Impreſarios ſchützend darüber ausgebreitet. Was tun? frägt ſich das ſchwer gekränkte journaliſtiſche Naturſängertum. Und richtig, es entſchließt ſich bomben- und

zitatenfest, die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift zu wandeln. Es droht, die allzeit gläubige Oeffentlichkeit darüber aufzuklären, daß man an diesem vielbesungenen Zillertale alles eher denn seine Freude haben könne (obwohl dort, ich beschwöre es, noch immer schöne Mädchen wachsen); es droht — man zittere! — die haltlose Legende vom Tugendhort der Almen gründlich zu zerstören, wenn seine Forderungen nicht erfüllt würden. Aber das fällt dem hartgesottenen Landesverband natürlich gar nicht ein. Im Gegenteil, es kommt zur Lösung des Vertrages, und das Ende vom Lied? Der in seinem innersten Nerv getroffene Naturmensch wandert großzügig in die freie Schweiz aus, um der glücklicheren Rivalin ein möglichst fruchtbares Verhältnis anzutragen.

Doch halt, Verleumdung — du greifst vor! Noch sind wir vor des Stürmischen Neigung nicht ganz sicher. Er läßt nämlich darüber keinen Zweifel: Seine Liebe zu Tirol könnte noch immer mächtig aufflammen, wenn sie entsprechend geschürt und in gesegnete Umstände gebracht würde. Erweist sich der Landesverband als zu hinfällig (oder zu wenig willfährig) dazu — gemach, vielleicht verfügt ein hohes Ministerium, das für dergleichen öffentliche Arbeiten akkreditiert ist, über unverpulverte Potenzen. Gedacht, getan! Und unverblümt, in Stil und Logik blinde Gefühlsbesessenheit verratend, gibt sich der Biedermeier also preis: „Vielleicht vermag ich doch mehr als man mir zutraut — im guten oder negativen Sinn. Wer mich anständig behandelt, der hat sich über mich noch nie zu beklagen gehabt — ich kann aber auch anders sein . . . ."

Schön; wer aber bürgt für dies „Vielleicht"?! So etwas muß man sicher wissen, wenn es Eindruck machen soll. Im übrigen scheint die Furcht vor negativen Fähigkeiten so hohen Orts nicht allzu groß zu sein. Wird also abgewiesen. Accidenti! Wer erbarmt sich nun der Liebesnot eines journalistischen Desperados, der die bemerkenswerte Naivität aufbrachte, sich seinen harmlosen Korruptionsehrgeiz sogar noch ministeriell bescheinigen zu lassen? Wird er nun seine Drohung wahr machen und der freieren Helvetia, oder — l' amore non è polenta! — der fremdenverkehrsgewandteren Italia

in die Arme fliegen? Oder wird sich neuerdings ein Schiedsgericht der organisierten Kollegenschaft konstituieren? Dann aber mahne ich zur Vorsicht. Denn erstens gibt es vernagelte Köpfe, denen absolut keine Ehrfurcht vor der Statistenwürde eines Vehmgerichtes zur Förderung von Standesinteressen einzutrichtern ist, eines Vehmgerichtes, das sich abgeschminkt — Illusion, fahr hin in deiner Pracht! — als der Verein der „Gefürschteten Grafschafter für Tirol und die Katz" zu erkennen gibt. Und zweitens wäre zu besorgen, daß zurückgebliebene Intelligenzen, denen das Zeitungslatein so wenig eingeht wie das Zeitungsdeutsch, des Ministerstürmers pathetischen Racheschwur „paria paribus" versehentlich mit „Der Paria den Parias!" übersetzen.

Mein Schlußwort aber geht den Landesverband für Fremdenverkehr und jene an, die für das Ansehen des Landes nach außen die Verantwortung tragen. Der leichte Sieg in dieser tragikomischen Affäre wiegt nämlich nichts im Verhältnis zum Debacle, das hier ein im Innersten kulturfremdes Prinzip erlitten hat. Erfordert es die Rücksicht auf die wirtschaftliche Hebung des Landes, daß für seine natürlichen Reize Propaganda gemacht wird, — gut, so fordert es ein Minimum von Selbstachtung der berufenen Kreise, daß dafür nur echte Begeisterung honoriert wird und keine gemachte, handwerksmäßige. Ich gebe zu, das mag nicht immer leicht sein; denn echte Begeisterung macht sich auch dann nicht gerne bezahlt, wenn sie am Hungertuche nagt. Steinklopferhans klopft Steine, ist menschgewordenes Naturentzücken. Herr X klopft Feuilletons von der Maschine und handelt in Naturentzücken. Das ist der Unterschied. Ich aber — ein realpolitischer Ignorant, über den Sie lächeln mögen — sage Ihnen, meine Herren: Es ist ein nichtswürdiger Zustand und für die Kultur eines Landes tief beschämend, daß der papierene Enthusiasmus gefräßiger Reklameartikel, die ein geläufiger Zeilenjäger in eigener Regie verschleißt, mit Tausenden von Kronen subventioniert wird, während Dichter dieses Landes darben und die Kunst des Landes obdachlos sich an die Straße stellen muß, um überhaupt bemerkt zu werden.

WERKE VON KARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Der Brenner

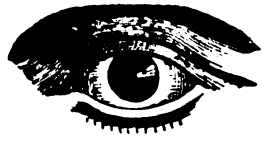
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102, Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

DIE
BLAUEN BÜCHER

des Verlages KARL ROBERT Langewiesche dienen dem Leben und der Wirklichkeit, nicht aber gelehrten Theorien und Gedankensystemen. Sie suchen ihre Freunde in allen Richtungen, Parteien u. Konfessionen unserer deutschen Gegenwart. Auch grade unter solchen Männern und Frauen die (in einem Leben angestrengter Arbeit stehend) sonst nicht leicht zum Genusse wahrhaft lesenswerter Bücher kommen. Der Verlag konzentriert seine Arbeit auf nur WENIGE, mit strengster Sorgfalt gewählte Werke aus den Literaturgebieten: LEBENSFÜHRUNG. — WELTANSCHAUUNG. — KUNST

je Eine Mark 80 Pf. = K 2.16.

Freunde der

„Blauen Bücher"

können dieselben ansehen u. beziehen durch:

Buchhandlung und Zeitungs-Verschleiß

F. Kaltschmid

Innsbruck, Erlerstr. 3.

Gesamt-Verzeichnis:

Frühj. 1910. Jeder Bd. vorn. karton.

Eine Mark 80 Pf. = K 2.16

Arbeiten und nicht verzweifeln!
120. Tausend. (Carlyle-Auswahl.)

Wir jungen Männer!
100. Tausend. (Das sexuelle Probl.)

Griechische Bildwerke.
80. Tausend. (140 Abbildungen.)

Der stille Garten.
80. Tausend. (Deutsche Maler.)

Das Haus in der Sonne.
80. Taus. (Ein schwed. Malerheim) 16 Farbendrucke, 50 schwarze Zeichnungen.

Menschen untereinander.
60. Tausend. (Ruskin-Auswahl.)

Bilder aus Italien.
55. Taus. 175 Aufn. dtsch. Amateure.

Die Seele Deines Kindes.
50. Tausend. (Ein Elternbuch.)

Macht auf das Tor!
40. Taus. (Alte deutsch. Kinderlieder.)

Einbändige Mörike-Ausgabe.
35. Tausend. (Illustr. von Schwind.)

Von der inneren Schönheit.
35. Tausend. (Maeterlink-Ausgabe.)

Deutsche Dome.
30. Tausend. (Ca. 100 Abbildungen.)

Deutsche Plastik des Mittelalters. 30. T. (üb. 100 Abb.)

Die Sonne segnet die Welt.
30. Tausend. (Emerson-Auswahl.)

Vom Erleben Gottes.
20. Tausend. (Lhotzky-Auswahl.)

Jesus von Nazaret, wie wir ihn heute sehen. (v. Fr. Daab.)

von rosen ein krentzelein.
Alte deutsche Volkslieder. (20. Taus.)

Illustr. Prospekt gratis:

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 2.

Carl Dallago: Nietzsche und — der Philister / Michael Laurin: Los / Ludwig Seifert: Morgen im Park / Franz Schamann: Der Indra / Arthur von Wallpach: Garda-Ufer / Richard Huldschiner: Die Heuschrecken (Schluß) / Mikael Lybeck: Müde Bäume / Max von Esterle: Karikaturenfolge II (Rudolf Greinz) / Fortunat: Karl Kraus.

Brenner-Verlag / Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 15. Juni 1910. Heft 2.

Nietzſche und — der Philiſter / von Carl Dallago.

Ich habe ein Buch aus der Hand gelegt mit dem Gefühl eines unbeſchreiblichen Widerwillens über all die ſinnloſen Schmähungen gegen den großen Toten, die es für „Nietzſche's Bild“ ausgibt. Aber ſie treffen nicht Nietzſche, ſie fallen auf den Verfaſſer zurück, deſſen Art genug aufdeckend und gewiß nicht ihm zur Zierde. Wilhelm Fiſcher in Graz, ſo heißt der deutſchöſterreichiſche Pamphletiſt, verſichert zwar, „eigene Art im Werke“ zu bringen und etwas, „dem die Wahrheit nicht fehlen darf“. Ich denke jedoch: es iſt ein großer Haufen, der ſo ſieht, es iſt der Auszug eines großen Haufens, der nur das Äußerlichſte in ſeiner Weiſe abſchöpft und dabei noch an Wertbegriffen, die längſt zu Schlagern wurden, hängen bleibt. Es iſt außerdem etwas, dem gewiß die Wahrheit abgeht. Aber dieſer große Haufe fühlt das nicht, — er regte und erregte ſich bis jetzt auch nicht in einem Buche, — es mangelte ihm dazu aus Gründen, die Philiſtern eignen, bis endlich doch einer losging, vielleicht aufgeſtachelt von journaliſtiſch-ſozialen Freunden oder von Stimmungswallungen an Stammtiſchen, vielleicht mit Ausblick auf beſſere Berühmtheit. Ich kann mir ſonſt die Tonart nicht erklären — dieſe oft ſinnlos zuſchlagende Tonart, die vor Anmaßung anwidert. Das Unfaire der Schreibart nimmt mir alle Möglichkeit, höhere Beweggründe anzunehmen, ſtellt doch das Buch Nietzſche's

ganzes Schaffen als Ausfluß seines „brennenden Ehrgeizes" hin und legt ihm lauter ehrsüchtige Motive unter. Und anstatt Nietzsche reden zu lassen, der eigentlich verhältnismäßig wenig — nur mit einigen Dutzenden kurzen Aussprüchen — zitiert ist, redet der Verfasser selbst seinen Nietzsche, ohne zu bedenken, daß damit seine Ohren — seine Abneigung und Enge, sein ganzes Philistertum in das von Nietzsche Gesagte hineintragen und dieses so oft in das Gegenteil verkehren. — Aber wie sollte jemand, der dem toten Nietzsche noch als „ein Hauptgebot des Pythagoras" die Weisung gibt: „sei gegen Niemand frech!" die Frechheit und völlige Unzulänglichkeit an sich selbst bemerken können!? — — —

So ließe sich das Buch zur Seite legen als etwas, das mit der eigenen Armseligkeit die Welt bereichern will. Aber da es mir ein Zeugnis abzulegen scheint dafür, wie Nietzsche sich ausnimmt in den Augen des typischen Philistertums — in den Augen eines großen — versteckt aller wahren Größe grollenden — Haufens, möchte ich versuchen, an der Tonart des Buches die Wesensart dieses Haufens zu beleuchten und sein Verhältnis zum großen schöpferischen Menschen — zum Genie. Es entschuldigt vielleicht mein Verweilen der Umstand, daß dieser Haufe immer da sein wird, daß er vielleicht oft noch wie heute die Öffentlichkeit besetzt hält und seine Art hineinstreckt bis in die ihm im Grunde ewig fremden und an sich ewig unerschöpften heiligen Begriffe von Religion und Kunst und auch von Wissenschaft, wo sie echt ist; aber dort ist sie nicht mehr nur Wissenschaft.

* * *

Das Buch tritt richtend auf, und wie alles, was unvermögend ist, richtet es über Menschen und Dinge umso bestimmter, je weniger es davon wahrnimmt. Es beginnt mit der Erforschung, ob Nietzsche „seine eigene Natur oder eine ihm fremde dargestellt hat" und folgert: eine ihm fremde, weil die Raubtiernatur „seiner eigenen Natur fremd gewesen", — weil er „seinem Ideale Caesar Borgia" im Leben nicht entsprochen habe. Nietzsche's Aus-

ſpruch: — „Denn ein Geſchwür iſt eine böſe Tat, die redet ehrlich. Einem Pilze gleicht der kleine Gedanke, er wächſt und der Leib morſcht von ihm", — gäbe zwar eine Erklärung, wie Nietzſche es meint, wenn er Caeſar Borgia ausſpielt gegen die verſteckte Kleinheit und Gemeinheit der Menſchen. Aber das Buch erklärt dieſen Ausſpruch als Sophisma, wie alles, was Nietzſche geſchaffen hat, ſein ſoll: „ein Gewebe von Sophismen mit einem Fünkchen Wahrheit, das aber auch von der Umgebung, in die er es bringt, erſtickt wird". — Ich beſtaune das Gehörte — es gibt Fälle, wo man über Unglaubliches ſtaunen kann — und muß der Stimme, die für die Stimmung eines großen Haufens gegen das ſchöpferiſche Genie ſolche Faſſung fand, zunicken, etwa wie man einem ſinnloſen Lärm zunickt, den man nicht dämmen kann. Ich laſſe mich weiterführen vom Geſchrei der Stimme, die zuweilen wie ein Bellen iſt. Ich höre: „Eine Gewinnſuchts-, Machtſuchtsform iſt die Tugend bei ihm und beſitzt außerdem noch die magiſche Kraft, keine Schranken zu kennen, ſich durch nichts binden zu laſſen". In Wirklichkeit betrachtet Nietzſche Vorteilsloſigkeit als den Sinn der Tugend. Er ſagt: „Tugend, wie ich ſie verſtehe, — iſt unvorteilhaft, unklug, ſie iſoliert"; was er auch den Moraliſten und Tugend-Eiferern entgegen hält. — Es bringt mir ein wenig Verſtändnis für des Redenden Eifer und Geifer, davon das ganze Buch widerhallt. Und die Stimme verweiſt mit Abſcheu auf Nietzſche's Naturerkenntnis als „Willen zur Macht" und iſt bemüht, der Natur Äußerungen des Mitleids und des Altruismus anzuhängen, ohne zu bedenken, daß ein Verdorbenes da ſein muß, die Anweſenheit dieſer Begriffe erträglich zu machen. Mitleid: was ſich das Philiſtertum darunter vorſtellt? — Ein Herabſehen auf leidendes Geringeres von ſeiner Höhe. Eine Mitanteilnahme an fremdem Leide wie an einem kranken Hunde. — Das ewige Manko als Menſch — der ewige Mangel an Seeliſchem, der das Philiſtertum auszeichnet, wird niemals den Sinn des Mitleids als das das Daſein am meiſten Gefährdende und Schädigende verſtehen können, wie ihn Nietzſche verſtand, der eben den Begriff Leiden in ſeiner Urtiefe erlebte, was dem Philiſtertum

ein Unmögliches ist. Erst das Versagen und Grauen des Philisters vor dem Begriff Leiden macht ihn dem Mitleiden so sehr zugänglich. Nietzsche hingegen bestimmt geradezu den Rang eines Menschen nach der Fähigkeit, Leid zu ertragen — Leid in sich aufzunehmen! So, daß das Leid nicht mehr das Triumphierende ist, daß es sich wandelt. Leid ist ewig; ihm nachgeben, mitleiden hieße: Leid ewig zur Herrschaft bringen. Aber auch Lust ist da, auch Freude ist ewig. Hier setzt Nietzsche ein und will das Leidende zur Mitfreude bringen. Das soll eine seiner ruchlosesten Taten sein! Und das Buch knurrt Nietzsche an von oben her, so von ganz oben: „Wenn du nur jemals das Leid gefühlt hättest, das jeder echte Dichter in seinem Wesen getragen hat. Du aber wolltest leidlos sein und warst nie ein echter Dichter". Hier fühle ich, daß auch Dummes, Enges, Hausbackenes ruchlos sein kann und wie diese Art Ruchlosigkeit den Philister verführt, sich als Dichter zu fühlen.

* * *

Das Geschrei des Buches will noch nicht verstummen. Der Vorwurf der Mitleidlosigkeit kehrt immer wieder. Mangel an Mitleid und Mangel an Herz: das sind die beständig hinausgeschleuderten Beschuldigungen, die das ganze Schaffen Nietzsche's entwerten sollen. Vielleicht ist unter Herz das „deutsche Gemüt" gemeint, das sich in Gaststuben mitträgt. Denn mit „Natur", „Ursprünglichkeit", „Wirklichkeit" scheint das Buch etwas zu verstehen, das den Begriffen Satzung, Herkommen, Sitte zum verwechseln ähnelt. Jedenfalls könnte des Buches Gebrauchsweise von ursprünglich, welche Eigenschaft es Nietzsche immer abspricht, viel treffender mit konventionell ersetzt werden.

Näher hingehört, entpuppt sich mir der Eifer, der da laut und überlaut wird, als Streiter für die Häuslichkeit des Bestehenden und ich finde den Eifer verständlich. Es mag in jedem Philister wie im ganzen großen Haufen die Besorgnis umgehen, im Abändern, Umwerten, Umwerfen des Bestehenden selbst mit umgeworfen und entwertet zu werden. Aber der Eifer darf nicht sinnlos werden. Er

darf nicht aus Tratsch, Gehässigkeit und unmöglich auf Nietzsche passenden Sätzen „Nietzsche's Bild" zusammenstellen wollen, wie es das Buch tut, das auf Nietzsche Herders Ausspruch anwendet: „Wenn's unglückbringende Menschen gibt, so sind es jene kokette, stolze, freche Menschen, die sich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildnis jedermann aufzuprägen". — Das Buch, das von Nietzsche sagt: „Es fehlte ihm die Einheit des Wesens und damit die Bildung im tiefen echten Sinne". — Gegen Richard Wagner benahm er sich anfangs „sklavenhaft, und später so frech, daß es selbst der Wahnsinn nicht entschuldigen kann". „Immer hat Nietzsche's Natur etwas ursprünglich Sklavisches an sich." — Das Buch, das sich über Nietzsche berichten läßt: „Er war auch kriechender Windungen fähig", — „er war beifallslüstern, stolz, eitel, von maßlosem Ehrgeize", — „er selber hat an seine Genialität nicht geglaubt." Weiters: „Nietzsche war ein schwerkranker Mann", — (welchem Bericht die Stimme aus dem Buche aus Eigenem noch beifügt) „der die große Krankheit: den Irrsinn als Keim in sich trug. Und die Natur, die strenge und doch gerechte Mutter, läßt ihre Lieblingskinder, ihre echten, vom Genius beschützten Kinder nicht irrsinnig werden."

So eifert nur das aufgefütterte Philistertum. Man staunt gar nicht mehr über die Frechheit, weil man spürt, daß sie nicht bemerkt wird. Man spürt: Es ist etwas da, das dagegen blind, taub, abgestumpft ist. Aber das bleibt einem haften: wenn der Philister sich der Natur oder Gott nähert, wird die Natur — wird Gott selber ein Philister.

Aber das Buch weiß noch mehr. Es weiß: daß Nietzsche als Dichter nahezu alles Taugliche von Hölderlin übernommen hat, der es aber doch besser gemacht hätte.

Es weiß: „Nietzsche verspottet und verhöhnt Christus". In Wirklichkeit hat Nietzsche die Bedeutung, Reinheit und Hoheit der Persönlichkeit Christi außerordentlich kund getan und stellt sie noch zuletzt seinem Gotte gegenüber: „Dionysos und der Gekreuzigte". Es versucht Nietzsche als Shakespeare- und Goethe-Verächter hinzustellen und behauptet: „Er bekennt sich zu der Bacon-Theorie".

Ich finde: Daß Nietzsche die Bacon-Theorie unglaubhaft fand, daß er sich diese überhaupt nur erklären konnte damit, daß man den außerordentlichen Vorzügen Shakespeares als Kehrseite Eigenschaften Lords Bacon zutrauen könnte; daß außerdem Nietzsche Ausgezeichnetes an Verehrung und Erkenntnis für diese beiden Großen aufgebracht, und daß, wo er tadelt, es auch seinen Sinn hat. — Es sagt von Nietzsche: „Es ist die uneingeschränkteste Herrschaft des Verstandes, die er errichten will" und fürchtet doch zugleich davon Stärkung für die „tiermenschliche Natur", die „den Trieb hat, weder keusch noch gerecht zu sein". — Es bemerkt nicht, daß Nietzsche im Grunde eine lyrische Natur ist, und wie ungerecht und unkeusch in der Deutnng gegen Nietzsche „die verklärt rein menschliche Natur" ist, die es überall vertreten will. — Es spricht von der „seelischen Gesundheit, die Nietzsche nie besessen hat, sonst hätte er sie nicht verloren". Ich denke: es mag Dinge geben, die man nicht verliert; aber was man verloren hat, muß man besessen haben! — Es faselt: daß „die reine Menschheit" Nietzsche nie verzeihen könne, „daß er die Quelle des Lichtes, als welches sich jenes ungeschriebene Gesetz darstellt, verneint hat". Ich finde: das ganze Buch redet das Wort dem, nur zu menschlich unrein, vom großen Haufen geschrieenen und geschriebenen Gesetz, — und Nietzsche opferte sich seinem Erkennen — seiner Erleuchtung. Und was stünde näher der Quelle des Lichtes? An der „reinen Menschheit" zweifle ich nicht nur, sondern sage: zuerst muß eine da sein! Was aber die unreine Menschheit, (dazu ich auch die intellektische Philister-Menschheit rechne) nicht verzeihen kann, dürfte vielleicht Reinheit, — dürfte der reine Mensch sein. Das Buch zitiert in sechs Sprachen und ist bemüht, den Geruch von Bildung nach überallhin auszustreuen; man fühlt, daß die ungemein erfüllende Prägung „Bildungsphilister" Nietzsche aus dem Innersten heraus verübelt wird. — Es fürchtet von dem „aus kalten scharfen Begriffen zurechtgelegten Systeme" Nietzsches „das Schwinden des Herzens aus der Menschheit" und vergißt: daß das Herz auch der Sitz der Härte ist, — daß Härte auch Empfinden — auch Gefühl ist, und gerade bei Nietzsche

eine spätere, mehr erfahrene und verschlossenere Form von Güte ist. Verschlossen aus innerer Nötigung — zur Sicherung — um sich nicht vorzeitig aufzureiben — sich nicht zu verlieren. Aber das Buch ist völlig gütelos. Es trägt das typische Kennzeichen des Philisters: daß es sein Herz in der Hand hat. Es verweist somit das Herz in das Gebiet des politischen Intellektes.

Hier, wie immer wo der Philister prägt, ist Nietzsche, — sind wir Gegensätze: Uns hat eher das Herz in der Hand. Daher wir uns zuweilen nach Sicherung vor dem Herzen umsehen müssen, was der Philister nie nötig hat. Hier ergibt sich sogar eine Überlegenheit des Philisters. — So, als ein Überlegenes, rauscht das Buch auch überall sein Mitleid aus: „Der arme Hölderlin"! „der arme Nietzsche"! — „der arme Mensch unter seinem Kreuze"! Riecht das nicht abscheulich nach Verdorbnem? Es waren doch reiche — ja überreiche Menschen, von deren Reichtum auch der Philister nahm und noch immer nimmt. Geht einem hier nicht greifbar nahe der Sinn auf von der Notwendigkeit des Sichwehrens: „gegen den großen Ekel am Menschen, — gegen das große Mitleid mit dem Menschen", über welche Aussprüche der Philister so entsetzt tut? Geht einem hier nicht auch der Sinn auf für den andern Ausspruch Nietzsches, den der Philister als Verspottung ansieht: „die Art Hölderlin und Leopardi: ich bin hart genug, um über deren Zugrundegehen zu lachen." Sagt er nicht: ich bin hart genug, um über das Zugrundegehen von Meinesgleichen zu lachen — über unser Zugrundegehen — in solcher Umgebung? — Es krönt uns — es bezeugt unser Standhalten — unser Siegen!

(Schluß folgt).

Los / von Michael Laurin.

Du rennst und ruhst, vom Dasein eng umdunkelt,
und gleichst der Achse, die dem Rad vermählt:
bist Herz und Hirn, die Seele einer Welt,
die unerreichbar um dich kreist und funkelt.

Morgen im Park / von Ludwig Seifert.

Noch ruht der Park — o laß uns ſtille ſein,
Gehorchen wir des Laubgangs leiſem Winke,
Daß unſre Seele Morgenfrieden trinke,
Noch unverwirrt von grellem Sonnenſchein!

Ich ſehe deine Augen ſchweigend fragen:
Wenn nicht ein Trugbild all dies Gold und Grün,
Wo kam die ſchwere Traurigkeit dann hin,
Die mich beſchattet ſeit Novembertagen? —

O laß uns glauben, daß von Kinderwonnen
Uns eine ſchwer-durchträumte Nacht nur ſcheide!
Wir waren geſtern frohe Knaben beide
Und was uns quälte iſt am Licht zerronnen!

Schon ahn' ich deine Seele leis bewegt
Vom Glücke einer ungebornen Zeit,
Ganz leiſe wie ein ferner Vogel ſchreit,
Der Wind ſich wendet und ein Blatt ſich regt ...

Der Indra / von Franz Schamann.

Vorbemerkung des Herausgebers. Anfangs September vorigen Jahres iſt in Wien — erſt zweiunddreißig Jahre alt — Franz Schamann einem ſchweren Siechtum erlegen. Die Gewißheit eines frühen Todes vor Augen, von Not und des Geſchickes Mißgunſt hart bedrängt, hat dieſer geiſtig Unverzagte in fieberhafter Haſt Werk auf Werk getürmt ohne Ausſicht, der kaum behauenen Maſſe dieſes elementaren und wuchtig konzipierenden Geſamtſchaffens den entſcheidenden künſtleriſchen Schliff geben zu können, geſchweige

denn, Früchte dieſes Schaffens zu genießen. In Berückſichtigung eines ſchon vor Jahren geäußerten Wunſches des Verſtorbenen, mich einmal ſeines Nachlaſſes anzunehmen, bringe ich hier im Einverſtändnis mit der Witwe des Dichters zunächſt einige Bruchſtücke aus einem dreiaktigen Drama „Eine Tragödie", das im Mai 1903 in Innsbruck entſtand und eines der eigenartigſten Stücke des dramatiſchen Nachlaſſes iſt.

* * *

Zimmer bei Ludwig mit offenem Balkon im Hintergrund. Ausblick auf die Kalkalpen. Sonniger Nachmittag. Vom Garten her Vogelſtimmen.

Richard (blickt wie verloren hinüber nach den Gipfeln.)

Ludwig: Alſo komm! (klopft in aufſteigender Ungeduld mit der Sohle im Takt auf den Boden.)

Richard: (wendet ſich ihm langſam zu) Sag einmal, warum warteſt du auf eine Gelegenheit, um mir die bewußte Geſchichte zu erzählen?

Ludwig: Weil ich's dir ſo nicht ſagen kann.

Richard: Familiengeheimnis?

Ludwig: Gegenteil; die Sache hat ſeinerzeit viel Staub aufgewirbelt.

Richard: Ich werd' ihr draußen nicht nachforſchen. Komm, jetzt gehn wir. (Will gehen.)

Ludwig: (faßt ihn beim Arm, geht mit ihm an den Schreibtiſch und ſteckt einen Schlüſſel ins Schloß der Schublade.) Vor drei Jahren hatt' ich Edgar Indra zu Beſuch.

Richard: (lächelt ſpöttiſch auf) So ſo.

Ludwig: Was willſt du damit ſagen?!

Richard: Ich muß lachen, wenn ich an ſeinen letzten Wunſch denke: daß man ihn verbrennen und die Aſche in den Indus ſtreuen ſoll. (höhnelnd) Feiner Einfall!

Ludwig: Den Biß hätteſt du dir erſparen können.

Richard: Wie nennſt du ſolche Regiſſeure?

Ludwig: Du kennſt die Dinge nicht — ſei ruhig. (gemäßigt) Über dieſen Punkt kann ich dich übrigens nicht aufklären, weil ich's

ſelbſt nicht kenn' — oder wenigſtens nicht das glauben will, was der Glaube des Indra war ... Er hat hier an ſeiner „Hypſikratia" geſchrieben. Vier Akte waren fertig; da bittet ihn Papa zum Diner. Wir reden hin und her; der Indra wird unmutig, weil er ſich vor meinem Alten wie die Maus vor dem Kater vorkommt — er will ſchon fort, da fragt ihn der Alte, was ihn juſt im Leben des ſechsten Mithradates ſo engagiert, daß er ſeine Kraft dem alten Fuchſen ſchenkt, den nicht einmal mehr die Gymnaſiaſten dramatiſieren wollen? Der Indra wird blaß, ſagt, daß es mir wie Ätzung im Ohr brennt: „Ja — Gymnaſiaſten!" und will wirklich gehen. Die Elſa iſt da geſeſſen — mit Augen ... (hebt die Fauſt) ſo. Da führt ihn mein Alter ab, wie du vorhin mich. Der Indra war ein viel zu feiner Kerl, als daß er Unhöflichkeit dem eignen Schmerz vorgezogen hätte und — — — (ſchweigt; denkt nach — dann) Aus gewiſſen Zeichen — hiſtoriſch-pſychologiſchen Parallelen, will er zur Erkenntnis gekommen ſein, daß -- (ſieht den auf's Höchſte geſpannten Richard an) — du wirſt lachen.

Richard: (ängſtlich, gepreßt) Nein, nein ... Weiter, weiter!

Ludwig: Er will in ſeiner Vorexiſtenz Pharnaces geweſen ſein, der ſeinen Vater dem Pompejus verraten hat. Um ſein Verbrechen zu ſühnen, wär' er ſchon ſo und ſo oft reinkarniert geweſen, weiß ich als wer alles. — Immer hat er büßen wollen, was er am Mithradat verbrochen — und immer hat ſich ein Hemmnis gefunden, über das er in die Verdammung zurückgeſtolpert iſt.

Richard: (bang, dumpf) Daß er auch ſo empfunden hat.

Ludwig: (ſtutzt) Auch?!

Richard: Komm her. (ergreift Ludwigs Hand und hebt ſich ein wenig, wobei er dem Freund hilfeſuchend, eine Beſtätigung ſeines Ahnens erwartend, ſtarr ins Auge blickt) Hör': Meine Dramen: Agrippina, Klytämneſtra und vom letzten hab ich dir noch nichts geſagt, weil ich mich davor fürchte und weiß nicht warum ... aber ich fürcht' mich vor ihr: — Semiramis! Dieſe Weiber und ... meine Mutter — — — du weißt ... (ängſtlich, nervös, verzagend) Warum ſchweigſt du denn?!

Ludwig: (als ob er ſich aus einem Bann befreien und Richards Gedanken abſichtlich lächerlich machen wollte) E — du Tepp! (gemäßigt) Wie kommſt du auf dieſen Gedanken?

Richard: Wiſſen wir, wie Ahnungen entſtehen? Was ſie bedingt? Ich glaub', es muß ſich einmal in meinem ganzen Leben was ereignet haben, deſſen Fernwirkung mich treffen wird, wie der Erdſchatten den Mond im Weltraum einmal treffen muß! (läßt ihn los.)

Ludwig: (beſorgt) Haſt du das am End' auch der Elſa geſagt?

Richard: Nein. — Warum fragſt denn?

Ludwig: Weil ſie ſeit ein paar Tagen wieder wie ein Geſpenſt herumgeht. Das war damals gerade ſo! — — Sentaſpielerei! Ich bitt dich, ſag ihr kein Wort davon.

Richard: Kannſt ruhig ſein. Wie iſt's damals dazu gekommen?

Ludwig: (fällt in den Schreibſtuhl und ſinkt faſt in ſich zuſammen.) Der Indra hat halt g'ſagt, daß er wieder den Erdmenſchen lebt; ihn lebt, um zu büßen. Er hat ſeine Eltern bald verlaſſen. Er hat ſie nur als Mittel für ſein Sühnewerk betrachtet. „Sie haben Ihren Schopenhauer mit Gewinn geleſen", ſagt mein Alter. — „Ich habe keine Zeit für Narrenſchmöker." — „Narrenſchmöker?" fragt der Papa. „Jeder Peſſimiſt iſt ein Narr!" — „Ja, was ſind denn Sie, wenn nicht Peſſimiſt?" — — Da hat ihm mein Vater eben nicht mehr folgen können; da ſind zwei Leute geſeſſen, die ſich nicht verſtehen konnten. . . Ihre Blicke werd' ich nie vergeſſen; ins Leere ſchaut man anders, als die Zwei ſich ang'ſchaut haben. — — — Es wird fürchterlich ungemütlich — da platzt meine Mutter mit Sticheleien hinein und wirft ſo hin: „Sie haben mit mehr Glück als Zartgefühl die Wahl Ihrer Eltern getroffen." Der Indra will was Heftiges ſagen, da ſchaut er die Elſa an und — wie könnt' ich dir das beſchreiben? — feſſelt den Blick meiner Mutter und lenkt ihn auf das Mädel; dann ſagt er einfach: „Was ich ſehe, gibt mir Recht darin."

(Pauſe)

„Doch haben alle Dinge einen Januskopf.“ Und einmal bei Schillerbildern, bleibt er drin und meint: wenn die Weltgeschichte Weltgericht ist, so muß doch jedes Urteil endlich verjähren; und wenn es nicht verjährt, wenn's wie ein abgeschossener Pfeil die Ewigkeit durchfliegen sollte, es muß doch einmal aufgehoben werden können, der Pfeil muß seine Scheibe treffen. Nur muß die Menschheit dann auch sagen: Jetzt sitzt er und hat sein Ziel gefunden: das alte, das Vorurteil ist kraftlos geworden, Pharnaces ist entsühnt.

Richard: Don Quixote!

Ludwig: Du mußt das anders verstehen: bis heute ist er ja der Don Quixote.

Richard: Solche Kämpfe führt man innen aus.

Ludwig: Ja — Jndra aber will die Menschheit lehren; die schreibt die Weltgeschichte, nicht sein Inneres. — Es kommt nur darauf an, ob sein Bußgedanke der Richtige ist. . . Vor drei Jahren war er dran, dem Mithradat ein Denkmal zu errichten, wie es noch keinem Menschen gesetzt ward: die „Hypsikratia“. Der Jnhalt seines Werkes sollte den Pharnaces-Jndra richten. . . (schweigt; sodann beklommen, leise). Kein Charops ist so gesunken und kein Perperna hat so Gräßliches begangen, wie dieser Sohn in seinem Werk am Vorvater begangen haben wollte — kein Herz war so zerrissen wie das seine. . . Und doch ist alles umsonst gewesen, sein Bußgedanke, schreibt er mir, war nicht der richtige.

Richard: Wie hat er das erkennen wollen?

Ludwig: Jm Unverstand der Übrigen.

Richard: Was war das?

Ludwig: (schweigt)

Richard: Elsa?

Ludwig: Ja — auch . . . Weißt, er war stärker, als es dir scheinen wird — Aber . . . (sucht nach einem Wort) . . . Es muß der größte Schmerz sein, wenn man den Menschen dort höhnt, wo er am tiefsten glaubt; wenn man ihn dort höhnt, wo ihm aus seinem Glouben der Daseinszweck entsprießt. Der Hohn allein hat ihn nicht umgebracht — er hat dann nur die „Hypsikratia“ nicht

mehr vollenden können; ſein Bußgedanke iſt ihm daraufhin als ein verfehlter vorgekommen; und da er das momentane Daſein mit keinem neuen Gedanken füllen konnte, ſo war's verfehlt und ſeine Leiden waren nichts, umſonſt.

(Stille)

Richard: Ja, aber ſag' mir Ludwig, wie iſt denn das alles gekommen?

Ludwig: Es iſt ihm halt bei uns ungemütlich worden . . . Wer hat ihn denn verſtanden? Mein Alter nicht, ich nicht — die Mama hat ihn geſtichelt.

Richard: Und Elſa — ?

Ludwig: Wer kennt ſich in dem Mädel aus? — (Macht einige Gänge durch das Zimmer; dann) Wir verabſchieden uns von ihm; auch die Elſa reicht ihm die Hand, wie einem Fremden und fragt ihn noch vor mir und der Mama: „Wohin die Reiſe?" — „Nach den Euphratländern", ſagt er. „Was dort?" „Vollenden, um mir zu leben." — Abends fährt er weg — und in der Nacht verſchwindet die Elſa; ſie iſt über die Dachrinne geklettert. In der nächſten Bahnhalteſtelle hat er ſie erwartet. — Zufälligerweiſe war ein Kolleg' vom Papa in dem Neſt; ſieht die Zwei, ſchickt einen Boten an die Mama. . . Die iſt gerade noch zurecht gekommen, um das Mädel zu retten.

Richard: Wovor?

Ludwig: Vor dem Tod.

Richard: (ſieht hinaus)

Ludwig: Der Indra hat ſich im „Aldranſer Hof" einquartiert — kennſt ja die Gegend . . . Außer der Luis vom Wirten kein Menſch da, mit dem du ein vernünftiges Wort reden kannſt. — Dort hat er das Werk vorläufig beenden wollen. Es hat ihm aber nicht mehr gelingen wollen. — Er hätt' ſchon Hilfe gebraucht. . . So ſchreibt er meinem Alten einen Werbebrief um die Elſa — nicht weil aus der G'ſchichte mittlerweile ein Skandal geworden iſt, von dem ihm die Poſtbeamten in Aldrans erzählt haben. . . Die Elſa

hat einfach tief auf ihn gewirkt. — Die Mama hat ihm geantwortet: Daß ſie ihr Kind nicht für Vaterverräter ſo mühſam erzogen hat, das könnt ihm doch der geſunde Menſchenverſtand ſagen, wenn er den hätte.

Richard: Ah!

Ludwig: Drauf hat er ſich erſchoſſen, und auf die Minute genau iſt die Elſa in ein böſes Nervenfieber gefallen. (öffnet die Schreibtiſchlade) Da — paar „Hypſikratia"-Fragmente.

(Pauſe)

Richard: Warum laßt du ſie nicht drucken?

Ludwig: Weil ſ' mir gehören und — weil . . . Wenn ich 's drucken laſſ', ſo muß ich ein paar Zeilen dazu ſchreiben, damit der, der 's liest, den Zuſammenhang hat.

Richard: A was!

Ludwig: Den Schöpfungszuſammenhang, für die, die ihn verſtehen wollen. . . Da aber müßt ich über's Aſtral-Devachaniſche ſchreiben, an das ich nicht glaub' (will die Blätter wieder verwahren).

Richard: (nimmt ſie im ſelben Moment zur Hand, lieſt in ſteigender Begeiſterung, die ſich mit einemmal in einem einzigen Wort entlädt) Herrgott!

Ludwig: (betrübt) Der Papa hat genau ſo empfunden. Er hat die paar Seiten geleſen, noch einmal geleſen . . . und noch einmal . . . und iſt nicht weggegangen von der Elſa ihrem Bett . . . Sein ganzes Leben lang iſt uns ſein Herz verſperrt geblieben. Die Arbeit hat ihm keine Zeit gelaſſen, auch ſeine Kinder zu lieben . . . Er hat ſein letztes Buch nicht beendet, wie ihn auch die Mama gedrängt und gedrängt hat. Er wollt nichts mehr davon wiſſen. Es iſt ihm das Herz für uns Kinder endlich aufgegangen, und der Elſa hat ſich's aufdrängen wollen. Der arme Menſch hat gefühlt, daß er an zwei Verunglückten die Schuld trägt; — den einen hat er noch retten wollen; dem einen wollt er ſchnell noch alles geben, mit ſeinen Schätzen an erſparter Liebe hat er der Elſa das Leben ſo reich verſorgen wollen . . . es iſt ihm nicht gelungen.

Richard: (wendet ſich neuerlich gequält ab)

Ludwig: (nach kurzer Pauſe) Sie kann's noch immer nicht faſſen, was der Papa in ſo kurzer Zeit alles nachholen wollte — ſie iſt hart geblieben. . . Da hat ſein einſtiger Lieblingsſchüler Adolf um ſie angehalten — — (heiſer hauchend) Wie ihm dann der Adolf die Hand reicht, da küßt ſie ihm der Papa — — — ! Und die Elſa — (erhebt ſich raſch, als wollte er eine drückende Laſt abwerfen) Sie hat ihren Feind in ihm geſehn, und — (Schritte im Stiegenhaus) Geh' auf den Balkon; ich glaub', der Adolf kommt! (ſperrt das Manuſkript wieder ein und zieht den Schlüſſel ab).

Richard: (faßt ihn heiß am Arm, blickt ſchnell in ſein Aug' und will etwas ſagen).

Ludwig: (faſt froh) Haſt du mir was von der Elſa zu ſagen? Soll ich abſperren?

Richard: (läßt ihn los, matt) Nein.

Die folgende Szene erſcheint unter dem Titel „Adolf" im nächſten Heft.

Garda-Ufer / von Arthur von Wallpach.

Hoch überm Gold- und Lazuli-Geleucht
Der Wogen, drin des Himmels Tiefe ſpiegelt,
Im unbetret'nen Felsſpalt, glatt und feucht
Vom Sickerwaſſer, jedem Fuß verriegelt,
Senkt von der Steinwand Krone, linienklar,
Ein Pfirſichbaum die Äſte, überhangend
Wie einer Nixe ſeegrün Seidenhaar
Mit prallen, wangenroten Früchten prangend.

In jeden Lenz webt er ſein blaßrot Blühn,
In jeden Herbſt ſein köſtlich Früchtelocken;
Ob ihm der ſtarren Ödnis wuchtend Glühn,
Zu Füßen ihm der Waſſer Schwall und Flocken —
Und keine Hand bricht Blüte je und Frucht,
Doch tauſend Augen labt ihr reich Verheißen,
Wie ſie im Wellentraum vergeſſner Bucht
So nah und dennoch unerreichbar gleißen.

Die Heuſchrecken / von Richard Huldſchiner.

(Schluß.)

n dieſer Nacht habe ich geſehen. Ich lag betend auf den Knien, da wich der Felſen meiner Höhle. Ich ſah dich, wie du zuſammenſankſt, Viridis, und von deiner Stirn tropfte das Blut in den Sand einer gelben Wüſte. Aus jedem Tropfen aber erſtand ein ſeltſam Gewimmel, das ich nicht zu deuten vermochte. Deine Augen waren offen und ſahen mich an, daß ich ſchrie. Da raffteſt du dich auf, todwund und offnen Auges und ſchwebteſt dahin, ſchnell, daß ich dir kaum folgen konnte. Dein Weg ging durch blutig erhellte Nacht und Sandwüſten, und dein Blut fiel herab und wandelte ſich in kriechend Getier, und wo ich ſchritt, da lebte es unter meinen Füßen; und es wurde immer mehr des Gewimmels, und als ich, das Herz in Angſt verſteint, gleich Loths Frau, zurückſah, da tat ſich hinter mir, an der Stelle, wo du zum erſten Mal gefallen warſt, ein ſchwarzer Rauch auf, und der Rauch breitete ſich aus und ſtieß mit eckigen Schwaden, nicht anders denn eine Hagelwolke, in den roten Himmel hinein. Ich wandte mein Antlitz nach dir, aber du warſt verſchwunden, Viridis, und die Heuſchrecken verſchütteten mich.

Dies habe ich geſehen, und ich weiß es nicht zu deuten wenn nicht ſo: bin ich es, den du ſuchſt, Herr? Haſt du um mich deine fliegenden Scharen über dieſes Land geſchickt? Ich weiß nicht, ich weiß nicht . . . . .

Aber da am nächſten Tage der Himmel wieder ſchwarz war von ihrem Fluge, und mehr denn je die lichte Helle des Firmaments verdunkelt, da habe ich mich aufgemacht, habe mich draußen ober Girlan auf einen Feldrain geſetzt und gewartet. Und ſie flogen über mir, eine Wolke des Herrn, ein ſchwärzliches Gewimmel, ohne Lücke für die Strahlen der Sonne nach Süden, gleich wie die Waſſer der Etſch, bis ich endlich nach langen Stunden erkannte, daß das Licht des Tages unter ihrer dichten Decke abnahm und der Abend nahte. Da ſtürzten ſie herab gleich einem Hagel und Waſſerfall und bedeckten mich dicht, und ich konnte mich kaum regen unter ihrem Springen und Kriechen. Ich ſprach zu ihnen: Bruder, ſprach ich, was tuſt du da? Schweſter, ich rufe dich bei deinem Namen! Was hat euch verblendet, daß ihr in Schwärmen zieht? Bin ich es, den ihr ſucht? Seht, hier ſitze ich und gebe mich euch preis.

Und es ließen ſich immer neue Scharen nieder, daß mein Gewand ſchwer von ihnen wurde und meine Schultern ſich beugten, und ſie begruben meine Füße und bedeckten mein Haar, Gras und Stein verſchwand unter ihrem Gewimmel, ſie begruben mich bis zum Gürtel, und da ich mein Haupt ſtill hielt, häuften ſie ſich auf ihm, regten leiſe ihre Flügel, krochen auf langen, dünnen Beinen ſich wiegend über mich, fielen herab und gingen im Meer ihrer Genoſſen unter. Wehe mir! Da faßte mich ein unheiliger Zorn, ich ſchalt ſie und redete gegen ſie, gleich als ſeien ſie vom Teufel beſeſſen und böſes Werk der Finſternis; hörten mich aber nicht an, krochen durcheinander, bewegten ſich auf meinen Händen, als gäben ſie ſich vertrauend wie Kinder in meinen Schutz, und es war ein Kniſtern und Rauſchen der unvernünftigen Kreatur, daß es faſt ſchauerlich zu hören war. Wie aber die Sterne am Himmel hervorbrachen, wurde es Frieden in mir, und meine Hand glitt liebkoſend über das Getier. Hier ſitze ich und warte des Gerichts. Ihr, die ihr gottgeſandt ſeid

mich zu strafen, hier sitze ich und gebe mich euch preis. Tut mit mir, wie es bestimmt ist! Aber sie taten mir nichts, ob sie mich auch bis zur Brust begraben hatten, und ob auch mein Haupt unter ihrer Last fast sinken wollte. Es war kein Mond am Himmel, und dunkel war es, daß die Berge kohlschwarz ragten, und daß ich nichts hören konnte, als ein leises heimliches Wogen rund um mich, ein unermüdliches, unendliches Kriechen und Nagen. Rings um Stadt und Dörfer hatten die Bauern große Feuer entzündet, wie in allen diesen Nächten, um mit Stotz und Kübel die Heuschrecken zusammenzuscharren und zu verbrennen. Aber wer will sich vermessen, ein Meer auszuschöpfen, das Gott über die Feste gegossen hat! Rote qualmende Feuer in Nähen und Fernen, mahnende Zeichen des eitlen Tuns der Menschen, Wehen des Nachtwinds, blinkende Sterne, Berge emporgetürmt gleich Wächtern des Tals, und um mich, auf mir, in den Falten meines Mantels, in den nie geschorenen Haaren meines Hauptes und Bartes, das leise knisternde Rascheln der langgliedrigen Boten Gottes! Ich warf mich hin, streckte mich lang aus auf meinem lebendigen Bett, versank gleichsam im bewegten Treiben eines Meeres, sie krochen über mich hinweg, türmten sich auf über mir, aber wie ich auch lag und mich ihnen gab, mit meinem Leben und mit meinem Leibe, und Abschied nahm von den Sternen — mein Antlitz scheuten sie und taten mir nichts. Am Himmel stand ein roter Schein, eine feurige Helle, nach Mitternacht fielen Sterne, Funken von den Strahlen, die um Gottes Haupt in alle Welten leuchten, in den Dörfern schlugen die Glocken an, weit in der Ferne rauschte die Etsch, ich hörte das Brüllen der Kühe in den Ställen, und um mich wogte unermüdlich das Meer; ich aber sank nicht unter, ich trieb auf seiner Oberfläche dahin wie ein Schiffbrüchiger, wie ein Mann, den im Gottesgericht das Wasser emporhebt und nicht in seine Tiefen hinabziehen will.

So lag ich Stunde auf Stunde und betete und wartete meines Endes. Aber als das erste Morgengrauen die Berge aus ihrem Dunkel weckte und grau und kalt aus der Nacht emportauchen ließ, da kam eine drängende Bewegung in das Getier; die ersten flogen

ſchwirrend auf, und andere folgten, und viele erhoben ſich, und hier und dort wurde braun und kahl gefreſſener Boden frei, ein Stein, ein Weizenfeld, ein Acker, eine Rübenpflanzung, ein Pfirſichbäumchen, das die ſchwere Laſt niedergehalten hatte; wie Rauch ſtieg es aus den Wieſen empor, und als die Sonne hinter den Zackengipfeln im Oſten ſich hob, da lag ich frei auf kahlem Feld, und über mir war wie ein Sturmwind, der nach Süden zieht, die wimmelnde Wolke der Heuſchrecken. —

Herr, ich knie vor meiner Höhle und geißele meinen Leib, den du verworfen haſt. In den Kirchen läuten die Glocken, und über mir iſt das Dunkel, das du ausgeſandt haſt. Was iſt dein Wille? Ich verſtehe nicht, ich verſtehe nicht .... Die Not deines Volkes iſt groß, es iſt kein Ende abzuſehen, viele müſſen ſterben, die vielleicht ſchuldlos ſind; denn nicht alle hat die Sünde umgarnt. Manche leben dahin wie Kinder und freveln nicht wiſſentlich; manche haben Buße getan und bereuen; manche auch ſind ſtrafbar vor dir und läſtern deinen Namen, ich weiß, ich weiß; aber wenn nur einer iſt, der nicht geſündigt hat und dich erkennt, ſo nimm deinen ſchwer laſtenden Grimm von dieſem Land .....

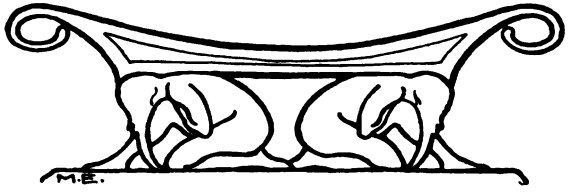
Müde Bäume / von Mikael Lybeck.

Nacht, die erharrt wir, lang erharrt, laß brauſen
das Dunkel rings um unſre Kronen dicht!
Der Sturm ruht nicht,
die Wellen legen ſich nicht —
kein Morgen erwartet uns,
die wir am Abgrund ſtehn, weit draußen, oh weit draußen!

Brich unſre Stämme, Sturm, und brich den ſchwerſten,
der Wurzeln Widerſtand in alter Erde!
Die Nacht verrät es nicht,
die Wellen legen ſich nicht —
kein Morgen erwartet uns,
nur dies: zu berſten, nicht zu beugen uns ... bloß berſten!

Ihr Wellen, wühlt den Grund auf, daß ſich weiten
die Gräber uns, daß groß wird unſer Fall!
Einſt wird der Sturm verſtummen,
einſt wird die Nacht ſich lichten —
doch unſer harrt kein Morgen,
da wir zu müd, im Sturm zu ſtehn, gen Sturm zu ſtreiten!

Ein Symbol für das Los der finniſchen Bevölkerung / aus dem Schwediſchen übertragen von Lorenz Luguber.



(gez. von Max v. Eſterle.)

Rudolf Greinz — die Marke „Tirol“.

Karl Kraus / von Fortunat.

Es gehört heute kein Mut mehr dazu, ſich an ihn heranzupürſchen und eine Salve der — Anerkennung auf ihn abzufeuern. Wie ehedem kein Mut als höchſtens der zur Lächerlichkeit dazu gehörte, ſich ſeiner herausfordernden geiſtigen Phyſiognomie mit Brachialgewalt zu nähern. Man hat eben dieſen kapitalen Revierſchädling durch ein Jahrzehnt Totſchweigehetze nicht zur Strecke gebracht. An ihm, dem unnahbaren Mitten-unter-uns, an dieſer aggreſſiven, ſelbſt nicht anzugreifenden Realität höchſter Entrücktheit, die wie ein drohender Spuk in das eitle Echauffement des Tages ragt, hat ſich die ſechſte Großmacht als eine kapitale Ohnmacht erwieſen, als ein fünftes Rad am Siegeswagen geiſtiger Kultur, und nun, da ſich dieſer Defekt nicht mehr bemänteln läßt, ſcheint es beſchloſſene Sache zu ſein, ihn „gelten" zu laſſen und ſeinem Wirken, das ſich dem verzuckerwäſſerten Gepräge unſeres öffentlichen Geiſteslebens wie ätzende Säure eingebrannt hat, eine „Gerechtigkeit" widerfahren zu laſſen, nach der kein Hahn mehr kräht. Aus Furcht, rückſtändig zu erſcheinen — aus der Witterung eines Verdachts heraus, den die führende Preſſe ſtets aufdringlich zu unterdrücken bemüht iſt — ſoll nun die Taktik offenbar geändert, ſoll die Sperre möglichſt unauffällig aufgehoben werden. Mit einem Wort, man hat das etwas leidige Gefühl: Karl Kraus dringt durch. Und kann den läſtigen Eindruck ſolcher Wahrnehmung nur durch die Erkenntnis ihrer tieferen Belangloſigkeit abſchütteln. Denn ſchließlich — ſind auch die Zeitungsſtimmen noch zu zählen, die dieſem „ſchriftſtelleriſchen Temperament" verſuchsweiſe liebkoſend über die Schnauze fahren — es beſteht auch weiterhin keine Gefahr, ſeit dieſe beherzte Beſtie durch das demütig ſtolze Sebſtbekenntnis, die Gefahr des Wortes ſei die Luſt des Gedankens, ſich jene prachtvolle Blöße gegeben hat, an der ſich neuerdings manch öliger Intellekt, halb züchtigend und halb begütigend, auf jeden Fall voll Anbiederungskourage reibt und aufreibt — neugierig, was dabei herauskommt. Es kommt eben nichts heraus. Am allerwenigſten der Karl Kraus.

Denn der ist nachgerade dem geläufigsten Zeilenjäger geistig außer Schußweite geraten. Was verschlägt es da, ob Liebe oder Haß oder — was hier am häufigsten zutreffen dürfte — aus beidem eine explosive Mischung nutzlos um ihn verpulvert wird. Ein bischen Schall und Rauch, der Rest ist — Nachsehen.

Und doch, man kann nicht ohne einiges Mißtrauen einem journalistischen Entgegenkommen zusehen, das aus der Not eine Tugend und aus einer geistigen Potenz, deren schöpferische Spannweite kaum noch abzumessen ist, allzu voreilig und konziliant einen Wortkünstler, einen glänzenden Stilisten, kurz einen „Schriftsteller" mit funkelnden Epitheta machen will. Erst totzuschweigen, dann lebendig zu reden in jener nicht minder mörderischen Art, die jeden Nagel auf den Kopf treffen will — fürwahr eine verdächtige Methode! Falschmünzermethode, mag sie's auch noch so „ehrlich" meinen. Gewiß, dieses Selbstherrlichen und Selbstverherrlichers Bild ist auch innigerem Verstehen nicht immer in den wesentlichen Zügen offenkundig; wie mir scheint, vor allem deshalb, weil eine so beispiellos vexierende Aug' in Aug'-Wirkung davon ausgeht, daß es schwer fällt, es in jene abgekühlte Distanz zu rücken, die zum Erfassen eines großen Umrisses nötig ist. Es scheint, daß die geistige Leidenschaft dieses „frivolen" Störenfrieds allen — Empfänglichen wie Unempfänglichen — zu brüsk, fast vergewaltigend, an den Leib gesprungen ist. Und was die geistig interessierte Öffentlichkeit ihm nicht verzeihen kann, ist, glaube ich, dieses: daß er nie zur leicht zu rubrizierenden und im Grunde ungefährlichen Sorte der Himmelsstürmer ins Blaue hinein gehört hat, sondern als ein handfester, fast pedantisch emsiger Fassadenzertrümmerer begonnen hat, der — nie zu Tages-Fragen, immer nur zu Tages-Ereignissen Stellung nehmend — das wahrhaft niederträchtige Werk zustande brachte, die Welt voll leeren Grauens bloß zu legen, die sich hinter dem dekorativen Verputz unserer traditionellen Fortschritts- und Grundfesten-Pathetik verbirgt. Diese mutige, ursprünglich vielleicht nur übermütige Niedertracht erschien zu grandios fundiert, als daß sie mit der Etikette nihilistischer Zerstörungswut hätte versehen und abgetan werden dürfen. Und in der

Tat, wer es im Anbeginn nicht fühlte, der darf es sich heute eingestehen, da aus dem Chaos dieses verstörten Weltbilds längst eine Kraft sich aufreckte, stark und schöpferisch genug, sich ein neues Weltbild zu erzeugen. Heute, da die Schätze einer zehnjährigen kulturellen Schürfarbeit, dem Tagesschutt enthoben, aller Welt offen liegen („Sittlichkeit und Kriminalität" — „Sprüche und Widersprüche"), kann es getrost ausgesprochen werden: daß nämlich dieses publizistische Phänomen, das Karl Kraus heißt, nicht zu erlesen, nur zu erleben ist, indem es eine geistige Bekanntschaft vermittelt, die man erst tief erlitten haben muß, ehe man das Recht hat, sich ihrer zu erfreuen. Wer dazu fähig ist, der weiß, daß seiner oft paradoxalen Ironie kein spielerischer Trieb, sondern die Dämonie einer geistigen Trunkenheit zu grunde liegt, die — aller Weitschweifigkeit abhold — es verschmäht, sich Problemen von täglich wechselndem Ewigkeits-Kurswert an die Rockschöße zu hängen, sondern erdensicher eine Tyrannis ausübt, deren suggestiver Gewalt wir gleichwohl kaum erliegen würden, wenn sie nicht selbst von einer Zucht des Denkens beherrscht wäre, die in unseren Tagen schöngeistiger Exzessiersucht und zerebraler Bildungsvöllerei geradezu asketisch anmutet. Und wer sich dessen erst zutiefst bewußt geworden (und die es wissen und davon Zeugnis geben, sind immerhin bereits auch eine stattliche Gemeinde), der mag sich lächelnd am Schauspiel einer verlorenen Liebesmühe weiden, dessen Tragikomik darin gipfelt, daß es sich anschickt, diesen wahrhaft eigensinnigen Geist, der aller Art Tagesgelichter als ein schmerzhaftes Gestirn aufging, als eine „blendende" Erscheinung hinzustellen.

WERKE VON RICHARD HULDSCHINER.

Die stille Stadt. Roman. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·—.
Arme Schlucker. Novellen. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·50.
Einsamkeit. Die Geschichte eines reinen Toren. Geh. Mk 2·—, geb. Mk. 3·—.
Fegefeuer. Ein Roman aus den Bergen. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·—.
Das adelige Schützenfest. Geh. Mk. 3·—. geb. Mk. 4·—.
Starkenberg. Roman. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·50.
Verlag von Egon Fleischel & Co.

WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe. Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.
Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.
Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.
Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.
Aïda. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.
Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

WERKE VON ARTHUR VON WALLPACH.

Im Sommersturm. Gedichte. Satanas. Nach dem Italienischen des Giosué Carducci. Verlag Schuster & Löffler, Berlin.
Sonnenlieder im Jahresringe. Heidnische Gesänge aus Tirol. Verlag Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin.
Kreienfeuer und Herdflammen. Neue Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Geh. K 2·40 (Mk. 2·—), geb. K. 3·60, (Mk. 3·—).
Sturmglock'. Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Preis derselbe.
Tiroler Blut. Gedichte. Bei Georg Müller, München u. Leipzig.

WERKE VON KARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 3.

Carl Dallago: Nietzsche und — der Philister (Schluß) / Arthur von Wallpach: Einem unbekannten Finder" / Hugo Neugebauer: „Der König und die Magd / Franz Schamann: Adolf / Max von Esterle: Karikaturenfolge III (Baron An der Lan) / M. Esterle: An den Innsbrucker Gemeinderat.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Juli 1910. Heft 3.

Nietzſche und — der Philiſter / von Carl Dallago.

(Schluß.)

Über das Buch ſtolpert fort und fort über gar jeden Ausſpruch Nietzſches, wo es ihn deuten will, ja es ſtolpert nicht nur, es fällt zumeiſt hin ſeiner ganzen Philiſterlänge nach. Schließlich macht es noch Nietzſche den geiſtigen Zuſammenbruch zum Vorwurf. Es witzelt von ſeiner „Geiſtesnacht ſtatt Geiſtesmacht“. Es höhnt auf Nietzſche ein:

„O großer Philoſoph! Du haſt ein Land verſprochen und ausgerufen: Eurer Kinder Land ſollt ihr lieben; dieſe Liebe ſei euer neuer Adel — das bisher unentdeckte Land im fernſten Meere. — Ach, wie ſollen wir an das Glück des verkündigten Landes glauben, wenn der Verkündiger ſo wenig Glück mit der Verkündigung hatte, daß er die Träger ſeines Geiſtes überlaſten mußte, und dieſe ſich unter der Bürde bogen? Du hatteſt ja die Schwere vor allem anderen: die göttliche Leichtigkeit, das Tanzen iſt dein neuer Gottesdienſt! — Warum gabſt du nicht in deinem Leibe das leuchtende Beiſpiel der göttlichen Leichtigkeit? Sondern du bürdeteſt dir zu viel auf und brachſt unter der Laſt zuſammen, wie ein anderer armer Menſch unter ſeinem Kreuze. Sieh zu, du neuer Gott, iſt das Vergeltung? — — Des Menſchen Wille iſt ſeine Notwendigkeit; aber nicht in dem prahlenden Sinne, wie du es meinſt, wenn du ausrufſt:

O Wille, du meine Notwendigkeit! — Dieſes Zerlegen iſt ein Entzweien des einen Menſchen, nnd du biſt mit dir entzweit geworden; du biſt aus deinen Angeln gehoben, verrückt worden. Von wem? Von dir ſelber. Iſt das Leben ein Born der Luſt, o Zarathuſtra, wie du predigteſt? — Du biſt der erſte Übermenſch, der dieſes geſagt hat. Aber ach, Worte, ſie mögen noch ſo kühn ſein, das Leben iſt noch kühner. Biſt du nicht aus Müdigkeit zuſammengeſunken unter deiner ſchweren Laſt? Und wie ſagteſt du, o Zarathuſtra, höhnend: „Wer müde wurde, mit dem ſpielen alle Wellen." Und biſt du dir nicht ſelbſt verloren gegangen? Wie ſagteſt du doch, Übermenſch? „So iſt es immer ſchwacher Menſchen Art: ſie verlieren ſich auf ihren Wegen".

Beim Anhören des Zitierten, deſſen Tonart ſich noch lange ſo fortſetzt, trat mir unwillkürlich vor Augen die lebensgroße Eccehomo-Gruppe einer Kalvarienbergkapelle, an der ich als Knabe oft vorüberging. Sie ſtellte dar, wie drei Henkersknechte den dornengekrönten Heiland verhöhnten. Die drei verzerrten Fratzen ſchienen wieder vor mich hingeſtellt. Aber ſie umringten eine andere Geſtalt — ein anderes Antlitz, das darum doch nicht weniger das eines Dulders war — das eines Siegers.

Das Buch erzählt weiter: „Es war auch nicht der ſtille Wahnſinn des Märtyrers, der ihn befiel. Overbeck hat ihn vor Augen gehabt als der Nächſte, der nach Turin zu dem unglücklichen Freunde geeilt war. — Bernoulli erzählt, daß er ihm mündlich mehr darüber berichtet habe, weil ſich Overbecks Hand geſträubt hätte, die letzten kraſſeſten Einzelheiten in dem Briefe an einen Freund zu Papier zu bringen ... Darnach bot ſich ihm in Turin damals ein Anblick, der die orgiaſtiſche Vorſtellung der heiligen Raſerei, wie ſie der antiken Tragödie zugrunde lag, auf grauenhafte Weiſe verkörperte. — — Und in ſolchen Händen, die ſich gegen den eigenen Leib gerichtet hätten, wenn der Geiſt ſich damals hätte ſehen können, lag und liegt noch, nach der Anſicht ſo vieler, die Höherzüchtung der Menſchen. — Dieſer Nietzſche hatte dies mit Prometheus gemein, daß auch ihm ein Geier die Eingeweide zerfleiſchte: der Geier des brennenden Ehrgeizes."

Wer hört hier nicht den Unterton — die versteckt mordende Absicht heraus: — die Abtunsart des Philisters. Und so etwas wird als „Eine tapfere und originelle Auseinandersetzung mit dem Geiste Nietzsches" ausgepriesen! — Pfui! pfui! pfui! Und der Verfasser des Buches will dabei noch „ein Kind" sein — „ein Dichter" und gewiß auch ein „guter Mensch" wie jeder Philister.

* * *

Aber für Nietzsche, den großen Seelenleser, ist alle Verunglimpfung von solcher Seite keine Überraschung. Er kennzeichnet diese „Guten"; er sagt von ihnen: sie hassen am meisten den Schaffenden, sie kreuzigen den, der neue Werte auf neue Tafeln schreibt. Sogar die Stimme aus dem Buche bejaht hier — (vielleicht um nicht in Verdacht zu kommen) und meint höhnend zu Nietzsche: „Das ist schon öfter vor dir gesagt; nur hieß man sie damals Fanatiker. Dir beliebt es, sie „Gute" zu nennen". — Doch: sie sind auch heute noch Fanatiker — die „Guten". Hörten wir nicht im Buche schon Dünkel und Gehässigkeit fanatisch verbrüdert? Es ergab jene blinde Hohnsalve, die den Höhnenden am meisten schlägt. Und Nietzsche sieht noch das Letzte an diesen „Guten". Er weiß: „Der Pharisäismus ist nicht eine Entartung am guten Menschen: ein gutes Stück davon ist vielmehr die Bedingung von allem „Gut"-sein." Besser kann niemand aufdecken! Der Philister nimmt es zwar für einen „auf den Kopf gestellten Gedanken" — doch nehmen wir noch dazu, daß etwas von Sklavenseele in jedem Philister ist — sein muß, (schon sein devotes Stehen im Bestehenden, im Äußerlichen bringt es mit sich) und daß: „die wirkliche Sklavenseele sich zeigt, wenn sie muß, demütig, wenn sie kann, frech", wie es im Buche heißt, so haben wir vielleicht die Herleitung von „Nietzsches Bild" beinahe vollständig aufgedeckt. Denn dieses Sklavische im Philistertum kann heute losgehen gegen Nietzsche — es kann: selten stand es so günstig dafür wie heute, selten wehrte sich so die Öffentlichkeit gegen alles Echte und Große wie heute, selten fand die platte Mittelmäßigkeit soviel Gehör und Beifall bei jeder Art von Machthabertum wie heute, selten war es wie heute, daß man das Philistertum

großfütterte auf Kosten der großen, schöpferischen Menschen — auf Kosten des Genies.

So mag „Nietzsches Bild" bestehen bleiben und fortleben als Denkmal der Beschaffenheit deutsch-österreichischen Philistertums, dem Deutschland die Hand reicht und aufhilft — besonders der „deutsche Süden" — und es so zu deutschem Philistertum stempelt. Es mag auch Unreines in der Art des Aufhelfens sein — Spekulatives! — Der Philister bedankt sich dafür, daß er versucht einen der seltensten und erlauchtesten Schaffenden — den vielleicht größten deutschen Schöpferisch-Schaffenden umzubringen. Es liegt Deutschtum und Menschentum in solchem Tun, das sich an Stammtischen züchtet — und wie züchtet. — — —

* * *

Wir aber sehen Nietzsche anders. Uns soll das Pamphlet (dem ein anderes pamphletartiges Werk, „Nietzsche und Overbeck" von Bernoulli, eigentlich der trübe Leitstern ist und nicht das Schaffen Nietzsches) das Bild des großen Einsamen nur umso lichter erscheinen lassen und umso größer, je mehr Dunkel und Kleinheit sich grollend um ihn zusammenballen. Wir ermessen darnach: an der Nähe und dem Lärm des wüsten Getümmels, umsomehr die Wahrheit und Wahrhaftigkeit, die Nietzsches ganzes Schaffen durchtränken und ihn so fruchtbar machen kommenden Zeiten. Wir nehmen sein Versinken in Umnachtung noch als Gloriole seines Standhaltens — seines Triumphes als Überwinder. Es ist für uns nichts Fragwürdiges in seinem Wesen. Und uns seinen Zusammenbruch vor Augen haltend, erinnern wir uns besonders an Platons Ausspruch: „Durch den Wahnsinn sind die größten Güter über Griechenland gekommen". Wir denken, auch Nietzsche könnte dem ganzen Abendland noch Segen genug bedeuten. Wir finden auch dort einen erstaunlichen Reichtum, wo wir nicht mitgehen, und lassen immer die Frage noch offen, ob es nicht so ist, nur weil wir nicht mitkommen. Wir haften an keinem der vielen Schlagworte, die das Philistertum aus Nietzsches Schaffen überall an sich gerissen. Wir wissen, daß Nietzsche selbst seinen Übermenschen absetzte, den er nur zeitweilig einem oft unerträglich werdenden

Philiſtergotte entgegenhält. Sein gewaltiges Wort nach dieſer Richtung iſt uns ein Erlebnis — eine Kulturtat von weitgehendſter Bedeutung, — zeigt uns ſeine Naturanbetung. Darauf bauen wir weiter. Das geniale Nietzſche-Wort heißt: „Mein Schlußſatz iſt: daß der wirkliche Menſch einen viel höheren Wert darſtellt als der „wünſchbare" irgend eines bisherigen Ideals." Uns bedeutet es: daß der Menſchennatur damit Höchſtes eingeräumt iſt auf Koſten des Intellekts. Und wir verabſcheuen inſtinktiv die Herrſchaft des Intellekts als Unnatur und finden alle natürliche Ethik in der Aufhebung dieſer Herrſchaft, auch in der Aufhebung deſſen, was der Philiſter „die moraliſche Welt" nennt als etwas, das nur dieſe Herrſchaft erſann und aufſtellte. Wir verlegen alle Möglichkeiten zu verklärten und reinſten Zuſtänden in dieſe Art Befreiung der Menſchennatur und wenden uns ab: von der „verklärt reinmenſchlichen Natur als Gegenſatz zur tiermenſchlichen Natur", von der „ſeit Jahrtauſenden beſtehenden und anerkannten Wahrheit", von der feſten Bahn, „auf der alle Edlen ihre Wahrheit gefunden", wo wir nicht über dieſe Dinge lachen, weil wir nicht an ſie glauben. Wir dünken uns als Inhaber eines höheren — ja höchſten Glaubens: des Glaubens an die Menſchennatur, und denken, daß dieſer Glaube es iſt, der ein Band knüpft zwiſchen allem, was in Wahrhaftigkeit ſich auftut und aufgetan hat, ein Band, das alle wahrhaft Großen der Erde eint, — das auch Chriſtus und den Dionyſos-Jünger Nietzſche ſich begegnen läßt in der Tiefe.

„Einem unbekannten Finder" / von Arthur von Wallpach.

(Zur Sonnwende vermauert im Grundſtein.)

Aus verſchollner Tage Munde
Eine letzte blaſſe Kunde
Weht dir dies Vermächtnis zu.
Gruß dir, unbekanntes Du!

Hämmert durch der Stunde Schwinden,
Sehnt ſich, Wolken gleich und Winden,
Auch dein ruhlos Herz zur Ruh?

Sonnenſtille Tage lächeln,
Holerblütendolden fächeln,
Alles Leben glüht und ſchweigt.
Doch des Todes Schwermut geigt
Mitten ins Cicadenſchrillen,
Wie im Dämmerſchattenſchwillen
Sich die Purpurroſe neigt.

Talhin ſcheint ein Blumenglänzen,
Lichte Bergesſcheitel kränzen
Sich mit eiſigem Firnenband. —
Drüben droht der fahle Strand!
Nimm den Gruß des Seinsverwehten,
Trag die Sehnſucht des Poeten
In des Lebens liebes Land!

Der König und die Magd / von Hugo Neugebauer.

In der Nacht nach dem jährlichen Feſte der Klage über die Unfruchtbarkeit ging des Königs Magd zum Brunnen, um Waſſers zu ſchöpfen. Und es war die Nacht ſehr ſtille und lau und der Mond ſo voll von blaſſem Lichte, daß ſich die kleinen Geſtirne verbargen aus Angſt vor des Mondes großer Trunkenheit. Und es hatten ſich alle Knoſpen aufgetan und ſchauten aus erſchrokkenen Augen auf die Magd. Und der Wind hüpfte unſichtbar über die Blumen, beugte mit ſanften Tritten ihre Nacken und blähte die Gewande der Magd. Und ihre Wangen waren heiß von einer großen, dunkeln Begierde.

Als ſie aber an den Brunnen kam und ſich beugte über des Brunnens Mund, ſiehe, da war das Kind des Mondes ins Waſſer

gefallen und ſchaute ſie an aus großem, ſanftem Auge. Und die Magd hatte Mitleid mit dem Kinde und ſenkte den Eimer hinab und ſchöpfte das Kind. Und das Kind lächelte ſie lieblich an und ſie hob es aus der Taufe und das Kind tanzte auf den Spitzen ihrer Finger und ſprang zur Erde und hüpfte vor ihr her und ſie lief ihm nach, es zu haſchen.

In dieſer Nacht ſtand der alte König auf dem Dache und ſchaute übers Feld der jungen Magd nach. Und ſein Bart war voller Tränen, die glitzerten im Mondenglanze. An ſeinen mageren Fingern aber funkelten, von ſchmalen goldenen Ringen umfaßt, große Diamanten wie Geſtirne. Und er ſtreckte die welken Hände ihr nach und ſeufzte in den Wind. Aus ſeinen großen, dunkeln, jungen Augen aber glitt ihr nach ein Leuchten der Sehnſucht ohne Begierde, ſo kühl und keuſch wie des Mondes Silber überm Lande.

Da ward ihm auf einmal, als griffe ihn Tod an von innen, ſo eng und wehe ward ihm ums Herze. Und er ſchloß die Augen und tauchte in ſich ſelbſt hinab und ganz unter in ein tiefes, wunderſames Leid. So ſtand er ſeiner matten Herzensſchläge neunundneunzig. Und mit jedem Schlage tauchte ein Jahr ſeines Lebens auf, blickte ihn an aus eines ſchönen jungen Weibes Auge und tauchte wieder unter. Und der alte König lächelte und nickte.

Auf einmal aber ließ es ihn los und er ſchlug die Augen wieder auf und ſah die junge Magd das Kind des Mondes haſchen. Da packte es ihn wie einſt den Knaben und ſeiner morſchen Kniee ſpottend ſprang er die Treppe hinab, rannte durch den Garten des Palaſtes und übers Feld dem Kinde nach. Und ſie rannten miteinander um die Wette nach des Mondes Kinde, der alte König und die junge Magd. Aber der Mann war behender denn das Weib, haſchte das Kindlein und bracht es ihr getragen.

„Herre", redete ihn verwundert die Jungfrau an, „wie mocht Euch das glücken? Seid Ihr doch neunmal älter denn ich!"

Da lächelte der König ſanft und erwiderte: „Aber meine Sehnſucht iſt eilfmal jünger denn dein Alter."

Und er bot ihr den Mund zum Kuſſe. Sie aber wandte ſich ab:

„Gedenket Eurer Jahre", ſtammelte ſie errötend.

Da lächelte der König noch ſanfter und entgegnete: „Meiner Jahre ſind nicht mehr denn eines. Denn ein Weib iſt in meiner Jahre neunundneunzig. Und dies Weib biſt du".

Und er legte den rechten Arm um ihren Nacken und küßte ſie auf den Mund. Da geſchah es, daß des Mondes Kind ſeiner Linken entſprang und plötzlich verſchwunden war. Sie aber achteten des nicht und blieben noch lange beiſammen.

„Wie kann das ſein?" begann die Magd, als ſie ſelbander heimwärts ſchritten.

Da wandte ihr der Alte das Angeſicht zu, rot von des Tages Jugend.

„So", entgegnete er, „daß ich dich erwartet habe ſeit der Stunde meiner Geburt, als noch der Ahne Schoß den Leib deiner Mutter trug. Und ich hab dich erwartet". — —

Und neun Monde waren um die Erde gerollt, ſeit der Alte die Jungfrau geküßt hatte unter dem Baume. Da brachte ein Hirte dem König was Verborgenes in lederner Taſche:

„Herre", begann er, „als ich heute morgen der Schafe hütete beim dürren Baume am Brunnen, ſiehe, da blinkte mich was an von kahlem Aſte. Und ich ſtieg hinauf, brach's und bring's Euch."

Und er bot ihm eine Frucht.

Da jauchzte der König auf und rief: „Hundert Jahre lang hat dieſer Baum keine Frucht getragen. Und heute fruchtet er dies Wunder! Man ſteige auf den Turm mit Poſaunen und ſchmettere in alle Winde die Botſchaft! — Du aber nimm dies und gehe damit einher vor allen Großen meines Reiches. Denn du biſt größer denn ſie durch meines Blickes Gnade."

Und er ſtreifte den Goldreifen mit dem größten und ſchönſten Demanten vom Finger und reichte ihn dem Hirten. Dann brachte er der Magd die Frucht in goldener Schale, blickte ſie gütig an und ſprach:

„Nimm und iß dir meine Lieb und Treue bis über den Tod."

Und er küßte ſie auf den Mund.

Zur nämlichen Stunde geſchah's, daß die Magd eines Knaben genas. Und es ſchmetterten die Poſaunen die frohe Botſchaft in das

Wehgeschrei der Kreißenden. Und alles Volk wunderte sich des Wunders und brachte dem König Lämmer und Honigs und Öles viel in steinernen Krügen nach altem Brauch.

Und es geschah, daß der Knabe zum Jüngling gedieh. Aber er war ganz anders als seines Alters Genossen. Nicht lockte ihn Ball und Netz und Jagdruf und vor der Waffen Spiele graute ihm. Fern blieb er der Sonne in verschlossenem Gemache, Honig und Milch war seines Leibes Nahrung und seine Stimme war sanft und klagend. Aber wenn die Nacht die Gestirne entzündete und der Mond das Wolkengewand zerriß und nackt über den Himmel tanzte, dann stieß der Prinz die verschlossenen Fenster auf und winkte dem Monde und stieg auf das Dach des Palastes und buhlte mit dem Monde mit Küssen und brünstigen Gebärden und wilden Worten einer unerhörten Sprache. Und alle, die sein Gebahren sahen, entsetzten sich darob. Denn es war Raserei und schmerzliche Wollust in allem, was er dann tat.

Und es war wieder eine Nacht im Sommer und wieder stand der alte König auf dem Dache des Palastes. Diesmal nicht ohne Absicht. Denn er harrte des Sohnes, um ihn dem Wahne zu entreißen mit aller Macht seiner großen, leidenden Liebe. Und es sammelten sich viele süße Worte auf seinen welken Lippen und viele bittende Blicke in seinen großen, dunkeln, jungen Augen. Und er wartete. Und der Mond erhob sich, zerriß die Wolkengewande und tanzte nackend über den Himmel. Und alle Blumen schlugen die Augen zu ihm auf und staunten ihn an.

Da geschah es, daß des Alten Blick abirrte und den Brunnen traf und den Sohn, wie er langsam und gesenkten Hauptes dahinschritt wie ein Schlafender. Und er sah, daß sein Sohn nackt war und daß sein junges Fleisch leuchtete wie der Mond, der über den Himmel tanzte. Da kam plötzlich eine große Angst über das Herz des Vaters und er konnte nicht länger an sich halten, sondern rief den Nachtwandler an mit dünner, zitternder Stimme. Da fuhr der Jüngling aus dem Schlafe auf und wandte das wunderschöne, aber totenblasse Antlitz dem Alten zu:

„Mein Vater?" fragte er ernst und klagend.

„Wohin gehſt du, mein Sohn?“ klang es bang und zärtlich zurück.

„Zur Schweſter.“

Und wieder verſank er in Schlaf und ſchlafend wandelte er weiter, bis ſeine taſtenden Hände des Brunnens Brüſtung berührten. Da ſah er ſich noch einmal nach dem Vater um, winkte und lächelte. Dann wandte er ſich wieder und ſchwang ſich über die Brüſtung kopfüber in die Tiefe. — — —

Hart vor dem Abſturz ſtund der alte König und riß die Augen auf. Und er ſah, wie die junge Magd vom Brunnen zurückkehrte, den gefüllten Eimer auf dem Kopfe, ſah, wie ſie die großen, dunkeln Augen ſeitwärts rollte, dem jungen Hirten zu, der ſtand, auf ſeinen Stab geſtützt, die ſchwellenden Lenden mit eines Schafes Felle umgürtet. Und der alte König ſah ein ſonniges Lächeln um den Mund und die Augen des jungen Weibes.

Da wandte er ſich haſtig ab und rief dem Häſcher: „Haſche mir jene beiden und führe ſie vor mich.“

Und der Häſcher haſchte den Hirten und ſeine Buhle und führte ſie in die Halle des Palaſtes vor das Auge des Königs. Und der König beugte ſich vom Throne und blickte dem Hirten finſter ins Geſicht:

„Wo haſt du mein Kleinod? Gib es heraus, Betrüger.“

„Herr, welches Kleinod?“ rief erblaſſend der Hirte.

„Den Reifen, den du dir mit falſcher Frucht erliſtet.“

„Mit welcher Frucht, Herr?“

„Mit der Frucht ihres Leibes!“ rief der König. Und es war Groll und Weh im Ruf ſeiner Stimme.

Da warf ſich der Hirte vor dem Throne auf die Knie und erhub flehend die Hände, wimmernd die Stimme: „Allwiſſender, Gnade! — du haſt es geſagt.“

„Unter dem Baume, nicht wahr?“

„Unter demſelben.“

„Und wann?“

„In dieſer Nacht, Herr. — Alles geſteh' ich um Gnade.“

Der König ſtand auf:

„Man führe ihn hinweg, ſchlage ihm das Haupt vom Rumpfe und bringe es mir."

Da warf ſich die Magd dem König zu Füßen, umklammerte ſeine Knie' und ſchrie: „Barmherzigkeit, Herr! Um Liebe iſt es geſchehen."

„Wirklich?"

Er beugte ſich zu ihr hinab, ergriff ihre Hände, hub ſie auf und blickte ihr tief ins Auge. Und es war ein wehmütig Staunen im Blick ſeines Auges:

„Weib, Weib, Weib!"

Und er wandte ſich ab und niemand ſah ſein Geſicht. Und ich kann nicht ſagen, wie es ausſah. Nach einer Weile aber ſahen es alle wieder und es ſah aus wie alle Tage:

„Man führe dieſe beiden hinweg an des Reiches Mark und gebe ihnen aus meinen Gewölben Milch und Honig mit und Öles neun Krüge. Und ſeine Herde ſoll er vor ſich hertreiben."

„O Herr"! riefen ſie beide auf den Knieen.

Er aber achtete ihrer nicht, ſondern winkte. Und zwei Hüter traten an ſie heran und führten ſie hinaus. Als ſie aber auf die Schwelle trat, da rief ihr der König. Es war Angſt und Bangen im Rufe ſeiner Stimme. Und ſie wandte ſich um und ſah ihn groß und erſchrocken an. Er aber ſenkte den Kopf und winkte wieder. Und die Hüter führten die beiden aus dem Palaſte. —

(Schluß folgt.)

Adolf / von Franz Schamann.

Aus „Eine Tragödie" (ſ. vorhergehende Nummer.)

Adolf: (tritt auf, einige Muſter von weißen Seidenſtoffen in der Hand) Was iſt denn? Weshalb kommſt du nicht? (zu Richard nebenbei) Guten Tag, Herr.

Richard: (nickt)

Adolf: (flüſternd) Was hat's gegeben?

Ludwig: Ach Gott! — Eigentlich nichts. Was haſt du da?

Adolf: (laut) Wir warten; die Herren kommen nicht. (zu Richard) Sie ſollen einen guten Geſchmack haben, ſagt meine Braut. Sie läßt Sie bitten, ihr ein Muſter für das Brautkleid auszuwählen.

Richard: (hält ſich mühſam zurück)

Ludwig: Was? Du willſt Hochzeit machen?

Adolf: Endlich wird's doch Zeit, daß ich mein Wort einlöſe. Was glaubſt du?

Ludwig: Na ja — aber — — aufrichtig geſagt, hab ich gedacht, daß wir das früher beſprechen werden.

Adolf: Was denn? Biſt du drauf nicht vorbereitet? In paar Tagen mache ich Schluß mit den Vorleſungen. In drei Wochen können wir die Geſchichte beim Pfarrer ausgetragen haben, — dann biſt du ſo gut und richteſt uns hier den zweiten Stock ein, während ich mit meiner Frau ein bißchen herumreiſe! Sowie ich zurück bin, fang ich mit meiner Unterſuchung über die Wechſelwirkungen ſchöpferiſcher Ideen in der Weltliteratur an. Zuvor muß ich aber reinen Tiſch machen. Ich muß mir gehören. Es darf mich nichts zerſplittern.

Richard: (ruhig, matt) Da hat der Herr Profeſſor eigentlich recht.

Adolf: (ſieht ſich in nicht geradezu verächtlicher, doch Richard verletzender Weiſe nach ihm um und nickt) Danke.

Richard: (legt die Muſter auf das Tiſchchen und ſieht nach der Uhr.)

Ludwig: (eintönig, durchzittert von ſeeliſchem Weh) Gut. — Wenn du meinſt ... Da kann ich halt nichts machen. (zu Richard) Gehen wir jetzt hinunter?

Adolf: Wenn wir hinuntergehn, können wir die Stoffwahl unten vornehmen; gelt?

Richard: Sie werden mich bei den Damen entſchuldigen, Herr Profeſſor — ich muß zur Bahn.

Adolf: Ja richtig — Ihre Frau kommt. Ich bin ordentlich neugierig. Ich verehre Ihre Frau — bitte, bitte! Nach allem, was ich über ſie gehört habe, muß ſie mindeſtens neben der Eliſabeth des Tannhäuſer den Platz behaupten.

Ludwig: E ..... Du — Schätzmeiſter.

Adolf: (leicht höhniſch) Ich habe ganz vergeſſen, daß der Mann ein Individualiſten-Anbeter iſt. Familienerbſtück.

Ludwig: (lacht in gelindem Zorn) Es würde dir nicht ſchaden, wenn du einen Blick für das Weſeneigentümliche der Erſcheinungen hätteſt.

Richard: Alſo, Ludwig, ich geh'.

Ludwig: (unwirſch unter der Nachwirkung des Zornes) Haſt noch Zeit. Übrigens kann ſie auch im Vorbahnhof ausſteigen, und du gehſt umſonſt. (mit einem Seitenblick nach Adolf) Bringt mich der Menſch mit ſeiner verfluchten Vergleicherei um die ganze Laune!

Adolf: Du könnt'ſt dich ſchon ausgetobt haben.

Ludwig: Er iſt nicht im Stand einer einzigen Erſcheinung ihren Namen zu laſſen — er muß immer meſſen — überall vergleichen, die Wechſelwirkung herausſchnüffeln.

Richard: Das kannſt du nicht ſo beurteilen, liebes Kind. So eine Methode kann ja gewiß manches Talent zu Grunde richten, aber das Weltkräftige wächſt über ſie hinaus.

Ludwig: Ah, hör' auf! Mich juckt's immer in der Hand, wenn ich von dem Menſchen etwas leſen muß. Den nennt er den neuen Goethe und mißt ihn an ihm; den: den neuen Shakespeare; den: Jean Paul. . . Es kommt über einen wie ein heiliger Zorn, wenn man dann ſehen muß, wie ſo manches Talent auf dieſe Art erdrückt und entperſönlicht wird.

Adolf: (geht lachend auf und ab und reibt ſich vergnügt die Hände)

Richard: Wahrſcheinlich will er, daß ſeine Leute über die ihnen geſtellten Vorbilder hinauswachſen — denn ihr Ehrgeiz wird da geſpornt, daß es nur ſo blutet.

Ludwig: Reitſchul-Methode.

Adolf: (bleibt vor Richard ſtehen) Zur Hälfte haben Sie mich ja verſtanden — aber das Eigentliche meiner Methode haben Sie nicht weg. Wahrſcheinlich fühlen Sie nicht, daß wir in einer allkriegeriſchen Zeit leben. Sehen Sie, ich betrachte alle Schaffenden als Feinde meines Weltbildes, das ſie mir zerſtören wollen — und wenn ich den als den neuen Goethe, dieſen als Shakespeare —

Ludwig: Dich als Grabbe!

Adolf: (zu Ludwig hin, recht geärgert) Ja, ja. (zu Richard) Sie ſehen, wenn mich die betreffenden Leutchen nicht verſtehen, wenn ſie nicht fühlen, daß ich ihrer im tiefſten Grund ſpotte — tut's mir leid um ſie. Jeder iſt er ſelbſt. Wer mir aber reinfällt — und irre wird an ſich, der iſt für mich geliefert. Das Geſunde und Urkräftige wird niemand mit meinen Waffen umbringen, weil er es nicht umbringen kann. Schädlich iſt meine Methode dem Echten nicht, weil ſich's mir eben um eine Ausleſe des Echteſten und Beſten handelt. Was mein Herr Schwager ſagt — — — (macht eine wegwerfende Handbewegung) Wiſſen Sie, es gehört zum Leben, ſich gelegentlich von Jünglingen einen Idioten um den Schädel ſchlagen zu laſſen.

Richard: Von Idioten war noch lange nicht die Rede.

Adolf: Glauben Sie, er hätte was andres gemeint?

Ludwig: Ein Idiot wird mich nicht aufregen. Mir paßt deine Methode nicht, weil ſie unter Umſtänden Mord werden kann.

Adolf: Das iſt der Krieg.

Ludwig: Hör' mir mit dem Blödſinn auf! Seine Bequemlichkeit nennt er Krieg. Der Kritiker ſoll dem Schaffenden ein Hohlſpiegel ſein — du aber biſt ein Schächter. Der Kritiker ſoll den Willen des Allſchöpfers im Schaffenden verſtehn — und ſtatt das Deſſin des ewigen Webmeiſters nachzuzeichnen, verdirbſt du das Muſter, weil du, Patzer! die Webblätter korrigierſt. Das iſt Mord — Talentmord!

Adolf: Du, erlaub' einmal, was iſt denn das, was dem Freund betreibt, der angeblich kein Werk ſchreiben kann, ohne vorher eine Kataſtrophe erlebt zu haben? Wenn ſeine Geliebte an ihrem Kind nicht geſtorben wär, hätt' er ſeine Octavia in der „Agrippina" nicht ſchreiben können, — ſagt er. Iſt das was anderes geweſen als Mord: der Tod des Mädels, wie er's erzählt? Das war ein effektiver Mord!

Ludwig: Das iſt ein Werdeprozeß — und eine ganz andere Sache als deine.

Adolf: Du willst offenbar sagen: eine Sache, die früher ihre Tantièmen-Früchte zeitigt, — wenn sie dem Publikum gefällt.

Richard: (fährt auf)

Ludwig: (faßt Richard rasch am Arm; begütigend) Laß ihn doch sein. (zu Adolf) Das ist eine Sache, die den, der sie durchlebt, seelisch bewuchert, ihn zum pessimistischen Prostituierten macht mitten im sündenfremden Leben; die deinige ist ein Schachspiel mit göttlichen Gaben anderer Menschenkinder als Einsatz.

Adolf: Dafür wird dem Genie der Divinitätsrang erteilt, während wir nur im Gedächtnis unserer Nachfolger spuken. . . . Das ist dann die ausgleichende Gerechtigkeit (zu Richard, der ihn beobachtend betrachtet) Beliebt?

Richard: Wenn Sie das Schaffen eines Menschen, der was zu sagen hat, nachfühlen könnten —

Adolf: (hochmütig) Hm!

Richard: Ich bitt' Sie: Jetzt, da ich von Ihnen selbst gehört habe, wie Sie über den Wert Ihrer Arbeit denken, über die Form Ihrer Fernwirkung — jetzt können Sie sich vor mir so groß als möglich aufspielen . . . bei Ihnen kenn ich keine Grenzen des Hochmuts, er ist egal lächerlich.

Adolf: (will auf ihn los)

Ludwig: (hält ihn gewaltsam zurück)

Richard: Ich war bis jetzt im Unklaren darüber, wer einem Werk den Wert verleiht; jetzt weiß ich, daß Sie das nicht können. Jetzt merk' ich, daß es der Schöpfer ist, der die Werte schafft; der Schöpfer, den das grausame Leben in die Mühlsteine des Lebens werfen muß, daß er vor Lebensfurcht und Lebensangst, Lebenssucht und Todeswunden wie das Korn in der Mühle knirschen muß . . . aus seinen Schreien setzt sich sein Werk zusammen, das strömende Blut seiner Herzenswunden kittet es fest, seine Fernzeitahnungen heben es über den Tag empor. Was der Erlebende schafft, hat Selbstwert. — Jedes Werk des Genies ist der Schrei der Schmerzen seines Schöpfers. Sie haben keinen Schmerz erlitten . . . darum kritisieren Sie zu, es geniert mich nicht mehr.

Adolf: Unter beſagtem Genie verſtehen Sie wohl — ſich.

Richard: Mit Ihrer Erlaubnis.

Adolf: Die kriegen Sie nicht. Ich muß Ihnen vielmehr ſagen, daß es mir heute ſehr unangenehm iſt, Ihre — Werke je beſprochen zu haben.

Richard: Es ſteht Ihnen frei, Ihr einſtiges Urteil über mich zu widerrufen.

Adolf: (etwas wie eine arrogante Teilnahme klingt aus dem Ton ſeiner Antwort.) Was ich geſagt habe, will ich geſagt haben. — Es iſt mir bloß darum unangenehm, weil Sie ſich aus meinen Worten eine falſche Meinung über Ihren Allgemeinwert heraus gerechnet haben.

Richard: Sie überſchätzen ſich!

Adolf: Herr!

Ludwig: Er hat Recht.

Adolf: Für ſich kann er über ſeine Schreibereien denken, wie er will. Er kann ſich in ſeinen vier Wänden für Apoll ſelber halten . . . ſolche Werte kann man ſich auch ohne was geſchrieben zu haben beilegen — ſie koſten nichts mehr als eine Gehirnerweichung. Spielt er ſich aber mir gegenüber als eine Größe auf, ſo muß ich ihn auf ſeinen effektiven Wert aufmerkſam machen.

Ludwig: Schau, das iſt ein einfaches Mißverſtändnis. Er hat ja garnicht von Größe geſprochen; er iſt von dir in ſeinem Stolz verletzt, in ſeinem erworbenen Stolz, den du nicht kennſt. Es iſt ja gewiß richtig, daß du Leutchen größenwahnſinnig machen kannſt; den ſchönen Stolz aber kann nur das Werk ſeinem Schöpfer verleihen. Das iſt auch ſo eine Wechſelwirkung. — Haſt du über die ſchon nachgedacht? Wirſt du auch über die ein Kapitel ſchreiben können?

Adolf: Ich verſteh' dich nicht.

Ludwig: Ja, ſiehſt du: Du verſtehſt noch ſo manches nicht, was du am Maßſtab deines Toten miſſeſt.

Adolf: Holla! Du willſt ſagen, daß ich auch deinen Freund nicht verſtehe. Wollen ſehen! Laß mich nur machen: Ich hab ihn ſeinerzeit als ſtärkſten Künſtler bezeichnet; was? „Stärke iſt Kraft

und Fruchtbarkeit", hab' ich geschrieben; nicht wahr? Ist seine Kraft sobald pfutsch — ist seine Erfindung so bald erlahmt? Das Leben ist so reich an allem, daß jedes Wesen ein Dichter sein könnte, ohne zu jedem Gedicht in den bewußten Mahlkasten wandern zu müssen. Dein Freund hat genug erlebt, wenn er uns nicht anders Erlebnisse nur vorgeschwefelt hat — und was hat er geschrieben in diesen letzten zwei Jahren? Nichts! Keine Zeile! — Fruchtbarkeit; was? — Wenn Sie ein Genie wären, hätten Sie aus der Weibersache mit dieser Schießerei da schon längst eine Komödie am Theater gehabt.

Richard: (ist blaß geworden)

Ludwig: Man läßt sich doch nicht anschießen, damit deine Prophezeihungen in Erfüllung gehen.

Richard: (matt) Warum nicht?

Ludwig: (Richard in die Augen) Könntest du diese Tragödie schreiben?

Richard: (seufzt) Die letzte Tragödie wird nicht geschrieben.

Adolf: Von Ihnen nicht — Grabbe hat sie auch nicht geschrieben.

Richard (gereizt) Warum gerade von mir nicht?

Adolf: Weil Sie wahrscheinlich nichts mehr können.

Richard: Meinen Sie?

Adolf: Es wird mir zur Überzeugung.

Richard: (will aufbrausen)

Ludwig: Freu' dich, Tepp, fahr nicht auf — kannst ja ein Weltbild zerstören.

Richard: Laß mich — — (läßt Adolf nicht aus dem Auge)

Adolf: (dem Krach ausweichend) Wir wollen doch lieber hinunter. Nicht wahr? Meine Braut erwartet uns — Sie sollen ihr noch das Muster für ihr Brautkleid wählen — und werden sie doch nicht um das Vergnügen bringen wollen?

Richard: (grimmig) Nein, das Vergnügen kann ich ihr machen. Aber vorher, Herr Professor, möchte ich doch wissen, was Sie zu glauben veranlaßt, daß ich fertig bin?

Adolf: Ich glaub's Ihnen deutlich genug gesagt zu haben.

Richard: Ich erinnere mich nicht.

Ludwig: Er hat dich größenwahnſinnig gemacht — ergo ...

Richard: Ich will Ihnen ſagen, Herr Profeſſor, was mich hemmt: Das Weib! Und die Furcht vor einer Idee — vor dem fertigen Werk. Aber darum ſind Sie noch lange nicht der Mann, von dem ich mich verächtlich behandeln laſſe. Wer ſind Sie, daß Sie mich verachten dürfen? Weil Sie mehr wiſſen? Das, was Sie wiſſen, haben Millionen Ihrer Vorgänger gewußt! Was gehört Ihnen von Ihrem Wiſſen? Nicht ſo viel! Das kann man ſich kaufen, was Sie beſitzen. Kaufen Sie ſich mein Leben, meine Wunden! Was ich beſitze, hab' ich blutig erkaufen müſſen! Sie aber kennen das Blut nur dem Buchſtaben nach.

Adolf: Hoho! Das geht zu weit.

Ludwig: (ſanft zu Richard) Geh, ſei ruhig!

Richard: Es tut mir leid, vor Ihnen von Furcht geſprochen zu haben. Ich werde ſchaffen! — Ich will ſchaffen!! Sie ſollen ſich in mir nicht getäuſcht haben; es ſoll Ihnen nicht unangenehm bleiben, über mich geſchrieben zu haben. — Aber das ſage ich Ihnen: daß ich Sie von dem Moment ab verachte, in welchem Sie, der Sie mir das neue Werk erpreſſen! ſich vor dieſem Werke beugen.

An den Innsbrucker Gemeinderat / von M. Eſterle.

Meine Herren!

Zur richtigen Zeit eine altväteriſche Gemeindewirtſchaft in ein großzügiges Induſtrieunternehmen umzuwandeln, iſt ein ſchönes Stück Arbeit, das juriſtiſchem Geiſte — in der Verwaltung immer verhängnisvoll — nie geglückt wäre. Es iſt ein großer Vorteil für die Stadt, welche Sie repräſentieren, daß Sie faſt alle Kaufleute, Erwerber wirtſchaftlicher Grundlagen, Verdiener, Beſitzer ſind, die nicht anders konnten, als ihre erfolgreiche Geſchäfts-praxis auch auf die Stadtverwaltung zu übertragen. Man kann

(gez. von Max v. Eſterle.)

Schützen voran! — Ich bin der Baron An der Lan!

heute behaupten, daß Innsbruck den Eindruck eines gutgeleiteten, reinlichen und rentablen Kaufhauses macht, worin nichts fehlt, was dem Durchschnittsbürger frommt, aber auch alles vermieden ist, was nicht dem banalen Zwecke eines Erträgnisses dient. Aber leider — Ideale finden in dieser Ordnung des Wohlstandes, der Hygiene und der Bequemlichkeit ebenso wenig Platz wie in einer beliebigen Stadt am Balkan.

Die Kunst z. B. — Begreiflich ist es ja, daß Ihren einfachen, stolzen und ein wenig kalten Profitnaturen die Kunst als etwas Entbehrliches erscheint, als ein Aufwand, der nur in der Welt, in der man Luxus treibt und Pleite macht, eine verführerische Rolle spielt. Aber schließlich sind auch die Werte, welche Sie selbst schaffen, nur dann bleibende, wenn sie — auch absichtslos — unsere Kultur fördern. Und der Gesamtbegriff der „Kultur" ist ohne Kunst nicht denkbar, denn Kunst reinigt das Leben, wie Sonne die Luft, und ohne Kunst würde alles Leben erkranken. Ich nehme an, daß Sie, meine Herren, dies nicht gewußt haben und daß Sie jetzt einsehen werden, daß auch die Förderung alles dessen, was Kunst betrifft, zu den Pflichten einer Stadtverwaltung gehört. Diese Förderung hat bisher auf sich warten lassen. Im Gegenteil hat (um mich kaufmännisch auszudrücken) Ihre ablehnende Haltung eine bessere Disposition zur Bewegung aller Kunstwerte nicht aufkommen lassen, wobei noch die Mattheit in der Nachfrage trotz andauernd günstiger Auslandsmeldungen stark auf den hiesigen Markt drückte.

Erinnern Sie sich nur der großen Zahl bedeutender Künstler, welche Tirol seit Jahrzehnten in die Welt sendet, um dort die Anerkennung zu finden, die ihnen daheim versagt wird! Bedenken Sie, wie beschämend es ist, daß Tirol seine Besten ohne das geringste Bewußtsein eines Verlustes ziehen läßt, und wie dies den „Jungen", wo es fortwährend neu gährt und gebärt, zum hemmenden Druck wird, der Talente verbiegt und Charaktere bricht! Gewiß, das Entstehen künstlerischer Energieen hängt von Ihrer Obsorge nicht ab. Aber dies darf Ihnen nicht als Ausrede dienen, dieser Erscheinung überhaupt nicht näher zu treten. Denn gerade von Ihrem Platze

aus wird solch vollständiger Mangel jeder Hochachtung vor allem, was ein bischen Seele hat, leicht zum Vorbild. Und ist es auch geworden.

Einige Beispiele:

Die Kunstabteilung des „Museum Ferdinandeum". Zweck: Sie soll eine fortlaufende, lebendige Chronik der zeitgenössischen Kunst bilden. Was an Geldmitteln fehlt, muß durch Findigkeit, feines Wahlvermögen, lebhafte Tätigkeit und rasches, aber taktvolles Zugreifen ersetzt werden. Man möchte glauben, da es sich um Kunstsachen handelt, daß dazu Künstler nicht ungeeignet wären, ja daß man nur im Notfalle auf Nichtkünstler greifen sollte. Handelt es sich doch hier auch um ein „Fach", so gut, wie in der historischen und naturhistorischen Abteilung desselben Museums. Sagen Sie doch selbst, Herr Schlossermeister: würden Sie einen Amtsdiener zum „Sachverständigen in Schlosserei" ernennen, weil er eine respekteinflößende Miene aufsetzen kann und weil er täglich bei einem eisernen Gitter vorüber geht? Oder Sie, Herr Professor, halten Sie den Porzellanwarenhändler X. Y. für eine Kapazität in hygienischen Fragen, weil er Spucknäpfe führt? Und doch besitzen vier sonst ehrenwerte Männer Innsbrucks den schlechten Geschmack, sich jährlich für die Stellen der „Kunstdirektoren" des Museums anzubieten, obwohl sie für Kunst nicht mehr Herz haben als Käfersammler für Luftschiffahrt. Dies beweisen die Kunstwerke, welche das moderne Schaffen Tirols im Museum repräsentieren sollen: Wenn das Land nichts anderes hervorbrächte, dann könnte man sich die Mühe ganz sparen und auch die Bildersäle mit alten Münzen vollpfropfen. Es verlangt kein Mensch, daß ein Juwelenhändler oder ein Geographieprofessor Kunstgefühl hat. Nicht einmal von einem Kunsthistoriker verlangt man es — man hat schon Schlimmeres erlebt — aber man könnte verlangen, daß sie hie und da sachmännischen Rat mit Dank quittieren, und daß sie ihre innerste Unsicherheit nicht mit eitler Überhebung über bessere Kompetenzen maskieren. Denn es ist besser, einzugestehen, daß es für solche Ehrenämter nicht langt, als ihre falsche Besetzung zu einem öffentlichen Mißstande anwachsen zu lassen, der dem Ansehen Tirols und seiner Kunst ins Gesicht schlägt.

Ähnliches tritt auch bei künstlerischen Wettbewerben zu Tage. Da erscheinen stets ein paar Herren, die es durchsetzen wollen, daß man sich keine Jury ohne sie vorstellen kann, und die daheim doch um vieles mehr für ihre Unsterblichkeit leisten würden. Diesen „Königen in Unterhosen" würden ihre eigenen Berufsgewänder besser stehen als das Negligé, in dem sie zur Kunst herabsteigen.

Auch die Heimatschutz-Vereine werden, wie es scheint, nur zu dem Zwecke gegründet, um einer „breiteren Schichte" den Rechtstitel zum Auchmitdreinreden zu verleihen und um den Künstlern etwas am Zeuge zu flicken. Nur wo Künstler tonangebend mitwirken, wie z. B. in Bozen, werden diese Dilettantenmätzchen etwas in Zaum gehalten und die fatale Verwechslung zwischen einem hochernsten Zwecke und überflüssiger Unkerei vermieden.

Es hieße ferner den Föhn nach Innsbruck bringen, wollte man die Komik beleuchten, mit welcher die „Erhalter alter Kunstdenkmäler" arbeiten, welche Orgien der Formalismus da feiert, wie da Gefühlswerke registriert werden, mit welcher Naivität alles Alte für anbetungswürdig gehalten wird, wie da restauriert wird, bis statt des alten Meisters ein moderner Pfuscher entsteht, kurz wie sich da eine Imitation des Verwaltungsbeamtentums mit Kunst auseinandersetzt.

Die Zeitungen stehn diesem ganzen Wirrwarr von geiler Anmaßung, Massenbeschränktheit und verschobener Wahrheit spaltenweit offen, und Kreti und Pleti fühlt sich berufen, die Vormundschaft über Kunst und Künstler zu führen und breitmaulig bei einem Werke Gevatter zu stehn, aber keinem von diesen Allerweltswissern fällt es ein, daß das Betasten und Beschnuppern dieser Tintenfinger und Schnauzen zu einer Geißel wird, die die Kunst aus dem Lande peitscht wie einen vogelfreien Ketzer. Denn wo die Propagierung des Kunstinteresses vom Bierphilister besorgt wird, schießt nur Prahlerei und Neid, Geschmacklosigkeit und Streitsucht in die Halme und verseucht das sittliche Leben. Dieser ganze Provinzschlamm, der sich aufhäuft, wenn die berufenen Straßenkehrer nicht ihres Amtes walten, verpestet uns allmählich die Atemluft!

Meine Herren, der Gemeinderat der Stadt Innsbruck kann von der Mitschuld an solch kläglichen Komödien der Irrungen nicht frei-

gesprochen werden! Und Sie werden in das Andenken Ihrer stolzbürgerlichen Namen ein großes Loch reißen, wenn Sie den Künstlern nicht zu Hilfe kommen und Ihr bisheriges schlechtes Beispiel durch ein gutes verwischen.

Gerade jetzt bietet sich hiefür eine Gelegenheit, wie sie kaum je günstiger sich einfinden wird. Die Erwerbung der Zelgerschen Gründe ist nur mehr eine Frage der Zeit. Sobald sie erfolgt ist, müssen Sie, um dem geplanten Parke einen Mittelpunkt zu geben, Musikpavillons, Wandelhallen, Bedürfnisanstalten oder derartiges errichten. Es ist leicht, bei geringen Mehrkosten damit ein kleines Ausstellungslokal für künstlerische Zwecke zu verbinden. Das Äußere des Baues wird dadurch nur gewinnen können. Nachdem Sie mit Schlachthaus und Kanalisation für den Magen- und Darmtrakt schöne Vorsorge getroffen haben, ist es hohe Zeit auch für Herz und Niere etwas zu tun, wozu Ihnen die erwähnte Verbindung einer Bedürfnis- mit einer Erbauungsanstalt den besten Anlaß bietet. Wir Künstler machen uns aus dieser nützlichen Nachbarschaft nichts. Unsere Kunst wird jenseits des verschwiegenen Ortes nicht schlechter gedeihen als jenseits jeder anderen Möglichkeit.

Der Ausstellungsraum müßte der Künstlerschaft kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Keine Künstlervereinigung Innsbrucks wird jemals im Stande sein, Miete zu bezahlen. Diese Erfahrung ist reichlich gemacht worden. Sogar die kostenlose Benützung eines Ausstellungslokales ist in regelmäßigen, kürzeren Intervallen nur dann zu garantieren, wenn ein Betriebskapital aufgebracht wird. Dies wird die Aufgabe der Künstler sein, und sie wird nicht allzu schwierig zu lösen sein.

Jedenfalls aber müßte sich der Gemeinderat entschließen können, in dieser Frage das Geschäft scheinbar beiseite zu lassen. Wenn einmal für ein Kunsthaus gesammelt wird, kommt sicher nur eine beschränkte Summe zustande, mit welcher man nicht ein Haus bauen und gleichzeitig einen Betriebsfond gründen kann. Sind die Künstler gezwungen, mit dem gesammelten Gelde das Haus zu bauen, dann wird der Gemeinderat den Grund hiezu schenken müssen, und er wird außer zu einer jährlichen Subvention auch zur Deckung der unvermeidlichen Defizite herangezogen werden. Und da hätten Sie, meine Herren, eine schöne Laus im Pelz. Das Kapital, deren Zinsen Ihnen in kleinen Ratio-

nen abgezapft würden, wäre zehnmal größer als die Bagatelle, welche die Erweiterung eines Patent-Urinoirs in einen Kunstsalon verschlingt. Eine weitsichtige kaufmännische Lösung wird also auch in dieser Sache die beste sein.

Vielleicht wäre es zweckmäßig, den Raum einem eigens zu bildenden Kunsthaus-Komitee, in welchem Künstlerschaft und Gemeinderat vertreten sind, mit der Bedingung zu übergeben, daß der Stadt daraus keine weiteren Kosten erwachsen. Dies würde Sie gewiß nicht hindern, aus den Ausstellungen jährlich für tausend Kronen Kunstwerke anzukaufen, wie es in Meran heute schon geschieht.

Der Ausstellungsraum soll nicht größer sein als 10 zu 20 Meter und durch verstellbare Wände alle kostspieligen Einbauten ersparen. Ein kleiner Vorraum und ein Kellerraum als Kistenmagazin vervollständigen die bescheidenen Ansprüche der Künstler. Diese würden es sich sicherlich angelegen sein lassen, der Stadt die Aufgabe mit Fassadenplänen zu erleichtern und für künstlerischen Schmuck zu sorgen. Auf diese Weise könnte ein Bau entstehen, der, so klein er auch bleiben wird, der Stadt Innsbruck nur zur Ehre gereichen würde.

Eine solche Heimstätte tirolischer Kunst wird auch den Künstlern Anlaß geben, sich enger und friedfertiger zusammenzuschließen. Solange der Kampf gegen die Widerwärtigkeiten ihrer Existenz und gegen die Nichtachtung ihrer geistigen Interessen nur Niederlagen brachte, hatte man keine Waffen gegen egoistische und zersplitternde Tendenzen. Geben Sie uns ein Forum, auf dem nicht das Wort, sondern nur das Werk werbende Kraft hat, dann wird auch die Erkenntnis durchgreifen, daß es in der Kunst keine Konkurrenz gibt, daß dieser Begriff nur die Erfindung kleinmütiger und philiströser Feigheit ist.

Meine Herren! Ich empfehle diese Anregungen Ihrer sorgfältigsten Berücksichtigung. Die Welt der Gemeinplätze wird sich zwar ruhig weiter drehn, wenn Sie darüber zur Tagesordnung übergehn; aber an Ihren eigenen Kindern werden sich schlimme Früchte zeigen, wenn Sie alles, was den Geist zu adeln vermag und der Gemeinheit wehrt, mit Absicht und Erfolg aus ihrem Gesichtskreise verbannen.

WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe. Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.

Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.

Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Aïda. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.

Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

WERKE VON ARTHUR VON WALLPACH.

Im Sommersturm. Gedichte. Satanas. Nach dem Italienischen des Giosué Carducci. Verlag Schuster & Löffler, Berlin.

Sonnenlieder im Jahresringe. Heidnische Gesänge aus Tirol. Verlag Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin.

Kreienfeuer und Herdflammen. Neue Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Geh. K 2·40 (Mk. 2·—), geb. K. 3·60, (Mk. 3·—).

Sturmglock'. Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Preis derselbe.

Tiroler Blut. Gedichte. Bei Georg Müller, München u. Leipzig.

VON HUGO NEUGEBAUER

erscheint im Herbste dieses Jahres:

DAS DIADEM DER MELITTA

eine zyklische Dichtung.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 4.

Ludwig Seifert: Heinrich Mann: „Die kleine Stadt" / Arthur von Wallpach: Unterm Haus-Crucifixus / Hugo Neugebauer: Der König und die Magd (Schluß) / Carl Dallago: Epistel an mich selbst / Rudolf Kurtz: Offener Brief an Karl May / Karl Berger: Am Ferner / Ludwig Seifert: Der Genius des Verfalles / Max von Esterle: Karikaturenfolge IV (Tony Grubhofer) / Blasius: Bauernpredigt / Fortunat: Das Ewig-„Allgemeine".

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 15. Juli 1910. Heft 4.

Heinrich Mann: Die kleine Stadt / von Ludwig Seifert.

Es gibt Bücher, die uns erſchüttern und verwirren, die uns das Leben zeigen grell und fremdartig erleuchtet vom Widerſchein ferner hoher Flammen, die ſeltſam beunruhigende Schatten werfen über die Landſchaften unſerer Seele ... Bücher, die uns ſo ſehr bewegen, daß es uns nicht leidet in unſerer Stube, daß wir hinaus rennen ins Freie ... irgendwo unter einem Baum leſen wir zu Ende und es iſt, als rede eine neue Botſchaft zu uns, auf die wir im Innerſten lange gewartet haben, die uns jäh den Sinn unſeres Daſeins erſchließt ... und fremd wie ein fremdes Geſicht ſchaut uns jetzt unſer Geſtern und Vorgeſtern entgegen, und wenn wir wieder die Stadt betreten, ſehen wir ſie mit neuem fragenden Blick: neu und fremd erſcheinen uns die gewohnten Menſchen und alle die vielen hundert Dinge und Beziehungen, die wir ſonſt mit ſorgloſer Selbſtverſtändlichkeit hinnehmen — unſeres eigenen Denkens Für und Gegen erſcheint uns fremd und fern.

Und dann gibt es andere Bücher, die erſchüttern uns nicht ſo heftig — die kommen mit leiſer Gewalt zu uns und doch ſind wir Andre, wenn wir ſie geleſen. Es iſt als ob ſie uns den Schlüſſel brächten zu einem verſchloſſenen Schrein in unſerem Innern, der ſpringt nun auf und da liegen Kleinode: lichte und düſtere, die unſer ſind und von denen wir nicht wußten. Und es dringt eine ſanfte und

überredende Stimme aus den Büchern dieſer Art, (— wer hat den Nils Lhyne nicht ſo erlebt oder Göſta Berling oder die Bücher von Hermann Heſſe? —) die wir ſo leicht nicht vergeſſen können, die wir dann oft unverſehens wieder hören, viel ſpäter, mitten in einer befehlenden Gegenwart. Dann iſt uns, als ſei dieſe Situation oder dieſe Folge von Rede und Gegenrede ſchon einmal irgendwo dageweſen, und wir entſinnen uns jener Seiten gleich einer Stunde aus einem früheren Leben, und der Sinn des Dichters bezwingt unſeren Sinn, daß wir unſer Stück Schickſal deuten müſſen wie er jenes erſonnene deutet.

Und andre Bücher gibt es wieder, die uns nicht berauſchen und nicht verwirren, die wie ein langer köſtlicher Sonnentag ſind, wie ein Tag im Freien und eine Wanderung über weite blumige Wieſen. Es ſind Bücher, die ein Daſein für ſich haben wie die Blumen und Edelſteine, ſtolz und leicht, das wir nicht hoffen können zu teilen, mit dem wir uns ſchmücken zu unſerer Freude. Die Dichter wollen in ihnen keine Rätſel löſen, nicht Ausblicke geben aus gequältem Menſchenleid, und doch ſind ſie tief und faſſen die ganze Welt in ihren kleinen blanken Spiegeln und ſind für uns wie ein Ausruhen von unſrem eignen Sein, wie eine Entlaſtung von eignem Denken und eigenem Erleiden, eine fragloſe Raſt eine bunte Stunde lang.

Ein ſolches Buch hat uns Heinrich Mann gegeben. Er hat ſchon früher Bilder geſchaffen von einziger Farbenglut, Menſchenſchickſale, geduldig in ihrem Werden belauſcht oder in tiefe Bilder zuſammengedrängt.

In der „kleinen Stadt" zeigt er uns mit ein paar Dutzend Szenen nicht mehr und nicht weniger als das Geſchick von einem halben Hundert Bürgern und fahrenden Schauſpielern in einem kleinen Provinzneſt irgendwo in Italien. Die Handlung währt nur die Dauer einer Opernſtagione und doch iſt dies Buch voll, zum Überfließen voll von Schickſal: von Tränen und Lachen gleich einer ſaftgeſchwellten vollen reifen Frucht.

Es iſt ein Buch des offenen Lebens, des Lebens Vieler, des Lebens unter freiem Himmel (— unter ſüdlichem Himmel und nicht nur der äußeren Szenerie nach —), es iſt das Tagebuch einer kleinen

Stadt während einiger Wochen (— Glückliche kleine Stadt, wo die Geſchicke ſo fein zu klaren abgerundeten Gebilden kryſtalliſieren, ungeſtört von fremder Art, mit ihrem Wohl und Wehe allein unterm Himmel, einander nicht mehr bedrängen als nötig iſt zu jeder Heile, — die in der Stille wachſen darf ... Arme kleine Stadt, wo der Lärm fremden Weſens eindringt und den Aufgeſtörten, um ihr bischen geruhſames Werden gekommen von dem geſteigerten Daſein, das es zu ſchenken vorgibt, kaum mehr gewährt als Unraſt und quälende Sehnſucht). Gleich zu Anfang des Buches können wir an den Caféhausgeſprächen teilnehmen und erfahren, daß es in der Stadt einen Advokaten Belotti gibt und einen Pfarrer, der Don Taddeo heißt, ein öffentliches Waſchhaus, ein Elektrizitätswerk, drei Dirnen und einen Phonographen; wir hören von der Rivalität der Klerikalen und der Liberalen in der Stadt, hören, daß es rührige Leute dort gibt, die den Fortſchritt fördern und andere Dinge mehr, die gerade ſo gut auch umgekehrt ſein könnten (wie die meiſten Dinge, von denen man feierabends ernſthaft redet). Und dann kommt endlich die Poſt und bringt die Komödianten und dann kann die Handlung beginnen, die nachzuerzählen ebenſo ungeſchickt wäre, als wollte einer über den Zauber einer Opernmuſik reden und finge an das Libretto zu erzählen. Denn wie der Duft des Tosca-Motives auch auf anderen Worten ruhen könnte und die grauſam düſtere Pracht im Geſange Scarpias, ſo ſcheint es mir belanglos, zu welchen Figuren ſich die Tänzer eines ſolchen Reigens zuſammenfinden. Dies aber iſt der eigentliche Inhalt des Buches: wie ein mühſames gewohnheitbeſchwertes Daſein aus ſeinem Geleiſe geworfen wird, daß es dahin tollt, linkiſch wie ein ſcheu gewordenes Zugpferd, und wie in den verſchiedenen kleinen und ganz kleinen Weſen die eine große Flamme der Leidenſchaft ſich widerſpiegelt — verdunkelt hier, verzerrt dort, doch überall mit unbezwinglicher Macht.

So ein ähnliches Schauſpiel wie die ſeltſame Bekehrung des „Profeſſor Unrat" iſt es, wie hier mit einemmal durch die Schar kleiner Opernſänger ein paar bunte Lichter auf das graue Bild dieſer Alltagswelt geſetzt werden, wie dieſe werktagsgefangenen Menſchen

für die Frist von ein paar Wochen teilzunehmen fiebern an dem leichten Glück dieser schimmernden Abendfalter oder an dem, was sie für dieses Glück halten.

Wir dürfen bei diesem Buch von gar keinem Hauptmotiv sprechen, ohne die Ehrfurcht vor der anbetungswürdigen Macht des vielfältigen Lebens zu verletzen, deren das ganze Buch voll ist wie eine Kirche voll ist von süßem Weihrauch. Wohl erhebt sich aus dem irdischen Getriebe kleiner Für und Wider bürgerlicher Geschehnisse und dem Lärm winziger Begierden die Liebe des jungen Tenors zu der geheimnisumgebenen Alba wie eine leuchtende triumphierende Melodie aus dem verwirrenden Gewoge der Ouverture, allein es kommt der Darstellung dieser Liebe in der Ökonomie des Werkes nicht mehr Raum zu, als ihr gebührt, etwa im Sinne eines Unbeteiligten, von Ferne Zuschauenden. Und das ist, wenn ich recht sehe, eine meisterhafte und vornehme Art, die Tragik eines Geschickes zu vertiefen: daß der Dichter gleichsam seine Geschöpfe hilflos entläßt in die gleichgültige, unbeteiligte Ferne, daß er sie nicht weiter mit seinen hütenden, gönnenden Augen geleitet als nötig, um uns zu zeigen, wohin ihr Weg ging — — denn so ist das geheimnisvolle Nebeneinander der Seelen und die unheilbare Ferne von Dir zu Mir in seiner schonungslosen Unvermeidlichkeit dargetan.

Aber um diese eine Begebenheit, die wir Haupthandlung zu nennen uns versagen müssen, ranken sich in ungezügelter Fülle die vielen anderen, wie übermütige Arabesken.

Die unerschöpfliche Gabe dieses Dichters, seine Menschen hervorzuzaubern, erinnert an Tolstoi: mit ein paar Strichen, einem Farbenklecks oder zweien ist die Gestalt geschaffen und lebt vor uns in einem erstaunlich hellen Lichte, daß wir sie leicht in unserer Erinnerung unter die selbstgeschauten bringen. Wer kann je eine dieser Figuren vergessen? Diesen Cavaliere Giordano, den gealterten Sänger, der reich ist und hochgeehrt und doch mit Anfängern und Dilettanten in kleinen Nestern gastiert, weil er den Beifall eines erleuchteten Saales nötig hat wie die Pflanze Regen und Licht; und dann den Kapellmeister Dorlenghi, der in der kleinen Stadt dahinlebt fiebernd

von der Glut seiner Melodien und der Sehnsucht nach Ruhm und Macht, der seine Klage über sein ganzes versäumendes und verzichtendes Dasein in die schwatzende, schreiende Menge zetert, die dafür Bravo ruft wie nach einem Trompetensolo oder ihn für betrunken erklärt, diesen armen Schäumenden, der einem ganzen Volk die Melodien abzulauschen hofft, der von Rhythmen bebt, in denen ein ganzes Volk mitbeben soll... Wer vergißt diesen Don Taddeo, der ein böser Fanatiker und Reaktionär ist und dem doch zum Heiligen fast nichts, zum Helden nur etwas mehr Kraft und selbstbewußte Ruhe fehlt, der den glühenden Bußpredigern des großen Halleluja-Jahres verwandt ist, dem Frate Cornetta und dem Jacopone von Todi . . . Und Flora Garlinda, die kleine Unscheinbare, die ihre Jugend streng ihrer künftigen Größe opfert, die niemals lacht — es sei denn aus Hohn — und kein Ausruhen kennt von dem Dienste ihres unerbittlichen Selbst und die für den Schneider, der sie demutvoll bewundert, solche Güte hat wie für einen guten, starken Hund — und Italia, die schuldloseste der Magdalenen und die Tochter des Kaufmannes Mancafede — neben ihm selbst — : sie geht nicht mehr aus, seit sie ihre Liebe verlor und weiß doch alles, was vorgeht in der Stadt ... Und Nello Gennari, dies blumenartige Menschenwesen, das nichts hat als seine Schönheit, dem mit Gesang und Liebe die Tage erfüllt schienen, bis dann einmal ein Frauenhaar im Abendrot den Brand in seiner Seele entfacht, der sein Verhängnis sein wird. Und Alba, die uns ganz unwirklich erscheint — denn so ist sie gemalt: auf dunklem Grunde in dunklem Rahmen blaß wie aus Perlenweiß und Mondlichtweiß — nur Liebe, nur Liebe, süße und traurige Liebe. Und dann der Advokat Belotti, der rührendste der Buffonen, der treuherzigste der Aufschneider und ehrgeizigen Narren, der für seine Schwester Eier schmuggelt, das Material zu einer Geschichte seiner Stadt seit Jahren fertig im Schreibtisch hat, der Genius des Forschrittes in seiner Comune ist und Reden hält wie ein Diktator am Forum oder ein Podestà des Medio Evo, der voll Begeisterung ist und lächerlich auf einmal; Frau Camuzzi nicht weniger als ihr Gemahl der Skeptiker und Quietist des Ortes und ihr Pendant Savezzo, trunken und

leidend von ſeinen Träumen, die mit allen Möglichkeiten ſpielen, der Dichter iſt und Opernkomponiſt, Liebling großer Damen, Staatsmann und Prophet .... und alles nur in ſeiner armen Sehnſucht, in der Wirklichkeit ein Winkelſchreiber. Und dann der Luſtigmacher Galileo, der ein vergröberter Abklatſch des verneinenden Stadtſchreibers iſt, wie der Brabrà den Cavaliere drohend und geſpenſtiſch übertreibt; und der blinde Literat Ortenſi, der mit ſeiner längſt wie er gealterten Jugendfreundin in der Oper Menſchheitsgedanken, Erlöſungsgefühle aus der ſüßen Muſik ſchöpft und dann beim Heimgehen auf ihren Arm verzichten muß, um ſeine Wirtſchafterin nicht zu ſehr zu erboſen; dann die jungen Männer, von denen nichts geſagt iſt als daß ſie große Hüte und bunte Halstücher haben und die doch lebend vor uns ſtehen, als hätten wir ſie eben geſehen mit ihren Mandolinen; und alle, alle, alle — wer muß nicht, nachdem er dieſen Geſtalten begegnet in dem Buche, immer und immer wieder unter den Leuten ſeiner Bekanntſchaft nach ihren verſtreuten Zügen ſuchen ſo wie wir nach den Zügen von Gemälden ſuchen auf den Geſichtern der Abgebildeten und ihrer Geſchwiſter, ihrer Kinder. Wir werden meinen, jene Gebärden wiederzuerkennen — jene Gebärden, für die dieſer Dichter einen eigenen Blick hat und eine unvergleichliche Art, durch ſie ein ganzes Menſchenleben, ſeiner Tageshüllen ledig, vor uns aufzurichten. Aber es müßte ein ganzes Heft gefüllt werden, wenn mit dem Zitieren dieſer kleinen Koſtbarkeiten einmal begonnen iſt. Und doch, kann man ſich enthalten ein Ding herauszuſchreiben wie dies: (der Advokat hat eben eine Niederlage erlitten, aber ſeine Nichte merkt nichts davon und bewundert ihn leiſe für ſich hin) — „Er nickte ihr zu, wie man in ſchwerer Stunde auf ein ſanftes Waſſer hinblickt, auf eine Blume, die zart duftet, auf irgend ein harmloſes Stück unbewußter Natur".

(Schluß folgt.)

„Die kleine Stadt". Roman von Heinrich Mann. Leipzig, Inſel-Verlag.

Unterm Haus-Crucifixus / von Arthur von Wallpach.

Der du um Liebe warbſt,
Aus Liebe ſtarbſt,
Du Agnus Dei, Deus Agni hilf
Daß nie Gewalt und Knechtung uns bejayam.
Von Dornen war dein Königsdiadem,
Das Szepter deiner Macht gebrechlich Schilf.

Vor dir gilt Herrſchaft nicht, noch Wiſſenſchaft,
Nur Lieb' iſt Kraft,
Ein Lebensborn der unverſiegbar rinnt.
Du Himmelslicht, das in die Weltnacht floß,
Des grenzenloſen Vaters ewiger Sproß,
Wohl dem, der ſich verlor und dich gewinnt!

Der König und die Magd / von Hugo Neugebauer.

(Schluß.)

Und die Sonne jenes Tages ſank. Da rief der König zweien Knechten:

„Auf und folget mir mit Äxten."

Und ſie gingen hinaus aufs freie Feld und ſtanden bald vor dem Baume beim Brunnen:

„Legt die Äxte an die Wurzeln dieſes Baumes und haut ihn nieder!" befahl der König den Knechten.

„O Herr!" entgegnete der eine, „was verlangſt du von mir?"

Und der andere erhob die Hand zur Beſchwörung:

„Da ſei Gott vor!"

Da entriß ihm der König die Axt und hieb auf den Baum ein. Aber die Axt zerbrach und aus der klaffenden Wunde sickerte ein wasserheller Tropfe Saftes als eine volle Träne.

Da wandte sich der König und rief:

„Man hole mir den Taucher." — — —

Und der Taucher kam schlaftrunken durch die Nacht getaumelt. Und der König führte ihn zum Brunnen und gebot:

„Tauche da hinab und hole mir den Leichnam meines Sohnes aus der Tiefe".

Da entkleideten die Knechte den Taucher, gürteten ihn unter den Achseln mit straffer Binde, gaben ihm eine Leine mit den Zähnen zu fassen und ließen ihn dann am Seile in die Tiefe hinab.

Lange war es stille. Nur die kahlen, dürren Äste des alten Baumes ächzten im Winde. Und der alte König stand, seines eisgrauen Bartes eine Flechte um die rechte Faust geflochten. —

Auf einmal sagte der eine Knecht:

„Der Fisch zerrt am Angel."

Da begannen sie zu ziehen aus Leibeskräften, bis der Kopf des Tauchers über des Brunnens Munde erschien und der triefende Mann die Ellenbogen auf die Brüstung stützte.

„Wo ist mein Sohn?" forschte sehr blaß der König.

Da schwang sich der Taucher über des Brunneus Rand, warf sein triefend Haar übern Nacken zurück und wies dem Alten sein verstörtes Antlitz:

„Herr", stammelte er, „höre, was mir widerfahren ist: Lotwärts trieb ich mich wohl hundert meiner Herzensschläge lang und gewahrte noch immer keines Grundes. Auf einmal erblickt ich ein Licht unter mir aus einem Auge und in dieses Auges Lichte ein Gesicht, das war weder jung noch alt, weder eines Mannes noch eines Weibes.

Wer bist du? rief ich himunter, der du dir mit dem Auge leuchtest, sag?

Tor, tönt's dumpf herauf, was geht das dich an?

So ſag an, wo iſt des Königs Sohn? Hauſeſt du ihn etwa bei dir auf dem Grunde?

Welches Königs Sohn? Ich kenne keinen König — und keinen Sohn — und keinen Grund — und keinen Anfang — und kein Ende.

Auf des Brunnens Grunde des alten Königs junger Sohn, hörſt du, Hehler? Der tote Sohn des Lebendigen!

Da lachte der Spuk:

Grundlos iſt der Brunn, fern iſt der Tod und fern das Leben, hier haus ich alleine. Aber wenn du Kunde heiſcheſt vom Traume, der in den Brunnen fiel, ſo ſteig auf in den Himmel und frage den Mond.

Lacht's und verſchwand wie ein Blitz in der Nacht. — Das iſt alles."

Da legte der König die Hände an die Schläfen und ſchwankte heim. Und alle Blumen ſahen ihm nach aus großen, mitleidigen Augen. — —

„Freund", ſprach der König den Alten an, der die Schickſale der Menſchen deutete aus der Geſtirne Wandel und aus den Traumbildern der Seele, „Freund, zerbrich deine Tafeln, denn die Sterne trügen."

Da lächelte der Greis:

„Nein, Herr, denn die Sterne ſind wahrhaft. Du hatteſt einen Traum".

„Gott weiß es. Ich hatte ihn hundertfünfzehn Jahre lang. Gott weiß es. Aber du?"

„Ich weiß es aus den Geſtirnen: du träumteſt ihn der Jahre neunundneunzig und eine Nacht".

„Und itzt? fragte angſtvoll der König.

„Und itzt biſt du wach."

Da faßte der König den Alten am Barte und ſchrie:

„Gib mir meinen Traum wieder, Menſch, meinen Traum, hörſt du, mein Weib, mein Kind!"

Da ſtieß der Kenner der Geſetze das Fenſter auf und deutete hinaus. Und des Königs Blick ſchweifte übers Reich bis an die

Mark und die ferne deucht ihn so nah, daß er wähnte, er könne sie mit Händen greifen. Und die Sonne ging unter hinter dem Berge und ihr roter Glanz lag überm Gefilde. Und im roten Glanze stund ein junges Paar an der weißen Mark. Und der Mann legte den rechten Arm um des Weibes Nacken und küßte sie auf den Mund.

Da schrie der alte König gräßlich auf, taumelte und schlug dumpf hin.

Durch die Türe sprang ein gerüsteter Knecht.

„Ist er tot?"

Und sein Gesicht war starr wie seine Rüstung.

„Sachte", mahnte der Gesetze Kenner, „sachte Mann, dein Herre schläft. Heb ihn auf und trag ihn hinab zu den Vätern".

Epistel an mich selbst / von Carl Dallago.

Nicht deutsch ist oft, was deutsch sich nennt und deutsch gebärdet,
der Deutsche selbst ist's, der Germanentum gefährdet;
soviel verlor er sich, trat ab sich eitlen Mächten
und tut so, wies Germanen nie zustandebrächten.
Das deutsche Reich, noch mehr sein redgewandter Kaiser
vergaß der Edda Sang — ist nicht Germanen-Weiser.
Was Großstadttum zumeist, was deutsche Presse fördert,
Germanenart verdirbt und unterjocht und mördert.
Was lärmend kundtut sich in Tagsgetriebes Mitten,
verträgt sich schlecht mit dem, wofür Germanen stritten.
Es kriecht und wedelt rings in Ecken und an Enden,
die Freien trifft die Acht, die zu sich selber fänden.
So wuchert überall der Streber feile Sippe,
germanische Natur umlauert Klipp um Klippe.
Das säftewelke Heer von Stubenstaubberufen
hat keines heiligen Haines Odem wachgerufen,

doch herrſchend geht es um in jedes Tages Räumen
und nimmt der Haſt des Lebens noch die Raſt: — das Träumen. —
Nur Nutzbarkeit als Ziel vor Augen läßt man's büßen
den Eignen, der es wagt zu ſtehn auf eignen Füßen.
Das deutſche Wiſſen ſelbſt muß die Entwicklungsweiſen
für ſoziale Zwecke ineinander ſchweißen.
Geſellſchaft nur und Staat betreun des Menſchen Bild, —
Germanen ackerten ihr menſchliches Gefild. —
Des Lebens Sinn gepflegt ſo als Geſellſchaftsbummel,
gleicht „Deutſchland über alles" dem Oktober-Rummel,
der jährlich ſich erneut auf der Thereſenwieſen
in München, das die Künſte mehr und mehr verließen,
ſeit dort die Höhn des Parnaß, wo ſonſt Muſen niſten,
verheeren und verſchachern gierige Journaliſten.

Doch nun, o Menſch, laß ab von dieſem Umſichſehn, —
o Dichter, nimm's als geiſtiges Beiſeitegehn
und gehe drüber weg! — —

Es wächſt vor dir die Welt
herauf wie eine Blüte, die ein Strahl geſchwellt,
die raſch ſich rundet, bauſcht und plötzlich offen ſteht
und ihre Liebe dir als Duft entgegenweht.
Du zitterſt, wie der Blume Beben dich gewinnt, —
wie dieſes fremde Leben in das deine ſinnt, —
wie es die duftige Seele auszuſtrömen weiß
und eine Sprache ſpricht, die du nicht hörſt, ſo leis.

So lag vor Zeiten ſchon, gebannt im Blumenblick,
wohl manch Germanenkind, — tief fühlſt du ſein Geſchick —
wie ihm der Anblick jäh ein Glühen auferſchloß,
daß es ſich ſelbſt in andres wie ein Kelch ergoß.
Und kein Altar war da, kein Amt und keine Zeugen, —
nur Leiber müſſen zeigen, wie ſich Seelen beugen

vor einer Gottheit, die ſo übermächtig iſt,
daß, wer ſie in ſich fühlt, ſo ganz auf ſich vergißt
und willenlos ſein Ich vergeudet und verſchenkt
und es nicht weiß vor Luſt, die zu empfangen denkt.
Und wer in Treue zu ſich ſolches Feſt genoß,
bekannte ſich mit Stolz zu ſeines Blutes Sproß;
verlöſchten mählich auch die Flammen des Gefühls,
noch ſüß die Aſche roch des brünſtigen Gewühls.

So gräbſt du tief nach Bildern in die Zeit hinein —
und plötzlich fühlſt du heiß: ſie leben, ſie ſind dein, —
ſind lauter Dinge, die in dir vergraben ruhn, —
die aufſtehn und wie Blüten fallen auf dein Tun!

Und ein Entzücken, ganz verwegen, kommt in dich
und führt dich Zagen weit in ſein Bereich mit ſich
und läßt dich ſchaun, wie weit zurück dein Blut entſpringt, —
wie ungeheuer mühſam es ſich gräbt und ringt
durch Schutt und Hindernis, von Menſchenhand gelegt, —
wie es *am Urſprung* immer noch gleich jung ſich regt
und rein und ſieghaft als ein Ding, das nie verſiegt,
das manchmal nur getrübt und übermüdet liegt.
Forträumen, ſäubern, ſprengen, eindringen, entblößen,
befreien, inſichgehn: *es wird dem Blut Erlöſen!* —

Der Stimmung fettes Erdreich läßt dich ranken
wie ein verſchlungner Trieb um ragende Gedanken,
die ſchwankend ſich hinein ins Grenzenloſe wenden: —
ſo ſtreben Bäume hoch, ihr Wachstum zu vollenden.

Dich rüttelnd, iſt's, als ſchüttle ſein Gezweig ein Baum:
ſo baumhaft fühlſt du ſchon dein Leben wehn im Raum.
Als wiedrum du dich mehr auf dich beſinnſt und denkſt,
warum du ſo allein biſt — du nur dir dich ſchenkſt,

gehn tauſend Wege aus von dir zu jedem Ding,
als ob der Dinge Leben durch das deine ging: —
ſo aus der weiten Stille deiner Einſamkeit
ein tauſendfaches Leben in das deine ſchreit.
Das macht dich ſtark. — Und erntſt du Schimpf und Schlimmres noch,
und fändſt du kaum dein Brot, — du lebſt das Leben doch!
Was aber überall lärmt und groß und wichtig tut,
ſich bläht und hält ſich ſelber für des Lebens Flut:
Geſellſchaft, Welt und was untrennlich mitverwebt
iſt Rückſtand, Schlacke eines Volks, das früher lebt....

Du atmeſt frei und gräbſt dich immer mehr heraus
und fühlſt: du brichſt mit dir von allen Dingen aus,
die deiner wachen Seele Joch und Zwinger ſind.
Es wird ſo weit in dir, und dich umſpült ein Wind
von neuen Fernen her mit Duft von weitem Licht,
es kommt dir vor, als ob ein Leuchten dich umflicht,
bei allen Dingen hält und immer mit dir geht
und neue Kraft in dich für deine Wege ſät.

Wohin du trittſt, beginnt auch ſchon dein Heim — dein Haus,
die Wälder, Hang und Berge ſehn wie Wohnung aus.
Du ſchauſt nicht mehr zurück und nicht nach rechts und links,
weil alles lebt und liebt und ſelbſt ſich opfert rings,
du weißt nicht, biſt du Flamme, Opfernder, Altar,
als alles, auch als Opfer, wirſt du dich gewahr.

So wächſt vor dir, dem Lebenden, herauf die Welt —
Das Sein wie eine Blüte, die ein Strahl geſchwellt,
die raſch ſich färbt, erglüht und plötzlich offen ſteht
und ihren Duft als Liebe dir entgegenweht.
Du zitterſt, wie der Blume Beben dich gewinnt, —
wie dies verſonnte Leben in das deine rinnt, —
wie es die glühnde Seele auszuſtrömen weiß
und eine Sprache ſpricht, die dich durchwühlt, ſo heiß.

Du ſtehſt gebannt wie einſt vor dieſem Rätſelblick,
doch willig ordneſt du ihm unter dein Geſchick.
Du weißt: du ſelber biſt der Kelch, der ſich ergoß
in Andres und ſich ſo das Sein erſt auferſchloß.
Nun reichſt du weit, mit allen Dingen wie verzweigt,
die Landſchaft ſich am meiſten dir erkenntlich zeigt;
ſie öffnet deiner Lieb den grenzenloſen Raum,
und in ihr lebſt du nun und formſt dir Traum für Traum. — —

Es ſtreicht von deiner Kindheit her noch ihr Geleucht,
ihr wunderſam Gefüg, ihr Atem friſch und feucht,
das träumende Gehänge im verſonnten Dunſt,
die lichten Alpenblumen zwiſchen Riß und Runſt,
Sturzbäche, Weideland von Herdenklang erfüllt,
Felszinnen in des Abends Roſenhauch gehüllt
und Seen, Höhen, Himmel, zuverſichtdurchweht,
der heimatlichen Bergwelt hehre Majeſtät.
Sie legt ſich auf dein Sein, ſoweit dein Auge mißt,
und mahnt: daß der Geſchöpfe Wiege Landſchaft iſt,
die ihren Urſprung noch in ſich verſchloſſen hält
und nur als Macht ſich öffnend auf dein Leben fällt,
das fremder dir nur wird, je mehr es dich erweckt
und immer neue Dunkel leuchtend dir entdeckt,
bis, Wiking, auch für dich der Heimkehr Morgen winkt —
dein wunderliches Fahrzeug deiner Hand entſinkt.

Offener Brief an Karl May.

Sehr geehrter Herr!

Geſtatten Sie mir, deſſen Namen Sie zum erſten Mal hören, dieſe Zeilen öffentlich an Sie zu richten. Aber ich mag nicht ſchweigen, wenn eine Kohorte grinſender Kulturträger ihre perſönliche Reinlichkeit dadurch zu dokumentieren ſucht, daß ſie ein mühevoll erjagtes Opfer mit ſeiner Vergangenheit ſtückweiſe

abſchlachtet. Ich mag aus meiner Jugend die Helle nicht fortwünſchen, die edele Aufregung von großen und guten Menſchen, die Sie in ſie hineingetragen haben. Der enthuſiasmierte Bewunderer Old Shatterhands berauſcht ſich heut in aller Öffentlichkeit an den tropiſchen Träumen Johannes V. Jenſens, ſtiehlt ſich heimlich mathematiſche Ekſtaſen bei Conan Doyle: aber den Rauſch aus der Jugend vergißt er nicht. Mein Lehrer war jener gute Profeſſor Freytag, Ihr begeiſterter Lobredner, und als er einſt eine Karte, die er aus Ceylon von Ihnen erhalten hatte, für das beſte Extemporale verſprach, habe ich mich mitten im Semeſter zu einer mehrſtündigen häuslichen Vorbereitung hinreißen laſſen. Schließlich habe ich ſie doch nicht bekommen — nur von weitem neidiſch bewundert.

Und nun ſtellt man feſt, daß Ihre Vergangenheit eine dunkel bewegte war. Mit ſittlichem Pathos verkündet man, daß Sie einige Jahre vom deutſchen Reich in wenig angenehmer Weiſe in Anſpruch genommen worden ſind. (Verzeihen Sie den Hinweis, zu dem mich nur die Abſicht des Folgenden zwingen konnte.) Und welche Konſequenzen zieht man daraus? Geſtatten Sie mir, Ihnen meine Bewunderung auszudrücken, daß ſo viele ſchwere Jahre nicht die Kraft geraubt haben, ſolche Bücher zu ſchreiben, daß literariſcher Frohndienſt ſchmählichſter Art Sie nicht zu dem gemacht haben, was aus jedem Anderen — wenn er es überſtanden hätte — einen verbitterten, haßerfüllten, von Rachebedürfnis zerwühlten Menſchen gemacht hätte! Ich begreife die ungeheure Feſtigkeit eines Individuums kaum, das nach ſchrecklichen Martern lichte, von keinem bitteren Wort entſtellte Bücher ſchreiben konnte. Und was beweiſt ein Giftmord gegen eine gute Proſa, äußert ſelbſt die offizielle Paradoxie Oskar Wildes. Was bedeutet überhaupt die Vergangenheit gegen die Tatſache eines Schaffens, deſſen Spannungen mich zu einer Höhe des Entzückens getrieben haben, die mich noch heute in der Erinnerung mit einem warmen Schauer des Entzückens überſchwärmt!

Und wenn Sie keins der von Ihnen beſchriebenen Länder geſehen haben — was beweiſt das? Baudelaire entlud die verſchwiegenſten Tiefen ſeiner Kunſt in Schilderungen tropiſcher Reize und ſeine

Kenntniſſe der Wirklichkeit übertraf die Erfahrung eines kurzen, fiebernd verbrachten Tages nicht. Und wenn alles nur eine durch die Landkarte korrigierte Viſion iſt: ſo pfeifen Sie auf die jammervolle Entrüſtung bourgeoiſer Ethik, die Produkte phantaſtiſchen Schaffens mit dem Reiſepaß nachprüft. Ich habe die Senſationsromane, die unter Ihrem Namen laufen, geleſen: und wohl iſt manches in den abertauſend Seiten mit Mitteln hervorgebracht, die der entrüſtete Rezenſent ſich nur in der raffinierteren Form ſudermanniſchen Schaffens gefallen läßt — aber ich will den Wirbel nicht vergeſſen, in den ſie mich geriſſen haben und wenn er aus dem jämmerlichſten Fuſel entſtanden wäre. Ihre Reiſebücher haben ſorgfältig alle jene trüben Elemente ausgeſchieden, und wie quittiert Mr. Knownothing? Mit ſchreiend erhobenen Händen und gurgelnden Kaſſandrarufen!

Es iſt eine peinliche Geſellſchaft, in deren Nähe man ſich begeben muß. Und die Atmoſphäre in Fäulnis übergegangenen Moralins, die ſie umgiebt, reizt empfindliche Nerven. Aber man muß objektiv ſein. Man muß unterſuchen, was Ihre Bücher bedeuten.

Ihre Romane enthalten, was jeder Menſch von weniger differenzierten Bedürfniſſen einfach als Ergänzung ſeines farbloſen Seins braucht: das Fresko der Geſtalten und Vorgänge. Jene unkritiſche Größe der Leiſtung, die einem noch wenig verfeinerten Inſtinkt allein als Ideal erſcheint. Und hier reiht ſich die Religioſität ein, die Ihnen freidenkerſcher Fanatismus — Gebete im Pantheiſtengehrock und weißer Weſte — angeſichts jener Vergangenheit mit tiefer Entrüſtung ins Geſicht ſpeit. Der gleiche Fanatismus, der die Bekehrung eines wüſten Antiſemiten zum hemmungsloſen Demokraten jederzeit mit Jubelgeheul zu begrüßen geneigt iſt. Auch mir iſt jene ſentimentale Frömmigkeit wenig ſympathiſch: aber ich wage nicht, Ihnen das Recht auf eine eigene Anſicht zu beſtreiten, wo ich mir das Recht zu einem Privatleben von jedermann ausdrücklich ausgebeten haben will. Und wie empfinden die Leſer Ihre Religioſität? Viele Tränen hat mich Winnetous Tod gekoſtet, viele mitleidige Erinnerungen des armen Carpio Schickſal. Aber dieſe meinetwegen katholiſche Sentimentalität wird gleich der übertriebenen Leiſtungsfähigkeit

Ihrer Gestalten als Dekoration, als Ideal empfunden und wie jede Affizierung des Gefühls freudig und teilnehmend miterlebt. Nur die Torheit grober Volksaufklärer — hassenswerte brutale Gehirne — vermögen zu übersehen, daß Ihre Bücher Volksbücher, Jugendschriften sind.

Und gestatten Sie mir noch, Ihnen zu bemerken, daß ich die Qualitäten Ihrer volkstümlichen Lyrik wohl zu beachten weiß. Nicht ohne Sehnsucht denke ich an die dumpfe Knabenmelancholie, die mich überfiel, als ich die Schilderung eines Abends in einer Oase in einem Ihrer Bücher las, wo in einer still begrünten Landschaft mit flächigem mondbestrahlten Gewässer schattenhafte Klänge und Gestalten fließen, die mir heut noch, nach mehr als einem Dutzend Jahren, leicht und zart im Gehirn schweben

..... Noch treibt die Fanna heimatlos
Auf der bewegten Flut
Wenn auf dem See gigantisch groß
Der Thalla Schatten ruht.

Ich habe sicher die Namen entstellt. Aber nehmen Sie mit dem guten Willen vorlieb. Gestatten Sie mir nur noch, die ungewohnte Bescheidenheit zu rühmen, die einen Schriftsteller von umfassender Popularität veranlaßt, in einer fachlichen Notiz seine Werke mit dieser ruhigen Geste inäquater ästhetischer Kritik zu entziehen: „Schrieb: Zahlreiche figürliche Reiseschilderungen als Vorstudien für seine eigentlichen Werke."

Der dekorativ beabsichtigte Scheiterhaufen plötzlichen entflammten Kulturfanatismus läßt sich gleichmütig ertragen. Und ich bitte, Ihnen herzlichen Dank sagen zu dürfen für einen Genuß, den ich aus meinem Leben nicht ausgeschaltet wünsche. Ob die — hier als wahr — unterstellten Behauptungen zutreffen oder nicht, kann nur zur Charakteristik Ihrer Gegner interessant sein. Mir ist es höchst gleichgiltig.

Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr, diese Zeilen einer Erbitterung zu gut zu halten, die nur durch den elenden Moralismus einer sonst wahrhaftig nicht zu ernsten sittlichen Erwägungen geneigten Gesell-

ſchaft ſo provoziert werden konnte, unerbetne Zeilen an einen Unbekannten zu veröffentlichen.

Ihr ergebener

Rudolf Kurtz.

Mit Genehmigung des Herausgebers Herrn Herwarth Walden der in Berlin erſcheinenden Wochenſchrift für Kultur und die Künſte „Der Sturm“ entnommen.

Am Ferner / von Karl Berger.

Still iſt's am Ferner und dämmrig. —
Als zögen Geiſter vorüber,
Mit ſtummem traurigem Gruße
Wandern die Nebel vorbei.
Heimliches Sauſen und Weh'n,
Körniges Schneegerieſel,
Immer gleich — immer gleich,
Wie in Ewigkeiten-Uhren
Rieſelnder Sand . . .

Und Milliarden Körner fallen
Auf's weiße weite Leichenfeld,
Und Schritte ſchreiten, die nicht hallen, —
Auf ſich vergeſſen hat die Welt!

Enthüllt ſich die Wacht
Am Reiche der Nacht?
Rings Felſenriffe, verſchwommen im Grau,
Steh'n ungeheuer in finſtrer Schau.

Der Genius des Verfalles / von Ludwig Seifert.

Ich wache eiferſüchtig, daß von Allen,
Die einmal das geheime Zeichen ſchmückt:
Dem Gotte Niedergang anheimgefallen
Mir keiner aus der großen Schar ſich drückt.

Ob ſie — Pinguinen gleich vor'm Sterben —
Sich wühlen in den Meerſand bis zum Hals,
Den ſchmalen Leib im Sonnenbrande gerben
Und kühlen in dem Eis des Waſſerfalls,

Und nach den ſteilſten wilden Felſentalen
Vor mir entfliehn — der Höhen ſtarker Hauch
Kann nicht mit echten Farben ſie bemalen.
Die Sonn' iſt kräftig, doch ich bin es auch.

Sie finden immer noch zurück die Wege
Zu heißer Hallen wolkigem Geſtank,
Darin ich ſie — gleich einem Treibhaus — hege
(Sie lieben Gift!) mit braunem giftgen Trank.

Die Augen leuchten in verdorbnem Glanze,
Den Wangen ſchwindet das entlehnte Rot:
Verwelkter Fliegen kümmerlichem Tanze
Gleicht ihr Getriebe, dem der Wahnſinn droht.

Bauernpredigt / von Blaſius.

Als wir noch allein waren, wohnte in unſeren ſtillen Gaſſen das Behagen, und zuweilen kam zu Gaſt: das Glück — es ſtieg aus den noch ungelichteten Wäldern nieder in die Stadt, trat durch ein ſchmiedeiſernes Tor und ſchaute nieder aus wappengeſchmückten Erkern . . . heute haben wir Forderungen der

(gez. von Max v. Eſterle.)

Tony Grubhofer / oder „Der Herr Converſator".

Gegenwart. Sie werden unumgänglich ſein — umgänglich ſind ſie jedenfalls nicht und froher haben ſie uns nicht gemacht. Unſere alten Häuſer reißen ſie ein und bauen Paläſte dafür, die wie Kaſernen ausſehen (oft ruht die Arbeit nicht einmal bei Nacht). Aus großen glühenden Fenſtern ſchauen Cafés wie fremdartige Monſtren in die Nacht. Dahinter ſitzen ſie, denen wir die neue Zeit verdanken.

Die unſer Land Provinz nennen.

Die unſre Bäume fällen.

Die die großen Kaſernen türmen.

Die es kränkt, daß unſre Heimat nicht ihren Vorſtädten gleicht wie es ziviliſiertere Gegenden tun: Graz und Mähriſch-Oſtrau und St. Pölten.

Unſere Erzieher: die Wiener. Sie ſind meiſt noch nicht lange hier, aber ſie kennen unſer Land ganz genau. Sie wiſſen nichts von den ethniſchen und wenig von den ökonomiſchen Bedingungen unſeres Lebens, aber ſie wiſſen alles, was uns fehlt. Wenn wir Sonntags einen Spaziergang über die nahen Höhen machen, hören wir ihre Geſpräche — in reiner Donaumundart oder oft mit böhmiſchem Akzent: „Es iſt kein Betrieb nicht .... in keinem Lokal hier, ich bitt' Sie ....“

„Aber, Herr von Cervenka, was wollen Sie? Der Tiroler iſt ein Bauer und bleibt ein Bauer — er hat keine Intelligenz.“

„Es iſt kein Unternehmungsgeiſt. — Ich kenne Tirol. Meine Schwägerin war voriges Jahr hier auf Sommerfriſche ....“

Wir geben uns geſchlagen. Mit unſerer feudalen und bäuerlichen Vergangenheit können wir den Kampf nicht aufnehmen gegen eine Kultur aus Kochbüchern und Muſterkoffern. Wir ſind zu beſcheiden viel davon zu reden, daß unſere Wildnis mehr Künſtler und Gelehrte in die „Welt“ hinausſchickt als einer vielfach größeren Bevölkerung entſpräche — es iſt uns nicht gemäß, viel davon zu reden, was Einzelne von uns, ziemlich viele Einzelne, auf den verſchiedenſten Gebieten menſchlichen Könnens des Rühmlichen geleiſtet haben — aber daß wir ein Bauernvolk ſind, iſt eine Tatſache, vor der nur achtungsvolles Schweigen ziemt. Wir ſehen darin unſern Stolz, daß

die Pfleger der Äcker bei uns zu einer Zeit, da sie anderswo elender lebten denn die Haustiere, ein würdiges und stolzes Dasein führten. Die unverbrauchten und streng bewahrten Kräfte spüren wir heute noch in unseren Gliedern, wir Bauernvolk ....

Sie finden uns nicht höflich, nicht aufrichtig, nicht gastfreundlich genug. Wohl, es erlernt sich fremdes, weltmännisches Wesen nicht in ein paar Jahren, kaum in ein paar Generationen — aber hätten wir dabei wirklich so viel zu gewinnen?

Und dann: Es ist wahr: bei uns ist der Einzelne, stolz und sicher in seinem Lebenskreise beruhend, leicht versucht, fremden Einfluß, fremde Teilnahme abzuweisen (wer das strenge Leben unsrer Bergbauern kennt, wird sich nicht darüber wundern) — aber wahr ist auch, daß er dem Hilfe- und Stützesuchenden zuverlässig und unaufdringlich seine Kräfte leiht. Es ist wahr: der Tiroler sieht es oft lieber, wenn der noch unerprobte Gast an seiner Tür vorüber geht, aber wen er einmal als arglos und wert befunden hat, der wird sich über seinen Gastfreund nicht zu beklagen haben. Es ist vielleicht wahr, daß die Frauen und Mädchen dieses Landes für den flüchtig Werbenden wenig süße Näschereien in Wort und Miene bereit haben, daß ihr Gruß abwehrend scheint und kühl — aber nur wer die liebedienerische Art vieler Großstadtweiber dem pensionsfähigen Mann gegenüber nicht kennt, kann diese Zurückhaltung als Rückständigkeit empfinden. Es ist wahr: die Gabe der eleganten Konversation ist uns meist versagt — es widerspricht unserer Gründlichkeit und Schwere, ein Thema ohne Ansehung seines Gehaltes wie ein Stück bunten Gesteines zu drehen und funkeln zu lassen, das sei eingestanden, — aber daß wir die Kunst feuilleton-lesender Völker nicht inne haben, geläufig über tausend Dinge zu sprechen, zu denen wir keine innere Beziehung haben, daß uns die Großstadt-Tagesliteratur noch nicht die Technik des Zerredens aller Dinge vermittelt hat — sollen wir das ernstlich bedauern? Übrigens, wer einmal in einer alttiroler Stube zugehört hat, wie da Geschichten von kuriosen Begebenheiten und wunderlichen Menschen erzählt werden, der verlernt bald den Spott über den griesgrämigen, wortarmen Tiroler.

Gewiß: unſre Wiener Erzieher ſind oft klug und fleißig, aber iſt es recht, daß ſie ſich deshalb gar ſo erhaben dünken? Wie, wenn einmal uns, den dumpf vor ſich Hinlebenden, Lupe und Sonde in die Hände gerieten? Iſt ihre Kultur ſo edel und echt, daß ſie die unſere gering ſchätzen dürfen? Wie viel bliebe (außer ein paar Dutzend Redensarten und Anekdoten) davon übrig, wenn man ihnen ihre Zeitungen und ihre Operetten wegnähme? Iſt es ſo viel wertvoller, im Lärm der Straße aufzuwachſen als in der geſegneten Stille der Felder? Sie ſprechen ſelbſt nicht ſehr achtungsvoll von den befliſſenen Schreibersleuten, die neueſtens eine „unſagbare feine Kulturtradition" bei ihnen entdeckt haben. Unſre alten Burgen und Kirchen, unſre Höfe und unſre Schnitzereien, unſer Zinn und unſre Gewebe bezaubern die Kenner aus fernſten Ländern — was habt Ihr dagegen aufzuweiſen? Aber bei Euch iſt ja alles nur „à la", immer nur „ganz wie . . ." und „beinahe ſo wie . . .", aus welſcher und polniſcher Art zuſammengebraut, nie echt und eigen. — — —

Wir haben voriges Jahr ein großes Feſt begangen zum Gedächtnis mutvoller Kämpfe für Heim und Herd (freilich auch an beklagenswerten Bruderkrieg). Das ſtille Land mit ſeinen Städten hat den Tauſenden, die aus allen Fernen gekommen waren, das Feſt mitzufeiern, gezeigt, daß es auch noch andres vermag als Schlachten zu ſchlagen und Schlachtentage zu feiern . . . wenn wir uns wieder einmal zu einem Feſte rüſten, wird es wohl unblutigen Siegen gelten, fröhlichen Erfolgen unſerer Tüchtigkeit und Kraft . . . inzwiſchen dürfen wir aber nicht vergeſſen, unſer Land und Leben zu verteidigen, nicht gegen bewaffnete Feinde, ſondern gegen mißverſtehende Freunde, die uns zu ihrem Ebenbild züchten wollen — wovor unſre alten Berge uns bewahren mögen! Amen.

Das Ewig-„Allgemeine".

Und ſiehe, eines Tages gedachte der „Allgemeine Tiroler Anzeiger" einen „Hochflug in die Höhen der Ideale" zu riskieren, da ſtieß er ſich am „Brenner" und — rührendes Geſtändnis des aus allen Himmeln Geriſſenen —: „Der Sturz in

die Wirklichkeit war um so schlimmer!" Diese Kunde des neuesten Mißgeschicks im Reich der Lüfte wird uns zwar unterm Strich, nicht in der Unfallschronik übermittelt; aber ich fürchte, das Interesse der Allgemeinheit wird dadurch kaum größer. Denn schließlich war das ja vorauszusehen. Was hat denn auch ein Blatt, das sich im Schweiße seiner Partei- und Druckerschwärze — geht's nun gehaut oder gestochen — tagaus, tagein als Volks-„Gemeingut" aufspielt, in solchen, aller Herdenambition entrückten Regionen zu suchen?! — „Privilegiertenpoesie!" apostrophiert uns dieser „Allgemeine" und glaubt damit die geistige Dehnbarkeit seines Parteihorizonts auch allgemein plausibel gemacht zu haben. Je nun, solange er, der nach „gesunder Volkskost" lechzt, Kultur mit einer Volksküche verwechselt und Früchte tirolischen Kunstschaffens anscheinend nur in Form von Speckknödeln serviert wünscht, so lange wollen wir uns unseres Privilegs erfreuen; und wollen ihm gegebenenfalls zu Hilfe kommen, indem wir das entsprechende Quantum von „moralischem und geistigem Rhizinusöl" ihm nach Bedarf stets zu Gemüte führen. Nur möge er dann auch so konsequent sein und die „traute Laube" und jenes „lauschige Plätzchen", das er so dringend für die heimische Kunst verlangt, ausschließlich für *sich* und seine geistigen Bedürfnisse reklamieren. Daß *wir* uns dazu herstellen sollen, ist zu viel verlangt. Und daß die Nichtbeachtung solchen Wunsches auf „Größenwahnsinn" schließen lasse, ist sicher nur der Trugschluß einer Diagnostik, der es versagt ist, geistige Distanzen abzustecken. Doch sei dem, wie ihm wolle! Bedenklich stünde unser Fall erst dann, wenn uns der Anblick eines von „erträumten" Idealen umnebelten Reportergehirns auch nur die Spur eines Bescheidenheitswahnes in die Glieder jagte. Aber so „knochenweich" wir Privilegierten sonst erscheinen mögen: *Diese* Art Knochenweichheit wird selbst der Scharfblick eines helleren Kopfs, wird auch das Ewig-„Allgemeine" an uns nicht konstatieren können.

Berichtigung. Unter dem Bild des Herrn Tony Grubhofer ist statt „Conversator" selbstverständlich „Conservator" zu lesen.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

„Kunst in Klausen“

Ausstellung von Werken bildender Kunst

veranstaltet von den heimischen Künstlern und den Künstlergästen des Malerstädtchens

Klausen am Eisack, Tirol.

Geöffnet vom 15. Juli bis Ende September.
Besuchsstunden: 8—12 vorm., 2—6 nachm.
Eintritt: 50 h.

DER STURM

Wochenschrift für Kultur u. die Künste

herausgegeben von Herwarth Walden
Erscheint jeden Donnerstag.

Einzelbezug = 10 Heller / Jahresbezug = K 5.— /
Halbjahresb.: = K 2.50 / Vierteljahresb.: = K 1.25.

Probenummern kostenlos durch den Verlag Der Sturm /
Halensee-Berlin / Katharinenstr. 5.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 5.

Ludwig Seifert: Heinrich Mann: „Die kleine Stadt" (Schluß) / Carl Dallago: Gedichte (Künstler-Gottesgnadentum. Entlastung) / Hans Bachgarten: Hana / Hugo Neugebauer: Ihr Sommerwolken! / Johannes Egloff: Die italienische Juristenfabrik / Ludwig Seifert: Gedichte (Die Seelenlosen. Ballade) / Max von Esterle: Karikaturenfolge V (Die Kunstschein-Heiligen) / Fortunat: An den „Allgemeinen Tiroler Anzeiger".

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Aug. 1910. Heft 5.

Heinrich Mann: Die kleine Stadt / von Ludwig Seifert.

(Schluß.)

Eins aber unterſcheidet den Dichter Heinrich Mann und ſeine Darſtellungsweiſe von dem rieſigen Ruſſen, an den die Überfülle ſeiner Geſichte ſonſt erinnern könnte, unterſcheidet ihn faſt von Allen: er ſieht auf ſeine Menſchen nicht von der Höhe einer Welterklärungstheorie herab, er ergreift niemals Partei, er iſt nur ein weitgeöffnetes ſchauendes Auge, iſt wie die azurne Glocke über allen Weſen, von der Zarathuſtra ſprach. Er liebt den Advokaten, dieſen unvergeßlichen Typus aus der Nachkommenſchaft der Advokaten der alten komiſchen Oper für ſeine großen leeren Worte und ſeinen guten Patriotismus wie für ſeine lächerliche Greiſen-Verliebtheit, er liebt ihn ſo gut wie den Don Taddeo um ſeiner freudloſen unfruchtbaren Tugend willen ... und alle, alle — die einen um ihres Geſchickes, die andern um ihrer harmloſen Unauffälligkeit willen, er läßt alle gelten, wie die Sonne ſcheint — nicht nur für Gerechte und Ungerechte — ſondern (und vielleicht iſt uns heute dieſer Gegenſatz lebendiger) über Matte und Glühende, Nüchterne und Trunkene, Eigene und Schablonenweſen — ſoweit ihre Farben geeignet ſind, die Buntheit des Bildes zu erwirken, deſſen Schönheit und Kraft allein ihn kümmern darf. Und da muß auch davon geſagt ſein, wie er den Süden gibt, den er liebt mit freudiger, unſentimen-

taliſcher Liebe. Wenn wir uns erinnern, wie ſchwer es den Südenſuchern der früheren Generationen geworden iſt, der Welt, zu der ſie die Sehnſucht rief, gerecht zu werden, und wenn wir an die geſuchte und wie lakierte Manier dieſer vielgeliebten Konditoren und Südfrüchtenhändler denken, dann ſehen wir, was es ſagen will: den Süden einfangen in ſchwarze Zeilen auf weißem Papier — ſeinen Duft und ſein unbeſchreibliches Himmelblau, den grellen Sonnenſchein auf goldig braunem abbröckelndem Gemäuer und ſeine herrlichen Menſchen, die dermaßen aus Schönheit und Lebensglut gebildet erſcheinen, daß es iſt, als ſeien ſie die gelungenen Stücke dieſer Sorte lebender Dinge: Menſch und wir daneben unvollkommene Proben oder ſtümperiſche Nachbildungen, daß uns nur die Zuflucht zur unbegrenzten Liebe bleibt, um der Qual des Neides zu entgehen. Hier ſind wir im Reiche jener wundervollen Sprache, die geſchaffen iſt ſo gut zu wohlgefügter Rede im Saal vor klugen Hörern, zu donnernder Anſprache auf brauſendem Markte, wie zum funkelnden Verſe, zum Fluch wie zum Liebesgeflüſter, und die ſo ſehr den Dichter Mann berückt hat, daß er es wagen mußte, die Reden dieſer Italiener dort wo es lebhafte Erwiderung, Ausrufe gibt, oft in einem köſtlichen Jargon anzuführen, der nichts anderes iſt als überſetztes Italieniſch.

Aber dem Süden ſchuldet er mehr als nur die Farben ſeiner Landſchaft und die Redeweiſe ſeiner Menſchen. Bei ihm darf der Einfluß romaniſcher Erzählerkunſt nicht überſehen werden. Es iſt noch nicht ſehr lange her, daß ſich die deutſche Epik wieder auf ihre Sendung beſonnen hat, nachdem die greiſenhaft verödete Unterhaltungsproſa in der Flut jener Stimmungs- und Skizzenerzählerei der 80- und 90er Jahre ſo ziemlich untergegangen war. Selbſt der Anſchluß an Maupaſſant, von dem wohl jeder, der um die Wende dieſes Jahrhunderts in Europa Proſa dichtete, Lehen trug, konnte den Niedergang der Erzählungskunſt nicht hindern, wie ſehr auch ſeine unnachahmliche Kunſt zur Vertiefung dieſes Genre beigetragen haben mag. Es war erſt unter dem Einfluß der vorletzten und letzten Generation romaniſcher Schriftſteller — ſo Anatole France', Gabriele

d'Annunzios — daß auch bei uns die scharfumrissene Handlung, ja das bunte Abenteuer wieder in seine angestammten Rechte trat, und da ist, neben den beiden Namen Ricarda Huch und Jakob Wassermann, Heinrich Mann zunächst zu nennen. Es wäre lehrreich zu verfolgen, wie sich dem Dichter sein Stoff immer mehr im Sinne einzelner abgerundeter Bilder gliedert und verdichtet, eine Art, die ihm die Novelle als das vollkommenste Ausdrucksmittel erscheinen lassen muß (in der Tat sind farbentiefere und lebensstärkere Novellen als etwa seine letzten: „Die Bösen" wohl kaum in unserer Sprache je geschrieben worden). Und indem er, wenn nicht alles täuscht, jetzt die Tendenz verfolgt, an Stelle eines gleichmäßig fortlaufenden, mäßig plastischen, mäßig bunten, ununterbrochenen Gemäldes vielmehr einzelne auf's äußerste Leben gesättigte Bilder zu schaffen, die untereinander durch einen fast trocken berichtenden regieführenden Text verbunden sich von diesem abheben wie bunte Fensterbilder von der Strenge einer Domwand, so ist er, glaub ich, daran das Problem zu lösen, das seit Konrad Ferdinand Meyer unsere Meister der Prosa beschäftigt, und dadurch dem Einwand des Georgeschen Kreises gegen jede weitläufige epische Dichtung in Prosa zu begegnen, nämlich: es sei unmöglich aus solchem Material ein reines Dichtwerk zu schaffen, weil — abgesehen von der Spröde der Stoffe — sich der Künstler schwerlich in allen Teilen eines so umfangreichen Werkes auf der Höhe konzentrierter Stimmungskraft zu erhalten vermöge, so daß die Gefahr drohe, in Berichterstattung zu verfallen, die mit der Dichtkunst nichts gemein hat. Bei unserem Buch wird diese Technik, die überwältigende Fülle an Lebensmaterial, Personenszenen, Gesten, Repliquen in Einzelgebilde aufzulösen, noch dadnrch gefördert, daß die Handlung (im Gegensatz zum analytischen Roman) nur einen kurzen Zeitraum umspannt und so nicht das Werden der Menschen mühsam referierend vorführt, sondern uns ihre Schicksale wie auf einer blitzartig erhellten Bühne in lebenpochenden Situationen zeigt. Kaum einer, der dieses Buch: „Die kleine Stadt" mit offenen Sinnen genossen hat, wird aus seinem ganzen literarischen Erinnerungsschatze lebhaftere Eindrücke zu nennen haben als

die Tableaux dieses Zauberkastens. Da ist die Vorstellung, die (wenn auch ebenso wie die zwei Einleitungskapitel viel zu breit geraten), allein schon die Lebensphysiognomie einer ganzen Stadt in der Silhouette gibt mit ihren unzähligen Zwischenszenen, Einzelgesprächen, nicht zu reden von den Massenwirkungen, die dieser Heinrich Mann so staunenswert meistert. Da ist die Abendstunde, wo die Familienväter um die Fenster der kleinen Choristinnen herumschleichen wie Nachtschmetterlinge um die endlich, endlich entzündete Lampe schwirren, dann die Kampfszene — vielleicht ein alleindastehendes Wagnis, eine solche Unmenge von Figuren zu einer einheitlichen Gesamtwirkung zu vereinigen, dieser Bürgerkrieg um eine Theaterloge, der durch ein scheues Huhn beinah entschieden wird und den wir nur deshalb nicht die gelungenste Partie des Werkes nennen können, weil darauf noch eine glänzendere kommt: die große Versöhnungsmesse im Dom, eine Szene, deren ekstatische Farben an die der „Pest in Bergamo" von Jakobsen erinnern — eine Szene, deren düstere Gewalt uns an die Bekenner-Zeiten des italienischen Mittelalters denken läßt, wie uns die vorhergehende am Markt an die parodistische Darstellung eines Kommunenkampfes nach dem Berichte eines Fra Salimbene oder eines andern Chronisten aus dem Dugento gemahnt. Dann die Szene im Theater, ein meisterhaft zwischen die Plein Air-Stücke eingefügtes Notturno — wo Nello für Alba allein singt, die heimlich herbeigeeilt war, beim flackernden Licht vergessener Kerzen, gespenstisch-sprunghaft gegeben, ihr Sich-Finden in der Finsternis der verlassnen Gänge und dann alle Szenen in Villascura, die in ein seltsam unwirkliches Licht gerückt sind durch die veränderte, beinahe wortkarge Vortragsart, endlich der Abschied bei klingendem Spiel im Sonnenglanz, der unerbittlich niederglüht über dem beim Schlag der Zwölfuhrglocken sich vollziehenden Verhängnis: der Tod des Protagonisten, bei dem nur einer Zeuge ist, der blöde Brabrà, der dabei zu einem grausigen Sinnbild des hohnvoll-unerbittlichen, sinnlosen Geschickes hinauszuwachsen scheint.

Wie sehr es mir im allgemeinen unklug scheint, einen Künstler gegen den anderen auszuspielen, als wollte einer rechten über den

Vorzug der gelben Rosen vor den roten oder der roten vor den gelben, anstatt sich zu freuen, daß es beide gibt, und beider Schönheit dankbar zu genießen, so kann es den Reiz der Farben doch oft recht erhöhen, wenn wir sie neben andere stellen, und so glaube ich, daß man nicht eingehend von Heinrich Mann's letztem Buch reden sollte, ohne sich Ricarda Huch's zu erinnern — besonders der „Triumphgasse", die der Kunst dieses Südlichen in mehr als einem Punkte wahlverwandt ist. Es ist, als trügen sie beide zugleich mit der geheimnisvollen Gabe, ungehemmt und unverwirrt sich dem Zauber südlicher Wesens hinzugeben — wie es vorher kaum einem der Unseren zu teil geworden — die Kraft, über ihre Schöpfungen den blauen Himmel auszuspannen, dessen Schönheit sich weltenhoch über dem bürgerlichen Ziergarten: „Zum Guten, Wahren und Schönen" wölbt. Selbst scheinbar ungerührt von der Macht der Dinge, die sie aus dem Nichts holen, vermögen diese beiden Dichter für die Schauenden unvergeßliche Feste zu bereiten. Mit königlicher Gelassenheit üben beide ihr Recht, über die Seelen zu schalten nach Urteilssprüchen, die nicht bei uns gewogen werden . . . in dem Traumreich, zu dem sie von Zeit zu Zeit, wie wenige andere Dichter, uns ein Tor öffnen.

Es ließe sich des Näheren vielleicht sagen, daß Ricarda Huch noch tapferer ist in ihrem heiligen Ja- und Amen-Sagen, daß sie im Stande ist, noch bösere Bosheit mit geruhigem Wohlwollen sich erfüllen zu sehen, daß ihre kühlere Art noch stärkere Wirkungen zu erzielen vermag, wo es darauf ankommt, ein Leben in seinem Zusammenhag zum anderen Leben im tiefsten zu erfassen, daß dagegen Mann's fast kindlich zu nennende Freude am Seienden den Glanz einer bewegten Situation mit vielsagender Deutung wiederzugeben ein geeigneteres Instrument ist. Die Äußerlichkeit ist sicher nicht unwesentlich, daß Mann durchwegs die Personen selbst reden läßt, während Ricarda oft die indirekte Anführung wählt. Man könnte auf den seltsamen Widerspruch hinweisen, der bei der Huch zwischen der getragenen, manchmal fast altväterlich-breiten Vortragsweise und dem oft beinahe unfaßbaren schwankenden, schillernden Gehalt ist und könnte dem gegenüber bei Mann eine gewisse Aus-

geglichenheit hervorheben, die an die ſchöne Sicherheit der Pflanzen erinnert, die ſich ſo ſelten in den Mitteln irren, das zu erlangen, was ihnen nottut: Wir könnten bei beiden die vornehme Bedächtigkeit rühmen, wie ſie die Darſteller ihrer tragenden Fabel oft warten laſſen, um indeß ſich und uns mit der ſie umgebenden Fülle menſchlichen Weſens zu laben, da es doch im Angeſichte der Sterne ein Wichtig und Unwichtig in dieſen Dingen nicht gibt . . . Dem unſtreitig reiferen Künſtlertum der Huch könnten wir die vielleicht noch reicheren Entwicklungs-Möglichkeiten des Dichters der „Kleinen Stadt" gegenüberſtellen — aber all dies iſt unſicher und gefährlich, auszuſprechen, denn da iſt keine Spur, die nicht ins Dunkle führte, und mit dem erſten Schritte auf der Suche nach dieſen Dingen betreten wir den Bereich des Myſteriums der Schöpfung, das uns nur genießend zu verehren, nicht in ſeinem Wirken zu beſpähen frommt.

„Die kleine Stadt", Roman von Heinrich Mann. Leipzig, Inſel-Verlag.

Gedichte / von Carl Dallago.

Künſtler-Gottesgnadentum.
(Segantini's Gebet zur Gottheit)

Wenn Glück und Schwermut tief in mir gebiert
ein Schauen, das auf Höhen ſich verliert,
dann hebt ſich aus der großen Landſchaft Bild
dein Antlitz, wie ein Heiland ſtreng und mild,
und läßt auch mich als Sproß der Allnatur
eins ſein mit Tier und Bäumen, Stein und Flur:
Anbetend fühl ich zuckend und gewandt
zur Tat mich drängen deine Schöpferhand.

Entlaſtung.

Der Abend kommt verloren
das bleiche Tal herauf,
die dunklen Blicke bohren
ſich ins Getropf der Ölbaumkronen
und ſuchen ſich im Zweigwerk einzuwohnen
und langen taſtend zu den Höhn hinauf.

Es ruhen alle Süchte
im Traumklang, den mein Herz vernimmt.
Ich fühle, wie ich flüchte
von allem, was in mir will aufbegehren, —
wie meine Sinne nur die Dinge mehren,
die der Abend ſammten in die Arme nimmt.

Hana / von Hans Bachgarten.

(Aus einem Schiffstagebuch.)

Seit wir von Nagaſaki ausliefen, ſteht in meiner Kabine eine zierliche Satſuma-Vaſe. Sie iſt ein kleines Kunſtwerk, und fortwährend kommen Bewunderer, ſie anzuſtaunen. Sie können ſich nicht ſattſehen an der ſtilvollen Ornamentik der fein zuſammengeſtimmten Emailfarben. Man ſagt mir, daß dieſes Stück das Beſte ſei, was in Japan von uns gekauft wurde. Gekauft, weil ich ihnen verſchwiegen habe, daß die Vaſe ein Geſchenk iſt, ein teures Andenken von einem armen japaniſchen Mädchen. Vorne in der Mitte der Vaſe befindet ſich ein Medaillon, den Frühling vorſtellend. Vier japaniſche Frauen tummeln ſich blumenleſend auf freier Heide. Ein blühender Kirſchbaum ſtreut in lautloſem Rieſeln goldenen Blütenſtaub auf ſie nieder. Eine von den Frauen aber, in hechtgrauem, golddurchwirktem Kimono, trägt der Spenderin liebliche Züge.

Die Vase hat ein Onkel Hanas gemalt. Hana heißt Blume. Und in der Tat, nur einer wandelnden Blume durfte sie verglichen werden, wenn sie den schlanken Leib auf hohen Holzstöckelchen ein wenig unbeholfen und doch wie in federleichtem Stolz einhertrug, während das zarte Weiß des Gesichtchens, das Kirschrot voller Lippen und das dunkle Widerspiel von Haar und Augen — gehoben durch das farbenprächtige Kostüm — anmutig um die Wette leuchteten. Ein Schimmer frohen Selbstgenügens hatte sich warm auf ihrem Antlitz eingenistet, und jener wunderliche Glanz, den frisches Wasser auf die glatte Haut der Jugend zaubert, lag wie Fliederduft über der ganzen Erscheinung ausgehaucht.

Hana war bei einem Photographen angestellt; sie retouchierte, photographierte und machte Verkäuferin, alles in einer Person. Dafür bekam sie monatlich 20 Yen, die ausreichten, um für sich, ihre Mutter und ihres Bruders Kind zu sorgen. Ihres Bruders Sohn war Waise und die Geschichte, wie er es geworden, ist sehr traurig. Hana erzählte sie mir mit folgenden Worten: „Mein Vater ist Zivil-Ingenieur gewesen. Er verdiente viel Geld und gab es wieder aus für seine Erfindungen. Bevor er sein Ziel erreicht hatte, ist er gestorben. Er hinterließ eine mittellose Witwe und zwei Kinder, meinen Bruder und mich. Mein Bruder war damals schon verheiratet und trieb alles mögliche, um seine Familie sorglos zu halten. Er war Geschäftsvermittler, Schreiber, Rechtsbeistand und Vorleser, wenn er sich dabei nur etwas verdienen konnte. Seine Leidenschaft aber war die Politik.

Er hatte an der Universität in Tokio Naturwissenschaften und Philosophie studiert, wurde jedoch im dritten Semester infolge von Studentenunruhen relegiert. Seit der Zeit glaubte er seinen Weg sich vorgezeichnet. Er schloß sich den radikalen Fortschrittlern an und wurde bald ein unangenehmer Agitator. Wir zitterten um ihn, weil wir seine revolutionäre Gesinnung kannten. Am meisten litt seine Frau. Wohl wissend, was ihre Pflicht als Gattin, hütete sie sich, ihn auch nur durch eine Miene zu beunruhigen. Er hatte sie bis an ihr Ende nur glücklich lächeln gesehen.

Kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges, bei den Demonſtrationen gegen die Regierung, hatte mein Bruder eine führende Rolle übernommen. Volk und Polizei gerieten faſt täglich arg aneinander. Als er einmal eine ganze Nacht vom Hauſe fern geblieben, ging ſie bei Tagesgrauen banger Ahnungen voll auf die Suche nach ihm. Dem aufgeregten Volke nachhaſtend, kam ſie vor das Gouverneursgebäude; dort ging es am ärgſten zu. Die tobende Menge, von meinem Bruder geführt, hatte das Trottoir aufgeriſſen und bombardierte mit den Steinen das angerückte Militär, bis dieſes mit gefälltem Bajonette vorging. Es bildete ſich ein brüllender, fluchender, röchelnder Menſchenknäuel, in deſſen Mitte die zarte, von Angſt und Sorgen um den geliebten Mann getriebene Frau hineingeſtoßen wurde. Ein bärenbrüſtiger Bootsführer hat, gerührt durch ihr leichenblaſſes Ausſehen, ſie ſchützend auf ſeine Arme genommen. Als er mit ihr aus dem Gedränge kam, war meine Schwägerin tot. Ein Herzſchlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. Mein Bruder wurde nicht verwundet, man hat ihn jedoch feſtgenommen. Sein Kind nahmen wir zu uns. Als er wieder freigelaſſen wurde, war ſein ſchwarzes Haar weiß geworden. Beim erſten Wiederſehen bat er ſein Kind in ſeltſam bewegten, beinahe feierlichen Worten um Verzeihung, daß ſein Leichtſinn ihm die Mutter geraubt. Dann ging er in ſeine Wohnung, ſchloß ſich ein und als wir ihn beſuchen wollten, trafen wir ihn kalt und ſtarr in ſeinem Blute liegend. Ein Zettel lag neben ihm: „Meine Lieben, verzeiht Eurem unwürdigen Sohn und Bruder. Ich konnte nicht anders handeln. Nicht ſoll mein Kind dem Mörder ſeiner Mutter weiter in die Augen blicken müſſen. Eine weiße Schale ſtellet auf mein Grab, den Morgentau zu ſammeln, er wird meiner durſtenden Seele Nektar ſein.“

Mutter kocht ihm noch immer Reis, und wenn der Jahrestag ſeines Todes da iſt, ſpricht ſie den ganzen Tag mit ihm. Aber ſie hat noch mit keinem Worte Klage geführt gegen ihr Schickſal.“

* * *

Hanas Neffe zählte zu dieſer Zeit acht Jahre. Er war ein geſunder, aufgeweckter Burſche. Gelegentlich meiner Anweſenheit im

Geſchäfte, das Hana leitete, kam er ſie einmal beſuchen. Er grüßte mich mit einer ſtummen, ehrerbietigen Verbeugung, dann hing er ſich an ſeine Tante und hauchte ihr etwas ins Ohr. Ich konnte bemerken, wie er ſich Gewalt antat, ſeine Aufregung zu unterdrücken. Während Hana ſeinen Worten lauſchte, ſtieg in ihre Mienen ein Ausdruck der Verlegenheit, dann ging ſie hinein ins Komptoir und ich hörte ſie ſprechen: „Meiſter, du weißt, in dieſem Monat war meine Mutter etwas kränklich, die ganzen Erſparniſſe hat der Doktor bekommen. Mein Neffe braucht ein neues Buch. Sei ſo gut und gib mir ſoviel, damit ich ſeinem Wunſche gerecht werde; ich werde dir deine Auslagen mit Überzeitarbeiten vergelten.“ Als ſie wieder herauskam, gab ſie dem Knaben, um was er gebeten.

Da ich mich vorher in der Abſicht, den Oſuwa-Tempel zu beſuchen, bei ihr um deſſen Lage erkundigt hatte, ſagte ſie zu ihrem Neffen: „Dies iſt der Herr, von dem ich dir erzählt habe, zeige ihm den großen Tempel.“

Der Knabe führte mich an den eleganten Auslagen der reichen Kunſt- und Kurioſitätenhändler vorbei, die lange Hauptſtraße entlang. Er ging immer fein artig neben mir her und ſprach nur, wenn er gefragt wurde. Als wir durch das Tempeltor traten, bemerkte ich in ſeinen Augen eine tiefe Ergriffenheit. Er entledigte ſich der Holzſandalen, näherte ſich lautlos dem Götzen, und blieb dann ganz in ſich verſunken ſtehen. „Woran denkſt du?“ fragte ich. „An die Toten!“ Wie ein aufgeſcheuchter Vogel, haſtig und etwas verwirrt hatte er die Worte hervorgeſtoßen. Ich aber fühlte, wie mir die Röte ins Geſicht ſchoß.

Ich begleitete ihn dann nachhauſe. Auf dem Wege traf es ſich, daß wir eine enge Gaſſe paſſierten, in der ſich Straßenjungen herumtrieben. „Fremder Affe“, ſchrieen ſie mir nach, „ſchenke uns Geld! Schenke uns Geld, fremder Affe!“ Erſt eine Stimme, dann zwei, dann johlte der ganze Schwarm. Nun blieb der Knabe ſtehen und rief ihnen zu: „Ihr ſollt nicht unartig ſein gegen dieſen Fremden. Er iſt ein guter Herr und will uns wohl.“ Sofort glätteten ſich die höhniſchen Mienen der Gaſſenbuben und kein Laut wurde mehr gehört.

Hanas Heim stand am oberen Südrande der Stadt inmitten grüner Felder, in denen es wie im Frühling sproßte. Unter dem Hause breitete sich das Tal der Gärten aus, welches zu jenen Seen führt, die Nagasaki mit frischem Trinkwasser versehen. Das Häuschen war klein, aber sein feineres Gitterwerk und der neue, unbeschädigte Papierüberzug, scheinbar aus kostbarem Milchglase hergestellt, hoben sich vorteilhaft von den anderen Häusern ab. Knapp um das Haus lag ein kleines Gärtchen, in dem blühende Rosenstöcke und Chrysanthemen standen, auch Zwergbäumchen in Mojalikageschirren. Eine Akazie schlang ihre Arme um eine traute Ecke, und um das Gärtlein lief ein Zaun aus Bambus, so zart wie Filigran.

Auf einer kleinen Leiter stand Hanas Mutter. Sie füllte die Spalten zwischen den Ziegeln am Rande des Daches mit Mörtel aus. Die Maurerkelle, mit der sie arbeitete, glich einer kleinen Modellierschaufel, sie war nicht größer als ein Eßlöffel. Den Mörtel trug sie auf einem geschnitzten Brettchen. Als wir durch die Umzäunung traten, stieg sie von der Leiter. Sie kam uns entgegen, als hätte sie den ganzen Tag Besuche erwartet. Nicht ein Härchen war an ihrer Frisur verschoben und kein Stäubchen hatte sich auf den sauberen Kimono verirrt, nur der fertige Dachverputz sprach von mühevoller Arbeit und Anstrengung. Der Knabe stellte mich vor: „Großmutter, dieser Herr ist Hanas Freund." Mit einem freudigen Lächeln lud sie mich ein, einzutreten. Ich mußte eine Erfrischung nehmen; dann erst ließ sie mich zu Worte kommen.

* * *

Hana zeigte mir ein von ihr verfertigtes Ölgemälde, eine Bucht am Meere darstellend. Es hatte ein schweres Gewitter über Land und Meer gelastet. Im Westen lagen noch zusammengeballte Wolken zurückgedrängt über dem Gelände. Siegend drang von Osten her der klare Himmel, in seiner frischen Reinheit die ganze Natur mit einem blendenden Lichtschimmer überflutend. Ein mäßiger Ostwind war aufgesprungeu und die leichtgekräuselten Wellen des blauen Golfes trugen schneeweiße Häubchen. Die Arbeit erinnerte in der Konzeption vielfach an die Großzügigkeit der alten Meister aus dem

17. Jahrhundert. Das ſtiliſierte Empfinden dieſer großen japaniſchen Impreſſioniſten kleidete ſich mehr in Form und Geſtalt einer gewagten Kompoſition, herausgewachſen aus dem vielfach Grotesken und Gekünſtelten in der japaniſchen Natur. In dieſem Bilde war jedoch das ganze Können in die Farbe gelegt. Mit großer Genialität war die Künſtlerin jeder Linienführung aus dem Wege gegangen. Baum und Strauch und Waſſer und Luft löſten ſich in tauſend Farben zu überbegrifflicher Größe einzig aus dem wunderſamen Zuſammenſpiel von Licht und Schatten. Der Sieg, den das Licht auf dieſem Bilde feierte, wirkte ſo packend, der junge Tag drang mit ſolch unwiderſtehlicher Macht gegen die ſchwarze Gewitternacht vor, daß man der Sonne zujubelte, die noch verſteckt hinter den öſtlichen Bergen weilte. Man hätte das Kunſtwerk den Triumph des Lichtes nennen können, Hana hatte „Shori“ darunter geſchrieben, was gleichbedeutend iſt mit „Viktoria.“

Ich bin in langem Betrachten vor dem Bilde geſtanden; es war mir nicht möglich, die Kraft, die aus dem Werke ſprach, mit dieſem ſchwachen Mädchen, das immer verlegen lächelte, ſo oft man es anſprach, in Verbindung zu bringen.

„Malen Sie ſchon lange?“

„Ich malte ſchon als Kind. Seit meines Vaters Tod male ich hauptſächlich Blumenmotive auf Seide; man zahlt mir einen Yen für das Dutzend. Seit ich geleſen, daß man in Europa für das Bild eines großen Meiſters Tauſende Yens gibt, male ich Landſchaften.“

„Sie möchten alſo auch eine ſolche Berühmtheit werden?“

„Ich möchte viel, viel Geld verdienen. Ich möchte die ganze Welt bereiſen, um überall das Schönſte und Beſte zu ſehen, zu erlernen und mitzunehmen nach Hauſe. Ich möchte dann die wertvollſten Produkte unſerer Kunſt aufkaufen und damit ein Geſchäft einrichten, ſo großartig, daß der ganze Weſten Japans Kunſtſchätze durch mich bezöge und niemand mit mir konkurrieren könnte.“

* * *

Oft führte ſie mich hinaus in die herrliche Umgebung Nagaſakis wir ſtiegen das Fremdenviertel hinan an den reichen Luxusvillen vorbei, die ſich mit ihren ſchreienden Farben der harmoniſchen Lieblichkeit der japaniſchen Landſchaft brutal aufgedrängt haben.

Sie ſagte mir: „Die Inwohner dieſer Häuſer, abgeſperrt von Sonnenlicht und friſcher Luft, magern ab. Ihr Blut wird weiß wie der Kalk der Mauern, den ſie in ſich aufnehmen. Ein kalter Windſtoß tötet ſie. Wir ſind geſund und unſere Männer beſitzen eine ſchöne Muskulatur, unſere Kinder ſind rotbackig und wohlgenährt. Wir wohnen auf der Gaſſe, durch ein leichtes Dach vor Regen geſchützt und gegen den Wind durch eine dünne Papierwand. Hat die Sonne den Wind verſcheucht, wird die Wand hinweggeſchoben und der Garten mit ſeinem Dufte wächſt in das Zimmer.

(Schluß folgt.)

Ihr Sommerwolken! /

von Hugo Neugebauer.

Ihr Sommerwolken
in zitternder Luft,
windaufgebaute,
von meinen ſonnenſücht'gen,
tagwandelnden Träumen
tauſendmal erklommne,
ſtummen Gruß euch
durch leuchtende Augen!

Über der ſteinernen Stadt,
über dem ſchlafenden Meer
ſtillſtehende Wolke du einſt,
ſchneekaltglänzende
im glühenden Mittag,

gaukelnd Traumgebirg
über dem ſeligen Orte,
wo ich die Sinnende ſah
aus dunkeln Augen,
trunken von Liebe und Licht,
die ich immer ſchaue,
ſchlafend und wach:
immer iſt's Mittag in mir,
immer wandl ich in Mittag!

Andern laß ich die Nacht
zu Träumen.
Mein iſt der hohe Tag,
mein iſt der Mittagwahn,
mein iſt das Wolkengebirg
in zitternder Luft!

Die italieniſche Juriſtenfabrik / von Johannes Egloff.

Es ſei geſtattet, eine perſönliche Bemerkung voranzuſtellen: Ich nehme mir die Freiheit, keiner politiſchen Partei anzugehören. Wenigſtens keiner partei-programmäßig geaichten. Trotz meinem lebhaften Intereſſe an politiſchen Ereigniſſen. Vielleicht würde man beſſer ſagen: Gerade deswegen. Sie, mein lieber Freund Swoboda, meinen allerdings, das wäre eine tiefbedauerliche Schlappſchwänzigkeit; gerade in unſerer Zeit, da (Pardon, Sie ſagen „wo") von allen Seiten die Reaktion kecker als je ihr Haupt erhebe und der Anſturm der Feinde unſeres Volkes von Tag zu Tag bedrohlicher werde, ſei es Pflicht jedes nationalgeſinnten Mannes und ſo weiter: ſiehe Taſchenmerkzeitweiſer Seite 77 ff. Aber, lieber Freund Swoboda, wozu darüber ſtreiten? Nichts iſt ſteriler als über Lebensanſchauungen zu debattieren. Sie halten es für etwas Wertbeſitzendes

das tägliche Kohlhaschee für ihre Überzeugung wohlhonorierter Leitartikler zu lesen und haben den Aberglauben an die völkerbefreiende Kraft des Parlamentarismus noch nicht verloren. Es ist etwas Schönes um einen durch keine Gegengründe zu erschütternden Glauben. Sofern er nur auch dem Mitbruder den Luxus einer eigenen Überzeugung gönnt. Und meine Überzeugung ist nun einmal, daß die immer mehr um sich greifende Abkehr der Intellektuellen von der Politik (die Sie beklagen), in erlebbarer Zeit die Gründung einer Liga der Intellektuellen in Erfüllungsaussicht stellt, die es dem Gentleman wieder als erfreulich erscheinen läßt eine politische Anschauung zu haben und diese unter Umständen auch zu vertreten.

Dieses Proverbium war notwendig, um meine Ausführungen a priori gegen den Verdacht, daß sie auf dem Mistbeete eines Parteiprogrammes gezüchtet worden seien, zu sichern. Ich darf daher wohl erwarten, daß die P. T. Gegner sie — wenns Euch beliebt — mit dem Degen der Vernunft und nicht mit dem Programmknüttel zu töten belieben.

Wenn man in einen Ameisenhügel einen erklecklig großen Stein wirft, so kann man beobachten, daß die ganze, vorher so wohl disziplinierte Gesellschaft über das unvorhergesehene Ereignis völlig den Kopf verliert. In komischer Verwirrung läuft alles durcheinander, bald hin, bald her, und weiß nicht, welches Verhalten gegenüber diesem unbegriffenen Ding da am Platze wäre. So ähnlich war (wenn man von der Nützlichkeit der Ameisen absieht) die Situation im Abgeordnetenhause, als Bienerth die Vorlage wegen Errichtung der italienischen Rechtsfakultät auf die Tagesordnung stellen ließ. Das Beste leisteten sich hiebei unstreitig die deutschbürgerlichen Parteien (beider Couleurs). War man in der zuversichtlichen Hoffnung, daß sich von 12 Uhr mittags bis 5 Uhr nachmittags nichts Wichtiges ereignet haben könnte, so unvorsichtig einmal sich die Arbeit der Abendblattlektüre zu ersparen, schon war man mit seinem politischen Wissen antiquiert. Nur ein genaues Vormerkbuch ermöglichte es jederzeit Auskunft zu geben, welche Haltung die deutschen Volkstribunen augenblicklich gegenüber der welschen Fakultät einnahmen. Ob

ſie deren Errichtung in Wien für einen casus belli betrachteten, oder unter allen Umſtänden für Trieſt einzutreten erklärten oder Wien für die einzig mögliche Löſung der Frage hielten oder die Furcht der Regierung vor der Trieſter Irridenta für lächerlich bezeichneten oder — an Feiertagen — für den allein in ernſte Erwägung kommenden Standort eine Stadt Dalmatiens oder — an Sonntagen — Mödling, weil bei Wien und doch nicht in Wien, als beſonders geeignet proklamierten. Nun iſt infolge der Vertagung des „Volkshauſes" die Entſcheidung bekanntlich in suspenso geblieben und den Volkserwählten deutſcher Nation ein Unfähigkeitszeugnis beſonderer Güte erſpart geblieben. Die Provinzpreſſe aber orakelt in den ereignisnackten Sommermonden unerſchrocken darauf weiter. Wien—Trieſt—Görz—Zara—Nulla. Wobei die Argumente ausnahmslos der Phraſenkiſte des Leitartikeljargons entnommen werden.

Eine Frage: Was will man? Einſtimmig die Antwort: Schutz dem Deutſchtum vor dem Vordringen der Italiener. Gut. Ich gehe noch weiter. Die Defenſive im nationalen Kampf bedeutet bereits eine halbe Niederlage. Sage daher: Wir wollen gegen die Italiener vordringen. Wollen die einſt deutſchen, im Zuge des 18. Jahrhunderts verwälſchten Gebiete zurückgermaniſieren. Welche Wege gibt es nach dieſem Ziel? Erſtens: Man ſchlägt die Italiener tot. Dieſe Metode war zur Zeit der Völkerbewegung um die Wende des 5. Jahrhunderts mit Recht als garantiert wirkſam ſehr beliebt. Heute iſt ſie außer Mode gekommen. Auch der Präjudiz halber nicht anzuraten. Es könnten ſonſt die Sudetenſlaven das Beiſpiel nachahmen und ſich der deutſchen Minoritäten auf gleiche Weiſe entledigen. Zweitens: Man aſſimiliert ſie. Dieſe ſchöne Idee ſcheint jenen vorzuſchweben, die ſich für die Errichtung der Fakultät in deutſchem Sprachgebiet einſetzen. Leider ein Traum vergangener Jahrzehnte. In den ſiebziger Jahren hatte das Deutſchtum noch die Kraft zu aſſimilieren. Daher die vielen italieniſchen Familiennamen in Deutſchöſterreich. Sonderlich Wien verdeutſchte Jahr um Jahr Hunderte von Italienern. Das war möglich, ſolange dem Italiener die deutſche Geſellſchaft offen ſtand. Die ſeither eingetretene Unduldſamkeit

gegen den Nichtdeutschen hat die Assimilitionsmöglichkeiten in den gebildeten Kreisen auf ein Minimum reduziert. Ein Preis von 500 Dukaten für den italienischen Studenten, der in den letzten fünf Jahren auf einer deutschen Hochschule germanisiert wurde, könnte ohne Gefahr der Auszahlung gestiftet werden. Bleibt als letztes Mittel: Tüchtiger sein. Im wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Konkurrenzkampf den Italiener schlagen. Das Mittel, durch das die Deutschen einst halb Böhmen eroberten, die Slaven aus Kärnten verdrängten, sich im Banat hielten und in Amerika selbst gegen den Engländer sich behaupteten. Ein Weg, dem allerdings jene Deutschen, die an den volkserzieherischen Wert der Vereinsfimpelei und Versammlungsmeierei glauben, wenig wohlwollend gegenüberstehen, weil er abseits der Alkoholbegeisterung über steinigen Arbeitsboden führt. Tüchtiger sein? Sind unsere Juristen nicht den italienischen über? — Nein. Darin liegts. Im Gegenteil. Der italienische Hochschulabsolvent ist heute von 100 Fällen 98 Mal der brauchbarere. Weil er beide Landessprachen beherrscht. Während der Deutsche sein bischen Gymnasialwelsch längst im Kneipenrauch verschwitzt hat. Wer aber ists, der den Italiener Deutsch lehrt, ihn zwingt, es zu lernen? Wir sinds. Wir, mit unserer himmelblauen Wolkenkukuspolitik, die von Germanisierung träumt und den Gegner auf eigene Kosten mit den Waffen ausrüstet, mit denen er uns dann im Lebenskampfe schlägt. Sieht man denn nicht endlich auf deutscher Seite ein, welch kapitale Eselei es ist, die Italiener zu zwingen in deutschen Städten zu studieren, wo sie, ob sie wollen oder nicht, deutsch lernen müssen? Und wieder soll der selbstmörderische Unsinn der Errichtung einer italienischen Juristenfakultät im deutschen Wien ausgeführt werden und nicht gegen, nein über Willen der deutschen Parteien. Ja, steht denn da keiner auf von den Vielzuvielen, die Tag für Tag nationale Phrasen meterweise von sich geben und schreit es so laut hinaus, daß es auch in der Schacherbude am Franzensring gehört werden muß? So gebt ihnen doch ihre Juristenfabrik in welschem Land, dann wollen wir einmal zusehen, wie weit die Richter — Advokatur — Notariat — Regierungsbeamte mit ihrem bischen Mittelschuldeutsch kommen. Dann

wird der „Überschwemmung reindeutschen Gebietes durch italienisches Juristenproletariat" bald Einhalt getan sein. Nicht in der Überproduktion, sondern in der überragenden Brauchbarkeit ist die Ursache der italienischen Juristeninvasion zu suchen. Eine deutschnationale Politik, deren Endziel nicht der Beifall einiger Phrasenköpfe, sondern der praktische Erfolg, wird künftighin nicht mehr in lebensfremder Phantasterei von der Abschaffung der nichtdeutschen Hochschulen (die gleichbedeutend mit der völligen Slavisierung unseres Beamtenstandes in den Sudetenländern wäre) träumen und aus dieser schiefen Zukunftsperspektive heraus die anderen Nationalitäten zwingen auf den deutschen Hochschulen Deutsch zu lernen, sie wird diesen Zwang aber dort zur Anwendung bringen, wo er weit nützlichere Ergebnisse zu zeitigen verspricht, bei den deutschen Studenten. Diese zur Erlernung der zweiten Landessprache von Jugend auf zu zwingen, das ist wahrhaft nationale Politik. Wem hat mans zu danken, daß heute in Südtirol das Italienertum (vom Inundationsgebiete der Etsch abgesehen) stagniert? Daß die gefährdetsten Beamtenposten durchwegs mit Deutschen besetzt? Den Bozner Patriziern, die unbekümmert um den Kurswert politischer Schlagworte nach wie vor ihre Söhne ins Welschland schicken Italienisch zu lernen. Die Sudetendeutschen fluchen heute der selbstmörderischen Parole „Lernt nicht Tschechisch"!, durch die verrückter Chauvinismus den böhmischen Beamtenstand für ein Menschenalter in slavische Hände spielte. Heute lernen sie in allen Schulen Tschechisch. Zu spät ist die Erkenntnis gekommen, daß auch im nationalen Kampfe des Sedansiegers Wort gilt: Erfolg auf die Dauer hat doch nur der Tüchtigere.

Tüchtiger zu sein, das ist auch der Weg, um den Nationalitätenstreit in Formen zu bringen, die ein auskömmliches Nebeneinanderleben ermöglichen.

Für die große Schar der Geistigfaulen, die politische Wahrheiten nur verdauen, wenn sie ihnen als konzentrierte Schlagwortpillen eingegeben werden, stelle ich neben die alte, veraltete Parole (keine nichtdeutschen Hochschulen in Österreich) die neue, zukünftige: „Die deutschen Hochschulen nur den Deutschen."

Gedichte / von Ludwig Seifert.

Die Seelenloſen.

Sie leben nicht, wenn ſie ſich auch zum Schein
Mit Werk und Reden ſehr lebendig zeigen —
So wenig iſt von all dem ihnen eigen,
Als Leben iſt in dem behau'nen Stein.

Sie haben Mienen wohl fürs Tageslicht
Mit Ernſt und Würde, Heiterkeit und Kummer,
Doch überraſchte einer ſie im Schlummer —
Er ſähe Masken, aber kein Geſicht.

Sie ſind wie Blumen aus Papier und Taft
Im Gläſerſchranke. Und ſie wiſſen nicht
Vom Sturm, der mit Wieſen und Wolken ſpricht . . .
Sie haben keinen Duft und keinen Saft.

Und ihrer Tage leere Folge gleicht
Verlor'nen Tönen ohne Harmonie,
Wie wohl ein irrgeword'ner Spielmann ſie
— In blödem Scherz — auf morſchem Holze ſtreicht.

Da will ich eher noch den Sünder preiſen,
Weil doch in ihm derſelbe Funke flammt,
Von dem des Helden und des hohen Weiſen
Gebenedeite Flammenglut entſtammt.

Kommt er auch trotzig um in dieſem Brand,
Indeß die Edlen Leuchten d'ran bereiten
Und Waffen glühn mit opferſtarker Hand,
Um unſ're ſelt'nen Siege zu erſtreiten —:

So ſcheint mir doch des Sünders Los nicht klein.
Er muß zu dieſes grauſen Daſeins Ehren
Zugleich der Prieſter und das Opfer ſein,
Sich ſelbſt an ſeiner Inbrunſtglut verzehren —

Und gleicht ein wenig auch dem Feuerſpiele,
Das unterm Jubel ſteigt und ſtrahlt und ſtürzt
Und — brennt es auch zu keinem frommen Ziele —
Uns hold die Öde eines Abends kürzt.

Ballade.

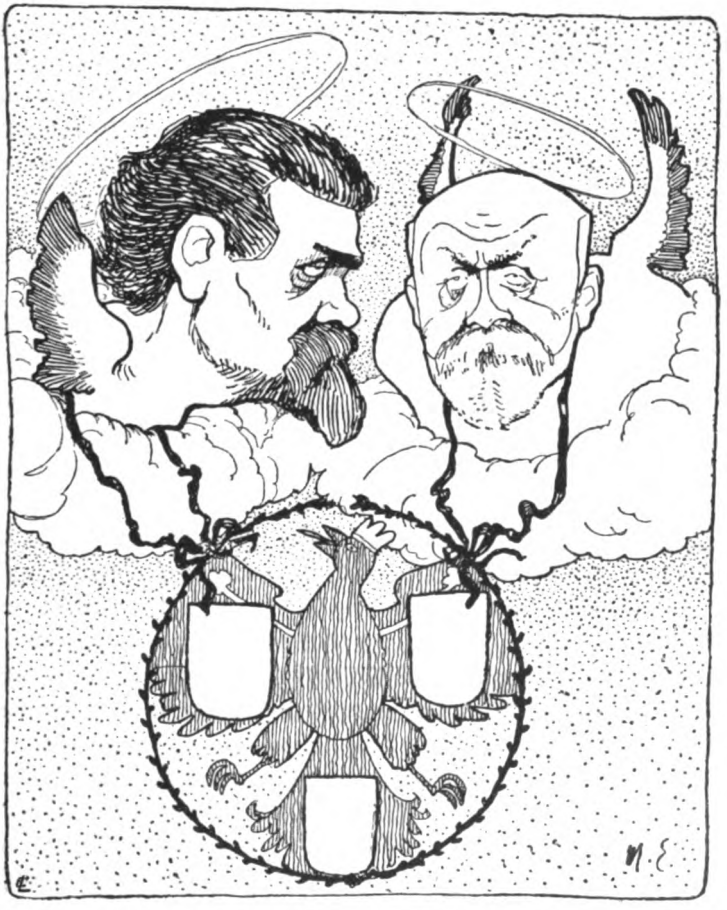
Es haben viel von Brand und Blut erzählt
Die wunden Männer morgens an den Toren
Und von dem Fürſten, der den Tod erwählt,
Nachdem ſein Wappenzeichen er verloren.

Der Ruhm erſtarb auf mordgetränkten Planen —
Wir folgen bald des Königs Aufgebot;
In zweien Tagen ſeh ich ſeine Fahnen,
Die mich zu Sieg geleiten oder Tod.

Aus ihrem Fenſter fällt noch goldner Schimmer,
Ich halte meines Schwertes Knauf darein:
So weih' ich mich der ſchweren Pflicht für immer,
Ich will ein unverzagter Kämpe ſein.

Doch dich, gebenedeiter Edelſtein,
Erkämpf' ich mir aus einer Welt voll Wunden,
Geprieſener Tugend mir der Dank zu ſein
Und Schirm vor ſchlimmen Wünſchen wirrer Stunden.

(gez. von Max v. Eſterle.)



Die Kunſtſchein-Heiligen.

(Hofrat Prof. v. Wieſer / Exc. Graf Enzenberg)

An den „Allg. Tiroler Anzeiger".

un also ... Sehen Sie, wie recht ich hatte, das Mäntelchen der „Sachlichkeit" zu lüften, mit dem Sie sich drapierten! Der Pferdefuß, der sich dem kundigen Blick sofort verriet, hat vollends ausgeschlagen. Simulos zwar und auf gut Glück — doch traf er, dünkt mich, mitten ins Schwarze. Nämlich ins Leere Ihres kulturellen Horizonts. Gewiß, es könnte kleinlich erscheinen, auch noch die wunden Zuckungen eines unversehens bloßgestellten Zeitungsintellekts zu registrieren, und direkt grausam, eine hilflose Reflexbewegung auf ihre geistige Durchschlagskraft zu untersuchen. Aber da Sie sich krampfhaft bemühten, auch Ihrer erregten Briefkastennotiz noch einen Schimmer logischer Fundierung zu geben, so muß es wenigstens gestattet sein, Sie im Vorübergehen auf die Reparaturbedürftigkeit dieser Logik aufmerksam zu machen. Sie rühmen sich der „allseitigen" Anerkennung, die Ihre „sachliche" Würdigung unserer Zeitschrift Ihnen eingetragen, und bedenken nicht, daß dies zu beurteilen nur die „paar" Leser kompetent sein können, die Sie dem „Brenner" gnädigst zugestehen. Um jedoch die Aufmerksamkeit nicht unnütz von dem Meritorischen des Falles abzulenken, um Ihnen deutlich zu machen, was selbst von Ihren sachwilligsten Bemühungen auf kunstkritischem Gebiet zu halten ist, sehe ich mich veranlaßt, den erbarmungswürdigen Tiefstand Ihres Kunstverständnisses, die Pöbelhaftigkeit Ihres moralischen Selbstbewußtseins und als verantwortliches Resultat aus beidem Ihren völligen Mangel an publizistischem Gewissen an einem drastischen Beispiel aufzuzeigen. Es ist dies um so mehr Pflicht eines reinlichen Empfindens, als Sie im übrigen den taktisch schlauen und an sich nicht üblen Ehrgeiz haben, der Nonchalance der weitestverbreiteten lokalen Tageszeitung in Dingen der Kunst eine gewisse Emsigkeit und äußere Fülle der Kunstberichterstattung gegenüberzustellen. Aber wie wenig die bloße Tatsache solchen Eifers von Belang ist, wie wenig der Künstlerschaft, dem Publikum und schließlich Ihnen selbst die Affichierung eines Kunstinteresses nützt, dem jede kulturelle Basis fehlt, das erlaube ich mir eben im Fol-

genden an einem Ihrer kritiſchen Exzeſſe nachzuweiſen. Sie müſſen mir vorher nur noch geſtatten, meine „paar" Leſer dahin aufzuklären, daß es ſich hier — wie Sie mir gern beſtätigen werden — um denſelben Kunſt-, Moral- und Sprachanwalt handelt, der das heimiſche Schrifttum gegen die „dekadenten" Tendenzen unſerer Zeitſchrift in Schutz nehmen zu müſſen ſich berufen fühlte. Alſo, am 13. Juli — es kann nicht nur das Unglücksdatum daran Schuld ſein — ſchrieben Sie:

Kunſt.

Ein neuer Plattner — großes Damenbildnis —, ausgeſtellt bei Czichna, lenkt mit Recht die Blicke der Paſſanten auf ſich. Als ich eben das Gemälde beſichtigte, umſtanden zahlreiche Neugierige das Schaufenſter, freilich in einiger Entfernung, denn die Spiegelreflexe der Glasſcheibe beeinträchtigten in der Nähe den Genuß des Bildes nicht unweſentlich. Ich ſage den Genuß. Ein Genuß iſt es auch wirklich zu ſchauen, wie flott der Pinſel in Albert Plattners Meiſterhand die elegante Erſcheinung der Dame, einer Berliner Bankiersgattin, feſtgehalten hat. Mir iſt das lebende Original unbekannt, ein Urteil über Ähnlichkeit oder Nichtähnlichkeit des Bildes alſo nicht gut möglich. Ich möchte aber jener Dame wünſchen, daß ſie ſich in Plattners Bild wohlgetroffen ſieht. Dann kann die Berlinerin mit der Natur, die ſie ſo wohl geſtaltet hat, ſehr zufrieden ſein. Aber auch mit der Schneiderin, deren Atelier das vornehme ſchicke Kleid entſproßte ..... Das iſt Leben, Wirklichkeit, wenn auch etwas idealiſiert. Die jugendfrohen, lebensdurſtigen Augen einer wohlverſorgten Schönen,

Einen Augenblick! Wir wünſchen zu rekapitulieren: „Berliner Bankiersgattin — lebendes Original unbekannt — wenn auch etwas idealiſiert (!) — lebensdurſtige Augen einer wohlverſorgten Schönen" ... Gut, nehmen wir uns zuſammen! Fahren Sie fort!

„ihr leichtgeöffneter Mund, dem eben eine kleine Schöngeiſterei entflogen zu ſein ſcheint"

Oho! Da irren Sie! Der Anſchein ſpricht für Sie!

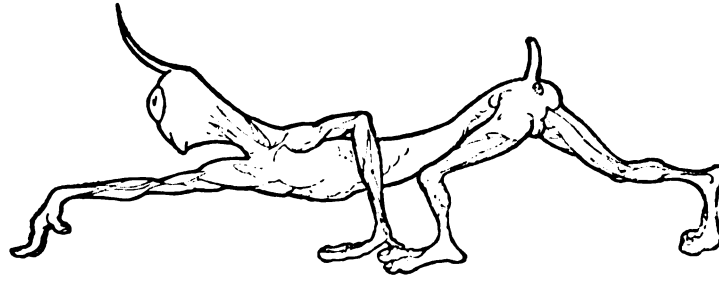
„Der tadelloſe ſchwarze Hut über dem reichen Braunhaar —"

Nein! In drei Teufels Namen! Jetzt genügt's! ... Nun ſchließen Sie gefälligſt den Mund! Und zwar den Ihren — verſtehen Sie! Es könnte Ihnen ſonſt paſſieren, daß „mancher hübſchen Schauerin dieſes Bildes", die beim „Umſtehen eines Schau-

fensters" das Pech hat, in Ihre Nähe zu geraten, „im Herzen" weniger „der sehnsüchtige Wunsch nach einer solch eleganten, duftigen Robe entkeimt", als vielmehr der näherliegende Wunsch, die öffentliche Verunglimpfung wehrloser Weiblichkeit solch verlottertem Rezensenten handgreiflich heimzuzahlen. Denn was hier Ihre Selbstentäußerung als Kunstkritik zur Schau zu stellen wagt, ist nicht mehr bloß ein blankgewichster Stiefel, der niemandem zu nahe tritt; es ist vielmehr ein so unqualifizierbares Erzeugnis literarischen und mehr noch ethischen Schmierfinkentums in Reinkultur, daß man sich ratlos frägt: Ist dies ein Meister-, ist's ein Bubenstück?

Sie sehen, ich habe mir den Spaß gemacht, Sie diesmal ernst zu nehmen. Ernster, als Ihnen angemessen, und sachlicher, als Ihnen lieb sein dürfte. Ich nehme es natürlich ruhig hin, wenn Sie auch diesen Versuch, die Spuren Ihres Plauderstubentaschentons bis in das Reich der Ideale zu verfolgen, nur meinem „lächerlichen Eigendünkel" und nicht auch meinem „Höhendrang" zu gute halten. Ich weiß —: Muß ich mir's auch nach solcher Kostprobe versagen, noch einmal eine Einladung zur intimen Würdigung Ihrer kritischen Einsicht anzunehmen, so kann ich's Ihnen doch nicht wehren, daß Sie auch diesmal und in alle Ewigkeit sich in den schützenden Schoß der Allgemeinheit flüchten und allseitige Anerkennung für die Sachlichkeit einer publizistischen Liebesmühe heischen, die mit impotentem Sachernst anhebt, sich in Schmockallüren fortpflanzt und mit einem verpönten Eingriff ins Privatleben Ihrer sittlichen Weltanschauung die Krone aufsetzt.

F.



WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

„Kunst in Klausen“

Ausstellung von Werken bildender Kunst

veranstaltet von den heimischen Künstlern und den Künstlergästen des Malerstädtchens

Klausen am Eisack, Tirol.

Geöffnet vom 15. Juli bis Ende September.
Besuchsstunden: 8—12 vorm., 2—6 nachm.
Eintritt: 50 h.

DER STURM

Wochenschrift für Kultur u. die Künste

herausgegeben von Herwarth Walden
Erscheint jeden Donnerstag.

Einzelbezug = 10 Heller / Jahresbezug = K 5.— /
Halbjahresb.: = K 2.50 / Vierteljahresb.: = K 1.25

Probenummern kostenlos durch den Verlag Der Sturm / Halensee-Berlin / Katharinenstr. 5.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 6.

J. J. David (†): Aus Chiesa di Lavarone / Hugo Neugebauer: Gedichte / Ludwig Seifert: Freunde / Franz Schamann (†): Habsburg / Arthur von Wallpach: Weibesblüte / Hans Bachgarten: Hana (Schluß) / Karl Berger: Gedichte / Carl Dallago: Walt Whitmann / Max von Esterle: Karikaturenfolge VI (Bruder Willram) / Blasius: Kunst in Klausen.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

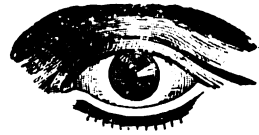
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 15. Aug. 1910. Heft 6.

Aus Chieſa di Lavarone / von J. J. David.

Es iſt, als hätte die Natur ſelber Lavarone als eine Welt für ſich erſchaffen und zur uneinnehmbaren Feſte gebildet. So jäh und mit Steilrändern fällt die Hochfläche nach allen Seiten hin ab.

Rund tauſend Meter über Trient und dem ſonnendurchglühten Etſchtal türmt ſie ſich. Die Straße von Caldonazzo führt zunächſt über einen Muhrgang, der einmal mit ſchrecklicher Gewalt niedergebrochen ſein muß. Grau und traurig ſchimmert es durch das Grün. Alsdann wendet ſie ſich in vielen Krümmungen zur Höhe; man hat ſie dem Felſen abſprengen müſſen, der faſt ſteilrecht niedergeht. Am Wege blüht noch zu Beginn des Juli die Alpenroſe und die Erdbeere reift.

Lavarone ſelber iſt kein Ort. Eine einzige, gewundene Gaſſe; inmitten einer Wieſe ſteht eine Kirche. Alsdann führt die Straße weiter. Allenthalben Siedelungen; die Häuſer tüchtig und aus Bruchſteinen und auch mehrſtöckig aufgemauert. Man merkt einen allgemeinen Wohlſtand. Wenig Verkehr. Hier treibt der Säumer noch ſein geduldiges Tier; der Hauſierer ſchleppt ſeine Karre mit geringer Ware mühſam genug. Es iſt eine Ruhe, die man faſt körperlich empfindet, die ſich an Haupt, Herz und Nieren ſchmiegt.

Unendlich viel Grün. Es klimmt höher denn anderwärts in Süd-Tirol. Geſchonte, nur wenig gehegte Wälder und Tannen von einer unglaublichen Höhe. Wie weiße Flammen, ſo ſtolz und gerade

ſchießen die Stämme auf. Es wird nicht nachgepflanzt, wenn wo geſchlagen wurde. Aus ſich ſelber verjüngt ſich dieſer wunderſame Wald, der um Monte-Rovere Märchenmotive aufweckt. Da ſteht denn ein einſames Wirtshaus nahe einem grünen See. Es iſt beſcheiden genug. Aber der Goldregen blüht eben, und gelbe Schnüre hangen nieder durch das Laubwerk, das noch keine Spur der nun ſchon ſo lang währenden Sonnenglut trägt, und ſchmücken es königlich und fremd, gleich edlen Bernſteinſchnüren. Denn hier wuchert der Goldregen wild wie der Jasmin.

Und nun denke man ſich dieſen Duft! Denn auch das Heu würzt ſtärker und ſüßer denn anderwärts. Die Luft aber iſt von einer unbeſchreiblichen Reinheit, mild und dennoch herb. Ein leiſes Wehen, ſie ſagen von den Hängen des Brenner, geht immer hindurch, faſt niemals aber ſteigert es ſich zum Wind. Der Himmel ſpannt ſich niedrig, in einer ſehr flachen Wölbung und in ſehr lichtem Blau darüber; Wolken tauchen auf, ſegeln langſam und feierlich vorüber, oder entladen ſich in einem kurzen, wilden Wettern. Der Kuckuck ruft, wenn er anderwärts längſt nicht mehr mit ſeinem eintönigen Glockenklang zur richtigen Waldandacht läutet. Heimchen ſchrillen, und die Singvögel ſind munterer und häufiger, als man ſie hier, wo ihnen ſo eifrig nachgeſtellt wird, vermuten ſollte. Nur einer fehlt, den man ſonſt allenthalben gewohnt iſt; man vermißt ihn, und man muß ſich wieder erſt beſinnen, was einem denn fehle. Es iſt der Spatz, der ſich aus welchem Grunde immer ſelten macht. Die Nachſtellung des Menſchen hat wohl kaum Schuld daran. Der weiß ſich der gewitzte Geſelle doch überall zu entziehen.

Es gibt Schauſtücke der Natur. So unmittelbar an der Grenze von Italien — es iſt doch nur noch ſechs Stunden Weges bis Venedig! — die Schlucht. Über ſanfte Matten führt der Weg. Dann aber iſt's, als hätte eine unbegreifliche Gewalt die Kalkſteinplatten mit einem ſchrecklichen Ruck auseinandergeriſſen. Viele hundert Meter geht es in einem gewaltigen Satz zur Tiefe — ſo ſenkrecht, daß man meint, die Wände berührten einander, daß ſelbſt das Auge ſcheu an dieſem Sturze niedergleitet und ſchwindelt, ehe es ſeinen

Grund ermißt und begreift. Ein Geier hat hier seinen Horst, den niemand ausnehmen kann. Man weiß es, denn der mächtige Vogel fliegt immer wieder zu und schwebt in seinen wunderschönen Kreisen über dem Abgrund. Verlorenes Grün klammert sich ängstlich und schwankend und sparsam ans Gewänd. Ganz unten aber schimmert in vielen Krümmungen die graue Straße. Braunrote Ziegeldächer leuchten, und die Ortschaften folgen einander in dichter Reihe. Das ist italienischer Boden; wer ihn jemals betreten hat, der läßt sein Auge dem Pfade folgen und denkt mit Sehnsucht der Wunder, zu denen er führt.

Auch unter der Erde birgt sich allerhand. Da sind Grotten, in denen sich der Feldspat zu prächtigen Drusen auskristallisiert, die man zum Teil noch kaum genügend durchforscht hat. Allüberall merkt man Spuren der Erosion. Hier hat das Wasser gewirkt. Man erkennt das Werk der wilden Gießbäche wie der sanften Auslaugung, die Kuppen erhöhte und Mulden auswusch, darin nun fremde Blumen stehen, gleich der Feuerlilie, die hier stolz ihr leuchtendes Haupt hebt. Es ist ein Erdreich, hold den Menschen. Ihre Siedlungen klimmen alle diese Hänge aufwärts, und aus schwindelnden Höhen, wo sonst nur noch einsame Sennhütten errichtet werden, grüßen noch graue Mauern und rote Ziegeldächer. Denn alles macht unter dieser hellen, wirkenden und dennoch nicht allzu blendenden Sonne seinen eigenen Effekt; ein flatternder Wimpel zum Beispiel, aufgesteckt über einem Giebel eines der Hotels, flammt im Licht förmlich auf und bannt auf lange hin den Blick.

Man hört Legenden aus längst verklungenen Zeiten, aus Tagen, lange noch vor der Völkerwanderung, und man achtet ihrer kaum, und es regt sich kaum ein Verlangen, ihnen nachzuspüren. Denn hier ist das Gebiet der sieben Kimbern-Gemeinden. Man hört den Namen immer noch nicht ohne eine gewisse Regung; denn in ihm klingt es von Speeren, mit Macht an breite und lange Schilde geschlagen, und es klirrt von Schwertern darein und von einem Nachhall jenes kimbrischen Schreckens, der Rom in seinem Tiefsten verstörte, da es keinen Widerpart mehr fürchten zu müssen glaubte und die ganze

Welt zu seinen Füßen sah. Haben sich die Überreste jener Gewalthaufen wirklich hieher geflüchtet, nachdem Marius ihren Ansturm gebrochen? Haben die Unsteten hier wirklich ein Heim gefunden, das mindestens ihren Namen noch rettet, nachdem von all ihren Taten nichts mehr übrig blieb? Wer weiß es? Wer kann ein Senkblei werfen in diese zornigen Wasser, die jede Richte beirren und die dennoch nur Vorläufer sind jener heftigeren Fluten, vor denen das Weltreich zerbrach und in eitel Stücken auseinanderfiel? Wer verlangt es sich hier nur vor dem Genusse der Gegenwart, dieser Tage, in denen die Sonne in immer gleicher Liebe diesen Boden küßt und befruchtet, der sich ihr sehnsüchtig und verlangend entgegenhebt?

Fast noch schöner aber sind die Abende. Man hat Erquickung und Ruhe geatmet. Nun will es dunkeln. Aus den Schluchten klimmen die Nebel, zart, weiß und leuchtend, wie aus einem inneren Licht. Der See von Lavarone, um den herauf sich die Häuser so schön aufbauen, liegt in der Tiefe und ein milchiger Glanz schimmert durch sein grünes und immer warmes Gewässer, als breiteten die Wassermädchen die Perlen aus, die sie, zu Schnüren gewunden, sich einmal durchs schilfgrüne Haar flechten werden.

Verschleiert stehen die Hänge der Berge, die das Hochland schützen: der Skanupia, der Vesena, der Pizzo di Tonezza, der Dantes mächtiges Dichterhaupt, wie sie behaupten, so merkwürdig nachformt. Es ist noch stiller als sonst. Auch der Glockensang der Kirche von Lavarone, nach der sie nun die ganze Siedlung benennen, schweigt, und die rastlosen Heimchen sind schlafen gegangen. Die Ferne aber ist nur abgedämpft und durchaus nicht verhüllt, wie eine schöne Frau etwa, die deuten will, sie sei müde der Bewunderung und ihrer Blicke, und ihnen dennoch nicht jede Aussicht wehren mag. Jede Runse aber bleibt sichtbar; man sieht, wie sich die Wetterbäche durch den schönen Wald niederstürzen in die Schluchten, die Lavarone von aller Welt scheiden. Am Horizont aber steht die Brenta-Gruppe. Noch leuchten ihre Gletscher mit jenem Glanze, dem sich kein ander Schimmern auf dieser Erde vergleichen läßt, und ihre kühn geformten Gipfel und Zacken, als hätte sie eine Riesenhand in spielerischer

Laune aus dem Kalk der Dolomiten ausgesägt, ragen in Türmchen, Zinnen, abenteuerlichen Zacken in das Blau. Sie ziehen alle Wolken an sich. Das Licht erlischt; violblau und ernsthaft stehen die Berge am Horizont. Um sie aber geistert immer noch das Abendrot: ein tiefes Orange mit durchschlagender Lohe, deren Quell niemand bestimmen kann, die aber purpurn und in breiten Bächen hindurchströmt. Das ist das Abendrot des Südens, der hier all seine Erquickung aufgetan hat. Alles erstirbt; von der Cima Tosa steigen die Schatten niederwärts zu den stolzen Gipfeln, die ihr Gefolge bilden. Ein Grau hüllt die Welt, die kaum noch in den kühnsten und kräftigsten Farben gestanden und geflammt . . .

Verlorene Glockenschläge von der Kirche. Verschwunden sind die Ortschaften auf den Hängen, nach denen man sonst auflugt, als müßten sie neue Schönheiten offenbaren. Denn des Menschen Herz ist begierig, und es ahnt neue Wunder hinter denen, die es kaum noch bestaunt hat. Ihre sieben Hüllen und ihre faltigen Mäntel spreitet die Nacht enger und enger um alle Fernen und um Chiesa di Lavarone.

Aus J. J. David „Gesammelte Werke" Band 7 / München, R. Piper & Co.

Gedichte / von Hugo Neugebauer.

Nachtgesicht.

Hinterm Berge steht die Nacht,
lugt ins Tal herein,
Abend schloß die Pforte sacht,
Glockenton schlief ein.

Sachte spannt zum Schwebeflug
Nacht die Schwingen aus,
todverloschner Bilder Zug
gaukelt um das Haus.

Nachtgeſtirn an Nachtgeſtirn
funkelt mir zu Haupt,
ſchauernd fühl ich Herz und Hirn
weltenlenzumlaubt.

Höher ſchwebt die Nacht empor,
ſchwer die Wimper fällt,
lauſchend neige ich das Ohr
bis ans Herz der Welt.

Lang Vergangnes rauſcht herauf
mir mit jedem Schlag,
Liebe ſchlägt die Augen auf,
demutvoll und zag.

Und ich ſchau das junge Weib
ſonder Fehl und Arg,
das im unberührten Leib
rein die Seele barg.

Wieder fühl ich, ganz in Glut
und in Glanz getaucht,
mich von ihrem hohen Mut
Gotte gleich erlaucht.

Wieder fühl ich ſinnentrückt
über Raum und Zeit
mich ins Herz der Welt verzückt,
In Unendlichkeit. —

Daß du ewig währteſt, Nacht,
ewig, Wonnetraum:
treuer Liebe fromme Dacht
über Zeit und Raum!

An den Allerlöſer.

Ich ſtrecke meine Hände
ſehnſüchtig durch die Nacht;
o daß ich ihn doch fände,
des ich ſo oft gedacht!

O daß er leis mich rührte
mit ſeinem Zauberſtab,
ins Dunkel mich entführte
tiefer denn tief hinab!

O daß er ſanft mich mummte
in ſeine bleiche Tracht,
daß ſelig ich verſtummte
noch heut, noch heute nacht!

Freunde / von Ludwig Seifert.

Und endlich ſind wir alle uns doch fern
Wie zwei die tief im Berg nach Schätzen graben —
Und haben beide ſich für's Leben gern
Und können nie ſich doch zur Seite haben.

Denn jeder frohnt in einem andern Schacht —
Und ſelten nur nach langer langer Zeit
Begibt es ſich durch eines Zufalls Macht,
Daß ſie ſich finden in der Dunkelheit —

Dann dringt ein ſchwacher Ruf durch das Geſtein
— Ganz kurz — ſie können ſich die Hand nicht geben,
Und jeder iſt auf's neue dann allein
In dunklem Schweigen für ein ganzes Leben.

Habsburg / von Franz Schamann.

Ein ſzeniſcher Prolog.

Das Plateau vor der Habsburg. In der Bühnenmitte erhebt ſich der Torturm mit der aufgezogenen Zugbrücke, ein Graben ſcheidet den Burgbau vom Plateau. In gerader Verlängerung der rechten Seitenwand des Torturmes ſieht man einen Teil der Burgmauer, die nach kurzem Lauf einen rechten Winkel bildet, ſie ſetzt ſich nach rechts hin fort und ſchließt hier an einen maſſigen Bergfried an, der zwei in entgegengeſetzter Richtung vorragende hölzerne Erker trägt. So wie die Zugbrücke herabgelaſſen und das Tor geöffnet wird, ſieht man in den Burghof, wo ſich links die Kapelle befindet, rechts die Burgmauer, den Abſchluß im Hintergrunde bildet das Herrenhaus mit einem die ganze Breite des Hauſes einnehmenden Erker. Einzelne ſchlanke Bäume ſpenden der Szene ihren Blätterſchmuck, der indes den Eindruck des Trotzigen dieſer Burg nicht beeinträchtigt.

I.

Es iſt Nacht, gegen den Morgen.

Auf myſtiſche Weiſe wird die Zugbrücke fallen gelaſſen, lautlos öffnet ſich das Tor. Die Geſchichte, in ein düſteres Gewand gehüllt, verläßt den Torturm, überſchreitet die Brücke nach rechts vorn, dort bleibt ſie unter einem Baume ſtehen. Ebenſo lautlos wie vorhin wird das Tor geſchloſſen, wieder ſo geheimnisvoll die Zugbrücke aufgezogen und es herrſcht ein tiefes Schweigen.

Die Geſchichte:

Beſchloſſen ward vom Zorn des Laterans
Der Untergang des kaiſerlichen Stamms
Der Staufen. Aus tauſend Wunden ſeiner
Kaiſerloſen Tage blutend ſehnt Deutſchland
Sich aus ganzer Seele nach dem Herrn,
Der wundermächtig heilend alles Weh,
Des Reiches lahmgelegte Kraft zu heben,
Zu einen kommt mit ſtarkbewehrter Fauſt.
Der Hohenſtaufen zweiter Friederich,
Auf ſeinem Zuge gen Italien hält
Er Raſt auf Habsburg. Und ein Meteor
Brannt hell am Himmel und es ſpiegelt ſich

Sein jäher Glanz in eines Kindes Augen,
Dem juſt das Leben ſeine Mutter gab.
Und aus der Taufe hob's der Kaiſer.
Verkündet wohl am dunklen Firmament
Des Himmels Brandmal eine neue Zeit?
Galt es dem Kinde? War es ſein Stern,
Der alſo hell, ſo glühend flammte?
Gebt euch die Antwort ſelbſt, mein Amt iſt's nicht,
Den Himmelszufall mit der Erde Werk zu paaren.
Der Staufen Segen ruht auf Rudolfs Haupt
Und Deutſchlands Glanz vermählte ſich dem Ritter,
Da ihm des Grafen Gruß die Kunde bracht':
„Die Fürſten bieten Dir des heiligen,
Des Deutſchen Reichs verwaiſte Krone dar."
Ab brach der Kampf, im Reiche blieb der Herr
Und zügelte des Räubers Wut.
Dem Bürger bangt nicht mehr um teures Gut.
Und droht der Erbfeind, wohl: Im eh'rnen Wall
Erwarten Schwert ihn und Poſaunenſchall.

(Aus allen Richtungen ertönen Trompetenſtöße.)
(Der Tag bricht an.)

Die Geſchichte: (tritt aus dem Licht des Tages in den Dämmer eines Baumes, ihr Blick bleibt unbeweglich nach der Burg gerichtet.)

Ein Wächter: (erſcheint in einem Erker des Bergfrieds, ſieht in die Ferne und beantwortet die Trompetenſtöße.)

(Die Zugbrücke raſſelt hinab, das Tor wird knarrend geöffnet.)

Knappen, Reiſige, Knechte, Ritter, zuletzt Rudolf in einfacher Kleidung (kommen auf die Szene und eilen auf das Plateau, Rudolf bleibt im Torbogen.)

(Von allen Seiten kommen Ritter zu Pferde und zu Fuß. Kriegsknechte unter dem Kommando ihrer Anführer füllen die Bühne. Als erſter Herr kommt der Biſchof von Baſel zu Pferd, ihm folgt der Abt von Sankt Gallen gleichfalls zu

Pferd. Es folgen die beiden Anführer der Züricher mit ihren Fahnen, sodann erscheint der Burggraf von Nürnberg, nach ihm der Graf von Pfirt, der Markgraf von Fürstenberg, der Hohenlohe, der Graf von Heunburg, Pfalzgraf Ludwig, der Herzog von Sachsen, der Landgraf von Hessen, die Mannen von Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, Görz, Salzburg, vom Rhein, Franken, Schwaben, Baden, Holstein, Ortenburg, Herr Amadeus von Genf, als Letzter Humbert von Latour. Unter den Zürichern befand sich Jakob Müller in einfachem Panzerhemd. Die Banner deuten die Herkunft der einzelnen Züge an. Sobald die Züge des Königs ansichtig werden, werden die Banner geschwenkt und die Mannschaften rufen begeistert durcheinander): Froh, froh.

Rudolf: (begrüßt einzelne Führer, zum Bischof von Basel):

Seid mir willkommen, hochehrwürdiger Herr.

(drückt ihm die Hand, alsdann winkt er dem Bischof von Straßburg zu und dem Abt von Sankt Gallen, zu den Zürichern):

Gott grüße mir die Bruderschaft vom Stern.
Seid mir willkommen, Herren vom Pfittich. Seht
Den Müller. Wie schmeckt dir der Frieden?
Heil Schwager Friederich.

Burggraf: Heil König Rudolf.

Die Nürnberger: Heil.

Rudolf:

Willkommen Pfirt. Willkommen Fürstenberg
Und Hohenlohe. Heunburg Du, Heil Dir.
Willkommen Pfalzgraf, Sachsen, Hessen, Österreich.

Die österreichischen Truppen: (juchezen.)

Rudolf: (zu Amadeus)

Ihr kommt zupaß, Herr Amade von Genf,
Mit Euch hoff' ich Herrn Philipp zu bezwingen.

(zu Latour)

Seid mir willkommen, Humbert von Latour,
Des Königreiches Arelat getreuer Truchseß.

(tritt zur Seite, um der Königin Platz zu machen)

Königin, grüßt Euren Vetter.

Königin Elisabeth: (16 Jahre alt, von hoher Anmut)

Willkommen Vetter. Was macht mein Vater,
Der Herzog von Burgund?

Latour: Er ist wohlauf.
Wie sehr müßt' es ihn freu'n, könnt' er Euch sehn
Huldreiche Königin. Wie hold seid Ihr
Erblüht an diesem Hof, an Rudolfs Seite.

Die Truppen: (sind im Halbkreis aufgestellt.)

Die Anführer: (steigen vom Pferde.)

Knechte: (führen die Pferde von der Bühne, ab.)

Rudolf:

Getreue!
Im Trotz verharrt Herr Philipp auf dem Punkte,
Des römischen Königs Majestät nicht zu
Erkennen. Frevelnd vorenthält er Reichsgut,
Er bat uns nicht um die Belehnung, die wir
Ihm um des Friedens Willen gern gewährten.
Mein treuer Heinrich, Basels würdiger
Bischof, brach im Lenze Philipps Veste
Bruntrut, allein der Graf verweigert uns
Von Neuem den Respekt, verschanzt sitzt er
Zu Peterlingen, häuft Schmach auf Schmach dem
Reich . . . Der Krieg wird ihm erklärt, wenn er dem
Boten nicht feierliche Zusag' leist',
Den Will'n des Königs, Will'n des Reichs zu tun.
Seid meine Gäste, bis er Nachricht schickt.

(Er geht mit der Königin und seinen Gästen in das Herrenhaus, Müller bleibt zurück, die fürstliche Gesellschaft ab.)

(Weinfässer werden in das Lager gerollt, Becher herumgereicht, Zechgelage.)

Soldatenweiber, Bänkelſänger, Krämer und verſchiedenes Volk: (kommt in das Lager. Ein fettes Soldatenweib ſieht in den Burghof, geht nach vorn, läßt ſich bei der Gruppe des erſten Kriegsknechts nieder, zieht eine Anzahl Angeln aus der Taſche und beginnt die Angeln mit Brotkrumen zu ſpicken.)

1. Kriegsknecht: (ſieht dem Weib zu) Willſt fiſchen gehn, Käterle?

Weib: Na, der Habsburger hat viel Hühner.

1. Kriegsknecht: Willſt ihnen den Kragen umdrehn, Schatzerle?

Weib: I wo. Dein Helm will ich aufputzen, Xaverle, haſt ja kei ganze Feder mehr drauf ... Was brauchen denn dem Habsburger ſeine Hähn ſo mächtige Schwänz', wenn mein Xaverl ſein Helm ſo ſchofel is.

2. Kriegsknecht: (nimmt den Helm ab) Da ſchau, Katl, meiner is nit beſſer.

Weib: No, ſo wer' ich dir auch a Feder geben.

Einige Kriegsknechte: (durcheinander) Wir möchten aber auch nit leer ausgehn.

Weib: Ich kann doch nit dem Habsburger alle Hühner wegangeln. (geht in den Burghof, ab.)

Rudolf: (kommt in einem einfachen Kleid nach vorn, muß dem Kriegsvolk zutrinken, ohne daß er von den Leuten erkannt wird.)

Ein Bettler: (bei einer andern Gruppe) Bruder, weißt, wer der war, der dir zugetrunken hat?

3. Kriegsknecht: Noi.

Bettler: Sell war a Verwandter von mir.

3. Kriegsknecht: No, ähnlich is'r dir genug.

Bettler: Wirſt Augen machen, wenn ich dir erſt ſag', wer das is ...

3. Kriegsknecht: No?

Bettler: Der König.

3. Kriegsknecht: Was, ſell war der König ... und du willſt mit ihm verwandt ſein?

Bettler: Freilich. Paß auf. (geht zu Rudolf, verſtellt ihm den Weg, zieht die Mütze und ſagt, vertraut, unter pfiffigem Lächeln) Wir ſein Verwandte, Herr König.

Rudolf: (beluſtigt) Potz. Wieſo denn?

Bettler: Ei, Herr König, von Adams Rippe her. Und weil's mir grad a bißl knapp zuſammgeht und dem Herrn König ſo gut, da möcht ich halt um etwas bitten.

Rudolf: Recht gern, Verwandter. Halt den Sack ... Iſt er groß genug?

Bettler: Das will ich meinen. (nimmt ſeinen Bettelſack vom Rücken und hält ihn Rudolf hin.) Da verſchwinden zwei Kerle drin wie nix.

Rudolf: (wirft eine kleine Münze in den Sack) Da, nimm den Pfennig, und jetzt geh zu deinen übrigen Verwandten, wenn dir jeder einen Pfennig gibt, wirſt du reicher als ich.

Bettler: (verzieht den Mund) Das wär' mir a bißl zuviel Arbeit, Herr König, das is kei Geſchäft.

Rudolf (geht weiter)

3. Kriegsknecht: (packt den Bettler beim Genick) Du Schwindler. (jagt ihn von der Szene.)

4. Kriegsknecht: (kommt von rechts mit einer Schwinge voll Kohl. Rudolf ſteht ihm im Wege) Das wird jetzt a Kunſtſtück, Freunderle, an deiner Naſen mit der Schwinge vorbeikommen, die ragt dir wie a Erker aus'm G'ſicht.

Rudolf: (wendet ſich ihm en face zu) Wirds jetzt gehn?

4. Kriegsknecht: Ei wohl, jetzt ja, (geht mit ſeinen Kohlköpfen zur erſten Gruppe, wo mittlerweile ein Feuer gemacht worden iſt, darüber ein kupferner Keſſel hängt) Wo is denn d' Katl?

Das Weib: (kommt, im Umfang bedeutend ſtärker geworden, zurück) Da bin ich ſchon.

Rudolf: (erblickt das Weib) Potz, ihr Schwaben ſeht gut aus.

Weib: Dir könnten m'r noch helfen, arm's Schwyzermännle.

Rudolf: Mutterle, fällt Dir 's Marſchieren nicht zu ſchwer?

Weib: I wo ... Was fragſt mich denn, dummer Kerl?

Rudolf: Ich mein', is einer so stark wie du, tät er besser, wenn er hinter'm Ofen blieb.

Weib: Hinter'm Ofen. Seht euch den an! Hinter'm Ofen sagt'r. Xaverle, was sagst denn du dazu?

1. Kriegsknecht (lacht unbändig.)

Weib: (beleidigt) Dick sagt'r, stark. Schau her, wie dick ich bin. (hebt den Rock, etliche Hähne und Hühner hängen ihr an Angeln gefangen, die an einer Schnur um die Taille gebunden sind, hinab.)

Rudolf: (leise) Meine Hühner.

Weib: Der König laßt uns in sei'm Dienst dick werden ... ja. (schneidet die Hühner von den Angelschnüren und setzt sich auf einen Stein) Xaverle, gib den Helm her.

1. Kriegsknecht: (rollt ihr den Helm zu) Fang'.

4. Kriegsknecht: (zeigt auf den Kohl) Käterle, mach' uns a Kohlsüpple.

Weib: (verächtlich) Kohlsüpple. Kohlsüpple. Du wirst's wohl nit verschmähn, wann ich dir a Hühnersüpple gib.

4. Kriegsknecht: (lacht unmäßig) Verschmähn, ha ha, hältst du mich für den König, daß ich statt Hühnersüpple lieber rohe Rübe eß'?

Rudolf: Ihr werdet den armen König noch ganz auffressen.

Weib: (greift nach einem Kohlkopf, den sie nach Rudolf schleudert) Geh's ihm klagen, wenn's dir nit recht is.

Rudolf (ab)

3. Kriegsknecht (ruft herüber) Katl, weißt du, wem du'n Kohl nauf g'schmissen hast? Sell war der König!

Weib: E, halt dir wen andern zum Narrn. (hat einem Hahn die Schwanzfedern ausgerupft, den Helm mit den Federn geschmückt, sowie sie damit fertig ist, setzt sie den Helm dem 1. Kriegsknecht auf) So, Xaverle, jetzt bist wieder schön. (Sie gibt ihm einen Kuß, dann rennt sie zu ihren Hühnern zurück, zum 4. Kriegsknecht.) Steh nit rum, weid' den Hahn da aus. (reicht ihm den Hahn, rupft die übrigen Hühner, gibt jedes einem Kriegsknecht zum Ausweiden.)

Die geſamte Mannſchaft (ſammelt ſich allmählich um das Weib).

Rufe: Was gibts da? Was kriegt m'r da?

Weib: Helfts, nachher gibts ſchon was gut's.

(Man lagert ſich um ſie und hilft ihr.)

(Die rechte Bühnenhälfte iſt jetzt leer.)

Rudolf: (kommt mit dem Burggrafen im Geſpräch nach rechts vorn.)

Burggraf: Schwager, noch nie bin ich mit ſolchen Gefühlen in einen Kampf gezogen . . . keinen Sohn hab' ich daheim, was geſchieht mit dem Meinigen, wenn ich falle?

Rudolf: Gott hat mich mit Söhnen geſegnet . . . ich kann's dir nachfühlen, wie weh' es dir tut, daß dir meine Schweſter keinen Sohn geſchenkt hat. Wird es dein Bangen mindern, wenn ich dir die Begünſtigung gewähre, die Burggrafſchaft als gemiſchtes Lehen auf deine Töchter zu übertragen?

Burggraf: (ergreift ſeine Hand) Hab' Dank, mein König.

(Sie laſſen ſich nieder.)

Rudolf: Im Grunde meines Herzens beneid' ich dich, daß du die Sorge nicht kennſt, die uns ein Sohn bereitet . . . den Schmerz, dieſes bohrende Weh. Hatt' ich auch mein' Freud' daran, wie ſich vor zwein Jahren mein Hartmann ſo tapfer gegen den Philipp hielt, daß der den Engelländer ſchleunigſt um Vermittlung bitten mußte . . . Siehe, was war nicht alles von der Feuerſeele eines ſolchen Jünglings zu erwarten? Hat mir ihn nicht der Rhein verſchlungen?

Ein verdächtiger Geſelle: (ſchlich während dieſer Szene vorſichtig von rückwärts an Rudolf heran, faßte ihn beim Hals und zückt nun ein Meſſer gegen ihn, knirſcht): Wenn er dich mitverſchlungen hätte, wär mir der Stich erſpart geblieben. Der Philipp läßt dich grüßen.

Müller: (der den Vorgang beobachtet hat, ſpringt hinzu und ſchlägt den verdächtigen Geſellen nieder, bevor er den Stich gegen Rudolf führen kann).

Rudolf: (fährt auf) Was war das? (Die Situation erklärt ihm alles, zu Müller): Jakob, nun hab' ich dir mein Leben zu danken, wie du es einmal mir zu danken hatteſt. Du haſt ein Königsleben gerettet, Müller von Zürich, das war ritterlich von dir, ich wills dir alſo lohnen. (Auf das Geſchrei hin erſchienen Rudolfs Gäſte, mit ihnen die drei Geiſtlichen. Rudolf wendet ſich an den Biſchof von Baſel): Hochehrwürdiger Herr, nehmt dieſen da und reinigt ihn von ſeinen Sünden, damit Sankt Jürgen und Sankt Michael einen würdigen Ritter in ihm kriegen. (zu den Kriegsknechten, wobei er auf den verdächtigen Geſellen zeigt): Schafft mir den da aus den Augen. (geht in den Burghof, die Gäſte folgen ihm, Müller an der Seite des Biſchofs von Baſel, alle ab.)

Kriegsknechte: (laſſen die mittlerweile an ſie verabfolgte Suppe ſtehen.)

2. Kriegsknecht: Wie ſoll man das anſtellen, daß man den Kerl dem König aus den Augen ſchafft?

3. Kriegsknecht: Da wird er einfach verbrannt.

Weib: Schad' um's Feuer.

4. Kriegsknecht: No, ſo ſchmeiß' m'r n' ins Waſſer.

Weib: Das is nit gut, die Fiſch' könnten ſich den Magen verderben.

4. Kriegsknecht: Alsdann knobeln m'r 's halt aus, wie m'r ihn am beſten dem Teufel in den Rachen ſchicken.

(Die Kriegsknechte beſprechen leiſe die Knobelbedingungen, dann beginnen ſie zu würfeln.)

1. Kriegsknecht: Drei Augen auf'n erſten Wurf, wird g'hängt.

Die Kriegsknechte: (faſſen den verdächtigen Geſellen.)

4. Kriegsknecht: Alsdann komm, ſei nit ſo traurig, mach dir nix draus, der Menſch muß ſich an alles g'wöhnen, ſelbſt wenn er a Stund am Baum hängen muß. (Alle ab.)

2. Weib: Na, ſo was, na, ſo was . . . jetzt wird der Müller von Zürich zum Ritter geſchlagen.

1. Weib: Jetzt tut's dir wohl leid, daß d' ihn nit geheuret haſt?

Die Kriegsknechte: (kommen zurück.)

4. Kriegsknecht: Es will m'r nit in Kopf, warum der König den Zür'cher Müller zum Ritter ſchlagt . . . weil der Mann den Kerl erſchlagen hat, der ſo ſchön am Baum droben hängt? Wieviel Kerlen hab ich auf alle Zeit vom Zahnweh g'holfen . . . und bin ich Ritter worden? Nein. Ich ſag' immer, es gibt kei Gerechtigkeit auf der Welt.

1. Kriegsknecht: Ich kann dir ſagen, warum der Müller Ritter wird, das heißt, ich kann dir ſagen, wie der König dem Müller das Leben gerettet hat. (er reicht ein Bündel dem Weib) Käterle, die Schriften hat der Kerl bei ſich gehabt . . . heb's auf. Alſo paßt's auf. (Gruppe.) Ich hab' die G'ſchicht in Reim' gebracht.

4. Kriegsknecht: Da wer' m'r a Muſik dazu machen. (er holt eine Trommel.)

1. Weib: (zieht einen Kamm aus den Haaren und wickelt ihn in das Papier.)

3. Kriegsknecht: (rollt ein leeres Weinfaß herbei.)

1. Kriegsknecht: (ſingt, die Muſikanten begleiten ihn.)

Der Müller von Zürich, Ihr wißt,
Hat im Kampf nie die Erde geküßt,
Ein Mann von eiſernem Kern
Fand endlich auch ſeinen Herrn.

Der Habsburger, na Ihr wißt,
Ein gottergebener Chriſt,
Schreit: „Teufel, hol' den Hund,
Seine Fehde wird mir zu bunt."

Lau'rt dem Müller auf, na Ihr wißt,
Wie ſchon ſo ein Auflauern iſt,
Trifft ihn grad ohne Waffen, ohn' Wehr:
„Jetzt Müller, komm einmal her."

Der Müller nicht faul, na Ihr wißt,
Springt auf einen Baum, voller Liſt
Ruft er, läßt die Hoſen hinab:
„Schont mich dieweilen, Herr Graf.

Bis ich, edler Herr, na Ihr wißt,
Was des Leibes Nötigung iſt
Dies kleine Geſchäft wohl beend',
Sei mir das Leben gegönnt."

„Schelm", ruft Rudolf, „damit Ihr wißt,
Daß der Habsburg nicht unmenſchlich iſt,
Schenk' ich Euch ſoviel Zeit,
Bis Ihr anhabt wieder das Kleid."

Der Müller von Zürich, Ihr wißt,
Zieht die Hoſen aus voller Liſt
Wirft ſie zur Erden und ſchreit:
„Trag ich mein Leben kein Kleid."

Gutmütig wie Rudolf ſchon iſt,
Sagt er: „Mein lieber Chriſt,
So haben wir nicht geſpielt,
Allein mein Wort es gilt."

Und jetzt macht er ihn zum Ritter, denn, wißt's, der Müller hat halt einem König das Leben gerettet.

4. Kriegsknecht: Na ja . . . Geh'n m'r ſchlafen.

(Es iſt allmählig finſter geworden. Die Kriegsknechte legen ſich zum Schlafe nieder. Die Weiber entfernen ſich mit ihren Männern.)

1. Weib: No, Xaverle . . . komm. (ab mit dem 1. Kriegsknecht.)

(Zweiter Teil folgt.)

Weibesblüte / von Arthur von Wallpach.

Das Weib iſt ein gebrechlich Ding,
Iſt Blumenſchein und Sonnenlicht.
Halt's gütig, acht es nicht gering,
Doch machs zu deinem Schickſal nicht.

Ein Mädchenlenz iſt raſch verheert,
Von Froſt und Strahl verſengt ins Mark,
Doch gegen Welt und Schickſal wehrt
Des Mannes Trutz ſich greiſenſtark.

Drum, lacht die Roſe dir vom Zaun,
Steck ſie auf deinen Eiſenhut;
Gewaltiger wird dein Flamberg hau'n
Und voller pochen wird dein Blut.

Hana / von Hans Bachgarten.

(Schluß.)

In einem windſtillen Dezembertage, den kein Wölklein trübte, nahm ſie mich mit auf den Hiko San, den höchſten Berg, an deſſen Fuße Nagaſaki liegt. Wir bogen gleich in der Nähe ihres Häuschens oſtwärts in die Felder ein. In kurzer Zeit hatten wir die Stadt tief unter uns liegen. Auf ſchmalen Steigen ging es ziemlich ſteil bergwärts. Abwechſelnd zwiſchen dem ſatten Grün der Rettigfelder und dem dunklen Braun des friſch umgeackerten Fruchtbodens hindurch führte unſer Weg. Der friſche Erdgeruch klärte unſere Sinne und wie in mächtigen Akkorden klang es über den Boden hin. Frauen und Männer, vom Fleiße gebunden, pflügten, ackerten und ſäeten, Kinder ſprangen vergnügt im Sonnenſchein und aus den Schornſteinen der Bauernhäuſer ſtieg der Rauch ſenkrecht gegen Himmel.

Hana ging einige Schritte vor mir. Ihre elastische Gestalt wiegte sich in den Hüften und das Gesichtchen hatte die Anstrengung hochrot gefärbt.

An der Grenze der Felder lag der Wald. In blumenreichen Worten schilderte sie mir die Schönheit des japanischen Waldes. In ihren Augen glänzte dabei ein seltenes Feuer und so oft uns aus dem grünen Unterholze die purpurroten Blätter des herbstgefärbten Ahorns entgegenleuchteten, blieb sie in überkommenem Entzücken stehen.

Auf der Spitze des Berges steht inmitten eines Pinienhaines ein kleiner buddhistischer Tempel. Wir setzten uns unter einen alten Kiefernbaum und blickten hinunter in ein Lichtbild des Lebens, das zur Andacht zwang. Geklärt und sündenfrei lag die Welt vor uns. Aus den Wipfeln des Pinienwaldes tönte eine uralte überirdische Musik. Von drei Himmelsrichtungen, aus Süd, West und Ost, grüßte das Meer herauf. Zu unseren Füßen gegen Westen lag die blaue glitzernde Bucht und an ihrem Rande ein graubrauner Fleck — Nagasaki. Die Trinkwasser-Seen blinkten, als wären sie die Augen des sie umsäumenden Fichtenwaldes, vergnügt in der Sonne. Im Hafen lagen japanische, amerikanische, deutsche und englische Schiffe, Seite an Seite wie es Handel und Wandel gerade fügte. Im Vorhafen lagen die russischen Kreuzer „Gromoboj" „Rossia" und „Bogatyr"; diese traurigen Reste einer übermächtigen Flotte befanden sich nun auf der Flucht vor dem eigenen Lande. Der Admiral lief von Wladiwostok aus, um dem Kaiser die Schiffe zu retten, weil er wußte, im Angesichte der meuternden Garnison würden die Bemannungen mit fortgerissen. Nie ward wohl einem Sieger eine größere Genugtuung als Japan durch das Schutzsuchen dieser Schiffe in Feindesland.

Hanas Blicke waren nach Osten der Sonne zu gerichtet. In vollen Zügen atmete sie das köstliche Arom des strahlenden Morgens und doch schien sie ganz der Wirklichkeit entrückt. Ich setzte mich ihr zu Füßen, bemüht, die Sprache ihrer Seele zu erlauschen. Von unten aus den großen Eisenwerken Mitsuo-Bishi, dem

japanischen Vanderbilt zu eigen, dröhnten die schweren Schläge der Dampfhämmer herauf. Jeder Schlag schien ein Echo zu finden in ihrem Innern, und sie wendete sich an mich:

„Hören Sie die junge Zeit, die neue? Alles Veraltete stampft sie in den Boden. Die alte Kultur ist ihr ohne Gnade verfallen. Schon ist sie erschüttert bis in ihre Grundfesten, bald wird sie stürzen. Eine neue wird aus ihren Trümmern emporsteigen, lichter und reiner. Die neue Kultur wird von hier ausgehen. Unsere Kanonen, die durch zwei Jahre tonangebend gesprochen, haben sie bereits eingeführt in die Welt."

Ich konnte ihren Optimismus nicht teilen: „Haben Sie nie daran gedacht, daß möglicherweise das Gegenteil von dem, was Sie erhoffen, eintreten könnte? Glauben Sie mir, viele Tausende Europas, die an Ihrem Lande hängen, es lieben seiner natürlichen Reize und Sitten wegen, können der Erfolge Japans nicht froh werden. Ihr werdet den kleidsamen, offenen Kimono ablegen, den Körper mit verunstaltenden Schnürungen plagen, und eure bloßen Füße in zu enge Schuhe pressen. Die Jungfrau, die heute noch auf freiem Felde den Kimono fallen läßt und den blanken Leib in unschuldiger Reine vor dem Volke den Fluten anvertraut, wird verschwinden. Schönheit und Wahrheit werden in Trauer das Haupt verhüllen. Die Jugend wird das Alter verhöhnen, das Kind wird den Vater nicht mehr ehren, Heuchelei und Unmoral werden die Menschen regieren. Das schöne Land, in dem noch kein Fremder zwei Frauen im Streite getroffen, es wird gewesen sein."

„Oh, halten Sie ein, lieber Freund, wenn Sie den Charakter unseres Volkes kennten, würden Sie anders urteilen. Wohl hat Japan sich eure Zivilisation angeeignet, hat in dreißig Jahren das gelernt, wozu England zweihundert gebraucht. Wir werden auch nach außenhin euch gleichen, nicht weil wir es wollen, nein, weil es die Daseinskonkurrenz erfordert. Unser innerer Mensch jedoch wird durch den innigeren Kontakt mit dem Westen nie in Gefahr kommen. Immer stehen wir höher als ihr. Und weil wir nicht sein wollen wie ihr seid, sondern über euch hinaus trachten, werden wir an

unſerer Kultur weiterbauen. Aber unſere Kunſt und unſere Induſtrie wird ſich durchringen und eure Märkte überſchwemmen. Ihr werdet unſere Geiſter liebgewinnen, weil ihr heute ſchon findet, daß ſich unſere Moraltheologie mit eurer modernen Wiſſenſchaft in vielen Punkten deckt."

* * *

Wir ſtiegen auf die Reichsſtraße gegen Mogi ab. Studenten, Korpslieder ſingend, zogen fröhlich an uns vorbei, und Grünzeughändlerinnen, ſchwer beladen, gingen ſtadtwärts. Eine junge Frau trug an der Stange über dem Rücken eine ſchwere Laſt Rettiche. Als Gegengewicht hockte vorne in einem Korbe ihr pausbackiges, mehrere Jahre altes Söhnchen, es ſpielte und lachte mit dem Sonnenſchein. Hinter uns kam eine Geſellſchaft fremder Damen und Herren. Die Jinrikshamen keuchten in Schweiß gebadet die Straßenſteigung herauf, dem ſchönſten Orte zu in Nagaſakis Umgebung. Zwiſchen jungen Fichtenumzäunungen lugten die ſauberen Sommerhäuschen der Reichen auf den Weg heraus. Waldumfriedet über ihnen, in idylliſcher Lage, luden Shintoheiligtümer den Beſchauer zur Andacht ein. In den ſonnigen Gehängen zirpten luſtig die Heimchen und bunte Falter flatterten über das Feld. Im Gezweige huſchten verliebte Rotkelchenpaare und da, wo der Wald die Straße überſprang, grüßten dunkelgrüne Farne aus dem Himbeergeranke.

Im Mogihotel trafen wir große Geſellſchaft, und viele Bekannte von Bord waren anweſend. Die japaniſchen Mädchen ſpielten im Garten „Blinde Kuh" und unſere jungen Seehelden hielten tapfer mit. Schon von weitem hatten wir das freudige Geſchrei vernommen. Die eleganten Geſtalten, kraftſtrotzend, voll Leben, mit den zierlichen Japanerinnen Hand in Hand, vom Spiele begeiſtert, boten ein Bild von eigenem Zauber. Feſtkönigin war die ſchöne O-Take San, das Töchterlein des Hoteliers. Sie blickte mit ihrem unſchuldigen Geſichtchen ſo lieb in die Welt, daß ihre Verehrer alle für ſie durchs Feuer gegangen wären. Wie ein ſchillernder Schmetterling von

Blume zu Blume flattert, trippelte sie vergnügt von einem zum andern, für jeden hatte sie ein Schmeichelwort, und ihr frohes Lachen klang hell wie ein silbernes Glöckchen.

Die Sonne war schon lange untergegangen, als wir an die Heimkehr dachten.

Es schien der Vollmond, und die Nacht war taghell. Auf den oberen Serpentinen blieben wir stehen und blickten zurück über das beleuchtete Tal, die stillen Waldungen hinauf, in denen es sich geisterhaft regte. Auf dem glatten Spiegel der Bucht tanzten die Mondstrahlen ihren silbernen Reigen. Und plötzlich hörte ich Hana einen Dank an die Götter flüstern; und es war nicht anders, als sei die heilige Stille der Natur ins Unendliche gewachsen.

* * *

In der Stadt herrschte lauter Jubel. Truppen waren angekommen aus der Mandschurei. Die Bürger bewirteten die Sieger mit allem, was die Stadt bieten konnte. Im Walde um den Osuwatempel standen lange Tische, gebogen unter der schweren Last der Leckerbissen. Sake wurde kredenzt und Banzai-Rufe erschallten von einem Ende der Stadt bis zum andern. Alles wollte mit dabei sein, die Helden zu ehren.

Auf dem Wege zum Festplatze traf ich Hana und schloß mich ihr an. Je näher wir zum Osuwatempel kamen, desto größer wurde das Gedränge. Plötzlich preßte sie meine Hand, und ich sah Tränen in ihren Augen. Sie machte mich auf eine Frau aufmerksam, die vor uns ging und einen etwa dreijährigen Knaben auf dem Rücken trug, der leise weinte. Wir hörten die Mutter den Knaben trösten: „Du sollst nicht weinen, weil der Vater nicht mehr zurückgekommen. Tränen nehmen den Toten die Ruhe. Und Papa ist ein Held, der Mikado hat es selbst gesagt. Alle sind Helden, die fürs Vaterland gefallen. Du sollst nicht weinen, weil Papa doch immer um uns ist, wenn du ihn auch nicht siehst.“ Und während sie mit ruhiger Überzeugung sprach, rannen ihr selbst die hellen Tränen über die abgehärmten Wangen. Aber der Knabe sah es nicht und wurde ruhiger.

Vier Wochen vor Ablauf der festgesetzten Hafenfrist wurden wir plötzlich abberufen.

Ich hatte gerade noch Zeit, von Hana Abschied zu nehmen.

Als ich Einlaß begehrend an die Pforte klopfte, machte sie selbst mir auf. Sie richtete einen fragenden, halb verlegenen Blick auf mich, es war das erstemal, daß ich unangemeldet gekommen war.

„O-Hana-San, ich muß heute noch fort. Wir laufen in zwei Stunden aus."

„So plötzlich?" Sie sah mich mit ihren treuherzigen Kinderaugen teilnahmsvoll an. Und als ich nun ein letztes Mal ihre Hand ergriff, sagte ich ihr wie einer, dessen Kopf mit dem Herzen durchgegangen:

„O-Hana-San, wissen Sie, daß mir das Scheiden sehr schwer wird?"

Sie war glutrot geworden und beklommen das Köpfchen senkend, sagte sie: „Sie waren immer so gut zu mir, es ist ein Glück, daß Sie ein Fremder sind, sonst würde ich jetzt viel weinen."

Gedichte / von Karl Berger.

Aber eines andern Tages . . .

Dumpfer Tag, der Atem stockt,
Unerträglich ist die Schwüle,
Trauerwolken
Künden an die frühe Nacht,
Alle Blumen neigen sich.
Tücke glüht in Feindesaugen
Und im Herzen
Tödlich brennen
Lang vergessne Worte wieder.

Aber eines andern Tages
Rauſcht die Lebensquelle wieder,
Funkelt kühl der Morgentau,
Und im Strom von Wälderdüften
Furchtlos fliegſt du hoch in Lüften,
Herr der Waſſer und der Winde,
Glanzgewölks und blauer Gründe,
Nah der Sonne, fern dem Tod
Hat ein Ende alle Not.

Heimkehr.

Herrlich leuchtete
Eine hochgetürmte einſame Wolke mir
Aus des Waldtals
Abenddunkler Bucht.
Voll Liebe eilt' ich zu dir;
Auf meinem Pfade lag Glück und Glanz
Und bald,
Sanftglühnde Wolke du,
Nahmſt du mich auf.

Walt Whitmann / von Carl Dallago.

Robuſt und breit veranlagt, hünenhaft und von großer Gebärde wie Millet. Dabei ein Landſchaftsmenſch von klarſter Prägung, herangereift an großen Waſſern, Wind, Wellenſpiel, an den Linien von Prärieen, Steppen und Urwaldungen. Seine Bodenſtändigkeit macht ſeine Raſſe aus; und inſofern nur Amerika dieſe Bodenſtändigkeit mit ihren überragenden Maßen und Urzuſtänden aufweiſt, auch nur in Amerika denkbar. Sein ganzes Weſen und Schaffen trägt ſo ausgeſprochen den Charakter der Landſchaft, die ihn geboren hat, daß an ihm die Mütterlichkeit

und Vererbung des Bodens wie ſelten an einem Menſchen zutage tritt. Und die Beſchaffenheit und urſprüngliche Kraft dieſer Heimaterde treibt das Sinnenleben Whitmanns zu einer Entfaltung, der aller Sinn für Sünde abgeht. Dieſe ſeine Entfaltung gibt ein ſprechendes Zeugnis von dem Hineintragen der Sünde in die Menſchennatur, und wie ſehr dieſes Hineintragen der Sünde der großen und freien Entwicklung der Menſchennatur im Wege iſt. Und ſo ſingt Whitmann im „Geſang von mir ſelbſt“:

„Ich ſinge den Sang des Hochgefühls und des Stolzes,
Wir haben uns geduckt und gedemütigt genug,
Ich zeige, daß Größe nur Entwicklung iſt.“ . . .

„Ich bin nicht nur der Dichter der Güte, ich weigere mich nicht,
[auch der Dichter des Böſen zu ſein.
Was für ein Geplärre über Tugend und Laſter!“ . . .

„Logik und Predigten überzeugen niemals,
Der feuchte Dunſt der Nacht dringt tiefer in meine Seele.“

„Ich glaube an das Fleiſch und die Begierden,
Geſicht, Gehör, Gefühl ſind Wunder, und jeder Teil und Fetzen an
[mir iſt ein Wunder.“ . . .

„Ich finde, ich habe gewiß in mir Kohle, langhaariges Moos,
Früchte, Ähren, eßbare Wurzeln.“ . . .

„Ich meine, ich könnte mich den Tieren zugeſellen und mit ihnen
[leben,
ſie ſind ſo ruhig und ſelbſtändig.
Ich ſtehe und betrachte ſie lange und lange.“ . . .

„Blicke noch ſo weit — grenzenloſer Raum liegt darüber hinaus,
Zähle noch ſo hoch — rund um uns gibt es grenzenloſe Zeit.“ . . .

„Und meine Seele ſprach: Nein, wir erſteigen dieſe Höhe nur, um daran vorbei und darüber hinaus zu kommen." . . .

„Schlecht lieber als tugendhaft aus Anbequemung oder Furcht." . . .

„Willſt du mich verſtehen, ſo gehe auf die Höhen oder an den [Meeresſtrand." . . .

Keine Stube mit geſchloſſenen Fenſterläden, keine Schule kann mit [mir verkehren,
Rohes Geſindel und kleine Kinder eher noch, als die." . . .

„Ich ſage zum Menſchengeſchlecht: Sei nicht neugierig nach Gott; denn ich, neugierig nach allem und jedem, bin doch nicht neugierig [nach Gott,
(Kein Wortüberſchwang vermag zu ſagen, wie ich voll Frieden zu [Gott und zum Tode ſtehe)." . . .

„Und Leben, was dich betrifft, denk ich, du biſt das Übriggebliebene [vom vielen Sterben," . . .

„Da iſt dies Etwas in mir — ich weiß nicht, was es iſt, aber [ich weiß, es iſt in mir." . . .

Dieſe Bruchſtücke aus dem gewaltigen Sang, genommen aus der prächtigen Übertragung der „Grashalme" von Wilhelm Schölermann, geben von dem Weſen Whitmanns doch einigermaßen ein deutliches Bild. Schölermann nennt ihn auch mit Recht und feinem Verſtändnis „den Dichter der Liebe". Eine ſo große Liebe zu allen nächſten und fernſten Dingen — eine ſo tiefgehende Verbrüderung mit dem Weſen der Schöpfung iſt kaum jemals von einem Dichter zum Ausdruck gebracht worden. Ich füge noch hinzu, bei dieſem Großen wie mit Heimatgefühlen verweilend und ihn für mich erkennend: Er war der größte Sänger einer ganz Schöpfungswillen gewordenen Menſchennatur.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Bruder Willram / oder „Der kaſtaliſche Quell . . .“

Kunſt in Klauſen / von Blaſius.

Kunſt in Klauſen! Klingt das nicht feſtlich und heiter — wie Muſik an einem blauen Sommerſonntag mit fliegenden Wimpeln und duftendem Tannengrün? Die kleine Eiſackſtadt, die jetzt die jüngſte aller Ausſtellungen beherbergt, iſt der richtige Ort für die Zuſammenkunft von Kunſtwerken, die — aus Sonnenſchein und Bergluft geboren — der dumpfen Hitze und dem Getümmel der großen Städte entfliehen möchten. Sommerfriſche für Gemälde . . .

Seit langem übt Klauſen und ſeine Umgebung einen mächtigen Reiz auf Maleraugen und Malerherzen. Die herbere Schönheit dieſer Gegend ſagt dem ſtrengeren Sinn beſſer zu als die vollendete Süße ſüdlicherer Striche — der milde Himmel mit Reben und Kaſtanien verlockt den Nordlandmüden mehr als die Fichtenwildnis höher gelegener Täler: ſo vereint es in ſeinem Bilde zweifachen Zauber und wirbt unter den Verehrern zweier Sonnen. So war ſchon, ehe dieſe Ausſtellung aufgetan wurde, des maleriſchen Schmuckes viel zu ſehen in Klauſen. Die „Künſtlerſtube" in Rauters Gaſthaus prangt mit Erinnerungen an Malergäſte — flüchtig hingeworfene Skizzen, aber auch manches gediegene Kunſtwerk von gefeierter Hand. Wer geblendet vom Weiß der Straße und der Helle des Julihimmels ſein Auge vorerſt an das Stubenlicht gewöhnen will, mag dort ein Glas trinken und ſeinen fernegewohnten Blick einſtellen für die Betrachtung kleiner Naturausſchnitte. Dann geht's in den 2. Stock. Dort iſt die Ausſtellung. In zwei Zimmern iſt ſie nicht ganz untergebracht, ihre Fülle quillt über: Stiegenhaus und Vorraum ſind erfüllt von Bildern — mehr als eine gute Arbeit iſt vor der Türe geblieben.

Gleich beim Eingang begrüßen uns die koſtbarſten Stücke der Ausſtellung. Albert Plattners Bauer mit Pfeife, ein unverzuckertes echtes Stück Leben — bewundernswert durch die feine Charakteriſtik des ruhigen, zugleich kraftvollen und ſinnigen Geſichtes. Plattner's Gabe: unbeirrt durch die konventionelle Bauern-Malerei der letzten Kunſtperioden, die Bauern und ihr Leben in einem eigenartigen Lichte zu ſehen und darzuſtellen, kommt in dieſem Bilde prächtig zur Geltung.

F. v. Ebners Ortlerlandschaft reiht sich würdig den bedeutsamen Arbeiten an, durch die die Kunst in den allerletzten Jahren sich in tieferem Sinne die Bergwelt erobert, indem sie auf „großartige" oder „liebliche" Vedutenbilder verzichtend, streng um die der Hochlandschaft eigenen Licht- und Farbenprobleme ringt. Das festlichhelle und doch zartverschleierte Kolorit dieses impressionistisch gesehenen Ferners dürfte kaum übertroffen werden können (während sein „Torbole" vielleicht in etwas allzu nordische Schleier gehüllt ist). Max Angerer, der uns von der vorjährigen Jubiläums-Ausstellung noch in guter Erinnerung ist, hat drei Stücke geschickt, die sich auf jeder Internationalen sehen lassen könnten. Seine Vorfrühlingslandschaft ist von seltener Kraft und Brillanz — vielleicht sind die blauen Töne auf der aperen Wiese etwas zu leichtherzig aufgesetzt — und doch: wenn wir lange genug hinsehen, möchten wir sie fast nicht missen. Sehr reichlich ist M. Ruppe vertreten, dessen Schaffen seit Jahren mit der Klausener Gegend verknüpft ist. Wenn dieser Künstler auch in vielen seiner Landschaften keine eigenartigen Töne anschlägt und — speziell in den Bildern aus dem Süden — die rechte Farbentiefe vermissen läßt, solche Bilder wie sein „Wintertag in Brixen", „Alte Häuser in Klausen" und vor allem das prächtige Aquarell „Schloß Gravötsch" in abendlicher Beleuchtung könnten überall als gediegenes Mittelgut mit Ehren bestehen.

Auch Frl. Wunder ist in ihrem emsigen Werben um die romantische Gegend von Gufidaun manches Bildchen geglückt, das von dem anspruchslosen Naturfreund dankbar begrüßt werden wird. Auf ihren „Geißlern bei Abenddämmerung" kommt ihre sehr weiche Vortragsart noch am günstigsten zur Verwertung. — In den Aquarellen von Klebelsberg und Schram (Brixener Schule) werden die Liebhaber des Eisacktales mit Freude ihre Lieblingsplätze erkennen; als beste Arbeit dieser Gruppe dürfte die Mühle von Fr. v. Klebelsberg zu nennen sein, die eine etwas kräftigere Pinselführung als die übrigen zeigt.

Köster, der längst berühmte Virtuose auf dem Thema: Enten, bringt sich auch als sehr geschmackvoller Landschafter in Er-

innerung. Sein Klausen im Frühling, Nordseeküste und vor allem sein Laubwald gehören zu den vornehmsten Piecen der Ausstellung. Mit einer liebenswürdigen Radierung „Mädchenkopf" macht er uns noch eine Extraüberraschung.

Mit Vergnügen entdecken wir die Werke Durst's: sein trotzig-süßes Eisacktaler Mädchen, das hoch über dem Genremäßigen stehend die strenge Schule des Porträtisten verrät, seine farbenkräftigen Blumen- und Fruchtstücke, ebenso willkommen wie das kleine Aquarell: Plose im Schnee. Nur schade, daß hier keine Gelegenheit geboten ist, ihn als den trefflichen Landschafter kennen zu lernen, den eine Sonderausstellung im Ferdinandeum vor kaum Jahresfrist so verheißungsvoll verriet.

In schier unerschöpflicher Fülle sehen wir die Schönheiten von Klausen und seiner Umgegend, mehr oder weniger eigenartig geschaut, hier wiedergegeben. Darunter sind die beiden delikaten Bilder von Herrmann „Armenhaus" und „Mädchen beim Armenhaus" unbedingt an erster Stelle zu nennen. Auch die Timmebachschlucht von Gebhart (†) ist von starkem echtem Stimmungsgehalt, wenn uns auch der sehr gedämpfte Atelier-Ton dieses Bildes etwas fremd und altertümlich anmutet. Ebenso folgen die — nicht sehr temperamentvollen — Häuserstudien von Wimmer und Wiese in anspruchsloser Weise einer beliebten Tradition. Aus dem Nachlasse des auf Burg Neideck verstorbenen Müller-Coburg stammt, nebst andrem weniger gut Ausgewähltem: der Goldsucher, eine bewundernswerte Leistung, welche trotz ihres skizzenartigen Charakters einen beinahe tragischen Eindruck vermittelt. Unter den — durchwegs guten — Arbeiten von M. Rettich fällt besonders das kleine Säben-Bild durch die phrasenlose Behandlung des oft verwendeten Themas auf.

Höger-Wien hat mehrere köstliche Stücke geschickt: „Weintrinker", ein Bild von wohlig beschaulichem Reiz, das nur eine etwas herzhaftere Modellierung der Hände wünschen ließe, „Mädchen am Fenster" und „Lilien". Der sympathische Genremaler Kleehas ist durch eine allerliebste junge Dirn vertreten.

Auch v. Felgels interessante kleine Aquarelle, die flotten Seebilder von Schwarz, eine warmempfundene Landschaft von Bock-Pasing und nicht zuletzt die prächtige Radierung von Schmutzer (Klostersuppe) sollen noch rühmend erwähnt werden, bevor wir den Besucher vor das Prachtstück der Ausstellung, Egger-Lienz: Maisklauberin, führen. Ganz abgesehen von seinen eminenten malerischen Qualitäten liegt in diesem einfachen Motiv so viel sinnbildlicher Gehalt, daß wir unwillkürlich an Millets „Ährenleserinnen" erinnert werden.

Zu guter letzt sei auch noch der Plastik mit einem Worte gedacht, wobei Gallmetzers Entwurf zu einem Speckbacher-Denkmal die meiste Beachtung verdient. Es sind Figuren von überzeugender Lebenswahrheit, doch steht das betont Monumentale der Hauptgestalt etwas im Gegensatz zu der realistischen Bewegtheit der Sockelfiguren. Kleine gute Arbeiten in Holz stammen von Schieder und Penz (Pietà).

Einen Vorzug hat diese Ausstellung ohne Zweifel vor den Monstre-Veranstaltungen der großen Kunstmärkte (abgesehen von ihrer Beschränkung und der dadurch bedingten schätzenswerten Einheitlichkeit); daß sie nicht wie jene mit den in ihr aufgestapelten Schönheitswerten in grellem Gegensatz steht zu ihrer Umgebung — wie grotesk mutet es an, in einer unerbittlich-nutzhaften Großstadt Riesenhallen mit geronnenen Trunkenheiten, farbegewordener Sehnsucht nach Meer und Fernern zu sehen, — wie harmonisch und selbstverständlich fügt sich dagegen die „Kunst in Klausen" in ihren von Natur und Menschenwerk geschmückten Rahmen! Freilich bedeutet dieser Vorzug gleichzeitig auch einen Nachteil, denn in dem Bildersaal der Städte legt der nicht rein künstlerisch Wertende seine Liebe zu der dargestellten Natur seiner Anerkennung für das Können des Malers zu, hier aber drängt sich noch der achtenswertesten Leistung der aussichtslose Wettkampf mit dem unerreichbaren Vorbild unmittelbar auf.

WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.

Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.

Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Aïda. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.

Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

„Kunst in Klausen"

Ausstellung von Werken bildender Kunst

veranstaltet von den heimischen Künstlern und den Künstlergästen des Malerstädtchens

Klausen am Eisack, Tirol.

Geöffnet vom 15. Juli bis Ende September.

Besuchsstunden: 8—12 vorm., 2—6 nachm.

Eintritt: 50 h.

Gute Bücher aus dem Verlage

R. Piper & Co., München

J. J. David, Gesammelte Werke.
Herausgegeben von Ernst Heilborn und Erich Schmidt.
7 Bände. Vornehm gebunden je M 6.—

— Der Übergang. Ein Wiener Roman.
Volksausgabe. 3. Auflage. Geheftet M 1.80. geb. M 2.80.

Anatole France, Thais. Roman.
Deutsch von Felix Vogt. Geh. M 3.—, eleg. geb. M 5.—.
Ein farbenprächtiges Bild der antiken Kultur.

— Auf dem weißen Felsen.
Deutsch v. Gertrud Piper. Geh. M 3.—, el. geb. M 4.50.
Dieses Werk bietet eine Fülle geistvoller Dialoge und Novellen.

Das Tier in der Kunst von Reinhard Piper.
Mit 130 Abbildungen, darunter ganzseitigen. Geheftet M 1.80, gebunden M. 2.80.
Ein Schatz für jeden Kunst- und Tierfreund.

Sittliche oder unsittliche Kunst
von Dr. E. W. Bredt, Kustos an der Kgl. Graphischen Sammlung in München
Mit 60 Bildern. Geheftet M 1.80, gebunden M 2.80.
Nicht die Kunst ist zu reformieren, sondern der Kunstbetrachter, er muß sehen, muß unterscheiden lernen. Dies lehrt ihn Bredt an der Hand eines reichen Anschauungsmaterials aus der Kunst aller Zeiten.

Walther Ziersch, Zwei Brüder. Roman.
Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M 7.—.
Der Roman spielt im rheinischen Industriebezirk. Sein Thema ist der Kampf zweier feindlichen Temperamente, des rücksichtslosen Tatmenschen mit dem Idealisten.

— Wider die Welt. Roman.
Geheftet M 4.—, elegant gebunden M 5.50.
„Es hieße dem Buche Unrecht tun, wollte man versuchen, mit ungenügenden Worten allen Reichtum des Geschehens nachzuerzählen. Das ist ein starkes und tapferes Buch . . . . (Ludwig Ganghofer in den Münch. N. N.)

Margarete Siebert, Aus dem Leben des jungen Martin Wigelandt. Roman.
Geheftet M 2.40, elegant gebunden M. 3.60.
„Ein sehr herzliches und menschlich reiches Buch." (Neue Freie Presse)

— Rahel Hake. Roman.
Geheftet M 5.—, elegant gebunden M 7.—.
Rahel Hake rettet sich aus einer verzehrenden Liebe zu einem haltlos schwelgenden Manne, indem sie einem ganz anders Gearteten folgt, der in begrenzter Wirksamkeit unbeirrbar tätig ist.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 7.

Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her I. / Hugo Neugebauer: Sonette / Bernhard Jülg: Vorfrühling der Liebe / Franz Schomann (†): Habsburg (Schluß) / Carl Dallago: Epistel an einen Mönch / Max von Esterle: Karikaturenfolge VII (Karl Domanig) / Fortunat: „Welsche Empfindlichkeit".

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

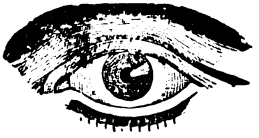
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Sept. 1910. Heft 7.

Sämereien vom Gebirge her I. / von Carl Dallago.

Dieſe Aphorismen-Folge, die hier in Fortſetzungen erſcheint, bildet das 14. Kapitel eines neuen, noch unveröffentlichten Werkes von Carl Dallago: „Das Buch der Unſicherheiten".

Dezemberanfang. Die Tage ſind blau und wolkenlos. In der Frühe klirrt leiſe der Froſt. Aber wenn die Sonne kommt, öffnen die Hänge wieder ihre Poren und die Erde wird weich und bröckelig. Nur in Schattenritzen klebt an den Raſenbüſcheln der Reif und macht ſie ſtarr und ungefügig. Der Schnee auf den Bergen iſt wieder zurückgegangen, nur die hochgelegenen Grate und Gipfel tragen Schneefelder, davon noch immer tagsüber die Sonne wegnimmt. Aber Hang und Hügel ſind bleich und farblos, am Fuße geändert von ſilbergrünen Olivenſtänden. Und da und dort wie Inſeln ein Streifen Immergrün: Steineichen, Lorbeer und ſchlanke Zipreſſen gleich dunklen Maſten.

Ich wohne bei den Meinen nahe der Stadt und gehe jeden Morgen mit Sonnenaufgang hinaus und durchwandere mit der Sonne die Hänge. Dann ſchaue ich nach dem See, der blendend blitzt und deſſen feuchter Atem herüberſpielt in das bleiche Gelände. Um die Stadt hängt zumeiſt ein bläuliches Gewebe von Rauch. Und ich blicke zu den Höhen empor und juble der Bläue zu, die über die Wellenlinien der Kämme und Grate und Gipfel hinfließt ſo gleichmütig, verſonnt und endlos.

Des Nachmittags eile ich den Monte Brione hinauf, wo die Sonne am längsten weilt, und lege mich neben einen Olivenstamm, ringsum von der Sonne umflossen. Ueber mir die luftige Krone mit den federnden Zweigen und den kleinen dunklen Früchten, die im silbernen Laube hängen wie schwarze Tropfen. Ihre Ernte hat schon begonnen. Um mich von den Hängen nieder blühen die Gesänge der Olivenleser. Ich fühle, wie ich hinhorche und mich dabei dehne auf dem Rasenboden, die ganze Sonne im Gesicht, und immer ruhiger werde und hinhorchender. Zuletzt liege ich da, wie ein Fluß, der lautlos dahinfließt und wellenlos, ganz eingefügt der Landschaft um mich. Doch dann kommt es wieder so, daß es in mir wellenartig aufschäumt, wenn das Gefühl wie über Hemmnisse über Gedanken und Erinnerungen wallt.

Indem ich Tag für Tag ähnliches erlebe, versuche ich die Gedanken festzuhalten, um sie säen zu können als ein Gewachsenes, von den Bergen her.

*

Erst das Irrewerden an Festem — an Festgelegtem — am Bestehenden bringt Gefallen an allen Möglichkeiten. Vielleicht wird man so erst jung und reich und wohlgeraten und schaut überall Neues — Seltsames — Verführerisches.

*

Alle Wissenschaft, alles Wissen überhaupt, erbringt erst seinen höheren Wert durch das Auffinden neuer Dunkel. Alles wahre Wissen macht bescheiden, still, untertan einem Höheren. So lange es herrschend auftritt und alles für erklärbar hält, ist es immer noch roh — noch unwissend.

*

Leben: jedem Augenblick dankbar sein und dankbar bleiben in der Erinnerung.

*

Freudvolle Wahrnehmung: Ach die Natur ist so mannigfaltig und unverwüstlich und durchbricht immer wieder die festgelegten Absichten der Menschen!

*

Wenn man als Menſch einmal Natur zu ſein beginnt, erfährt man bald, daß das Geſchlechtliche — alſo auch das Geſchlechtsfreie — ſeine Satzung in Seele, Geiſt und Gemüt, in all unſer Tun und Laſſen unwiderlegbar hineinſchreibt. Aber dieſes ſeltne Wenn! — —

*

Hohe Betätigung: Mitwirken, dem Menſchen die Natur zu wahren — zu retten vor den Einrichtungen und Beſchlüſſen der Menſchen.

*

Wie ich es fühle: das Brunſtmotiv als Verſchenkungsmotiv — als Hang zum Sich-Ausſchenken. Die machtvollſte Form dieſes Sich-Ausſchenkens iſt für den jugendlichen ungeläuterten Menſchen immer noch der Begattungsakt. Er trägt alle Ethik in ſich, indem er es unmöglich macht, ſich dort auszuſchenken, wo wir nicht lieben. — Auch das mütterliche Stillungsmotiv iſt ein Brunſtmotiv — iſt ein Verſchenkungsmotiv.

*

Nicht die Erkenntnis bringt Sicherheit. Im Gegenteil: ſobald etwas Erkenntnis wird, betritt es die Sphäre der Unſicherheiten, indem kein Erkennen ein Zuende-Erkennen iſt, — indem es aus der Gefühlsſphäre, die an ſich ſicherſte Realität iſt, heraustritt. Folgerung: Handlungen der Sicherheit ſind zumeiſt Handlungen der Blindheit. Tatmenſchen ſind keine Menſchen der Erkenntnis. Erkenntniſſe heben eher in der Folge Taten auf. Staunend und ergriffen finde ich ein Verwandtes in Byrons „Manfred": „Wer am meiſten kennt, beklagt am tiefſten die unſel'ge Wahrheit, daß der Erkenntnisbaum nicht Lebensbaum iſt."

*

Unmögliches Erdenmenſchentum: Seele ohne den Leib haben wollen, ohne Leiblichkeit Seele entfalten wollen.

*

Das Flammenwogen in mir muß ſich lauter lecken: nur ſo ſich wandeln alle Brunſt. — Man muß ſich ſelber lauter brennen: nur dieſe Reinheit taugt. — Wo Inbrunſt iſt, muß Brunſt geweſen ſein: Alle Inbrunſt iſt nur Seele gewordene Brunſt.

Dem Grenzenlosen bleibe ich vermählt im Vergehen. Im Werden ist das Grenzenlose aber die Liebe.

*

Liebe: vielleicht Lebenshunger; zuletzt Hunger Gottes.

*

Für Künstler: Der Quell der Fruchtbarkeit ist Liebe, aber sie ist das Subjektivste.

*

Das Gesetz zerstört die Liebe. Gut: zerstören wir das Gesetz.

*

Mein Glaube an die Menschennatur verlangt: Man muß sich mit dem tiefsten Dunkel in sich ans grellste Licht wagen, — dem tiefsten Dunkel in sich am meisten untertan sein.

*

Wie einsam ist der Mensch! Was heißt das anders als: Wie ist alles Gemeinsame — alles Anerzogene — alles Gang und Gäbe so wenig entsprechend für die Menschennatur — für die Menschenseele; wie drängt dies alles sie erst in Vereinsamung! Welch grandiose Gemeinsamkeit als Gegensatz in der Brunst, die doch erst eine Triebzeit ist — ein Brausezustand — ein Eröffnungsrausch.

*

Die Herrschaft der Kirche gründet sich darauf, daß sie eigentlich alles Tun zuläßt — die ganze Menschennatur zuläßt, aber nur unter dem Vorbehalt der Sünde. Es sagt: unter dem Vorbehalt des Sich-Einschüren-Lassens in ihr Joch, das sie süß und verlockend auszumalen weiß. So hat sie sich auch den Begriff Mutter zugelegt, den ewig heiligsten Begriff der Menschennatur und der Natur überhaupt — den Begriff größter Geborgenheit. Der ganze Wesensbau der Kirche ist wirklich von psychologisch feinster Gestaltung und sollte ein Machtvolles sein, für ewigen Zeitbestand Gewähr versprechend. Denn sie hat Ewiges sich untertan gedacht — ein Ewig-Notwendiges. Versteht man: sie hat die Menschennatur sich untertan gedacht — die ganze Menschennatur und damit alles:

Weltall — Gott. Es liegt tiefer Wille zur Macht in dem Sinne der Kirche; es ermöglicht ihre Heiligen erst der Begriff von Sünde.

*

Eine Abschwächung des Sündenbegriffes schwächt auch die Macht der Kirche; seine Vernichtung vernichtet auch ihre Macht. Wo man, von dem Begriff Sünde befreit, lebt, wandelt man auch befreit von den Banden der Kirche.

*

Wir haben unser Ziel auf Gott gestellt. Es sagt: Wir haben uns den Rätselhaftigkeiten und Wundern rings anheim gegeben. — Dein Ziel ist göttlich — ist Gott: darum nicht wahrnehmbar, — darum nicht Ziel.

*

Alles Leben ist ein Geben und Nehmen wie alles in der Natur — wie die Natur selbst. Alles Tun — jede Tat ist ein Geben und Nehmen.

*

Wenn etwas zum Gesetz gemacht wird, wird es verdorben. Ausgezeichnetes sollte man nie gesetzlich festlegen.

*

Sinn der Sünde: Die Sünde gedacht als Erwecker höchster seelischer Ergriffenheit, als Reaktion der Stillung der Lüste.

*

Vorbedingung für besseres Tun: Nicht die Massen für sich gewinnen wollen.

*

Es ist falsch: Tier für Dirne setzen; es sind zwei völlig verschiedene Begriffe, beinahe entgegengesetzte. Es ist wahr: der Mensch steht überm Tier, aber hier steht das Tier weit überm Menschen. Wieder ein Beleg dafür: je höher etwas steht, desto tiefer sein Fall, falls es verkommt. Dies angewandt auf Volk, Nation, Rasse, gäbe zu denken, — gäbe der germanischen Rasse zu denken. Ein verkommener Gott — ein Teufel.

*

Der Ehering redet: du hast mich, du kommst nicht mehr los! oder: Du hast mich genommen, nun mußt du mir auch etwas bieten. — Und diese Ringe trägt man aus Gold und verziert sie mit

edlen Steinen. O wenn man einen Kiesel in Eisen fassen würde, und ein Mädchen gäbe ihn mir als Symbol ihrer Hingabe, ihrer Unterwürfigkeit, ich trüge ihn als Talisman bis an mein Ende.

*

Herrschen durch Unterwerfung: Die Natur des Weibes wird demütig und unterwürfig, wo sie liebt. Und ist es nicht höchstes Herrschen, seine Natur ausbreiten und entfalten zu können? —

*

Dem Herkommen sich ergeben, wird der Menschennatur zum Fluche.

*

Alle Berechnung in allen rein menschlichen und künstlerischen Dingen ist zuletzt Verrechnung.

*

Herrschen ist Arbeit. Dazu taugt doch der Mann mehr als das Weib. Zuviele Arbeit verunschönt jedes Weib — ebenso zu vieles Herrschen. Auch in der Ehe obliegt die Hauptarbeit, — das Herrschen, dem Manne der Natur der Dinge nach. Hier eingesetzt ergibt sich als wenig tauglich für die Ehe der Künstler, der Dichter — als Musensohn, als Anhänger des Müßiggangs — als Nachhänger des Müßigen.

*

Ich mache die Menschenqualität von der seelischen Heizbarkeit abhängig.

*

Vom Norden kommt die Kraft und findet Form im Süden: es verlegt vielleicht die besten Erwartungen dorthin, wo Norden und Süden ein Vereintes sind.

*

Alle Kultur ist nur ein Ausbauen des Gebens der Natur.

*

Ein Seltenstes: Ein Mensch unter den Menschen.

*

Gottesdienst: Ein Ausbauen der Menschennatur in Andacht und Liebe.

*

Der Geiſt baut den Körper auf: Ja in dem Sinne, daß der Geiſt der Eltern den Körper der Kinder bauen hilft. Hier entſteht vielleicht Aufſchluß: Warum geniale Männer-Schaffende oft minderwertige Sproſſen haben. Es liegt vielleicht ſo: Fülle und Müdigkeit führen den Mann zum Weibe. Die großen Schaffenden aber geben zumeiſt die Fülle dem Schaffen, dann verbleibt dem Weibe oft nur Müdigkeit: — die Flut dem Schaffen, die Ebbe dem Weibe.

*

Glaube, Vertrauen, auch Liebe ſind ſo gut Realitäten wie ein Haus, ein Berg, eine Waldung: ſie nehmen in unſerer Seele einen beſtimmten Platz ein, der wiederum weiter unſer Tun beſtimmt. Alle Vorgänge des Leibes und der Seele müſſen damit rechnen. — Und es wäre vielleicht Gott, was ſo ein Haus des Vertrauens — des Glaubens — der Liebe am machtvollſten, am herrlichſten bewohnt? —

*

Vielleicht ſind die einzig feſtſtehenden Realitäten die Realitäten des Gefühls. Danach wäre Kunſt höchſte Wirklichkeit.

*

Eine Künſtlerauffaſſung: Es gibt Tiefenzuſtände der Seele, — Zuſtände völliger Verlorenheit, die ungeheuer verbrauchend wirken. Das Weib, gedacht als Zurückruf aus ſolchem Zuſtand, — als Vertreterin und Verkörperin greifbarer Wirklichkeiten. Danach zu ermitteln die geeignete Beſchaffenheit des Weibes für Künſtler.

*

Der echte Künſtler ſteht zu ſeinem Schaffen im Verhältnis der großen Liebe. Wie ſollen nun Menſchen Künſtler ſein, die dieſe Liebe nicht aufbringen können? —

*

Die Kunſt ſcheint wie ein großes Ungeheuer, das einen ganz nach ſich zieht — ganz in ſich hinein zieht, darin man gibt und gibt, bis man nicht mehr geben kann, weil die Kraft in irgend einer Weiſe verbraucht iſt. Aber dann bleibt in unſrem Schaffen (dauernder und leuchtender als wir in Körperlichkeit es lebten) zurück unſer wonniges, ſchmerzliches Lieben, — das liebe wehe Leben.

Sonette / von Hugo Neugebauer.

Aus einer zyklischen Dichtung „Das Diadem der Melitta".

I.

Hoch über mir der Wolken Phantasei,
des Himmels zorngesträubte Augenbrau,
vor mir das Licht des Tages nebelgrau,
tief unter mir des Meeres schweres Blei.

In meines Lebens banger Wüstenei,
darob sich wölbt des Schicksalshimmels Bau,
der eherne, die Seele einer Frau,
weit hinter ihr der meinen stummer Schrei.

Da wird ein Wunder: Durch die Wolken bricht
verborgner Sonne satter Strahlenpinsel;
tief eingetaucht in nie getrübtes Licht

malt er auf Bleies galliges Gerinnsel
das honigsüße, silberne Gesicht
von meines Herzens todversunkner Insel.

II.

Die heil'ge Biene, abgeirrt vom Schwarme
der Schwestern an des Himmelsbaumes Aste,
die von der Sphären Schicksalssturm erfaßte,
herabgestürzte zu der Erde Harme,

in einem ird'schen Baume weilt' zu Gaste
die Göttliche erniedrigt und der arme
Sprößling der Erde hüllt' um sie das warme
belebende Geweb aus zartem Baste.

Da ward sie schläfrig von dem süßen Mohne
auf dämmernden Altären der Demeter
und sank im Traum zur dunklen Persephone.

Nun iſt verarmt die Erde wie der Äther
und überreich die unſichtbare Zone,
die innerſte der ſtillen, bleichen Beter.

III.

In dunkler Pracht erſtrahlt die ſtäte Stunde
der Ewigkeit, ſeit du der Sonn' entzogen
dein Auge haſt und deiner Braue Bogen
und Tod das Lächeln dir gepflückt vom Munde.

Die müden Bienen ſind zurückgeflogen
ins ſtille Haus und ſpeichern tief im Grunde
den dunklen Honig in des Herzens Wunde,
den ſie aus deiner lichten Blüte ſogen.

Nun ſieht mein äuß'res Auge ohne Grauen
in lange Winter und verblaßte Sonnen,
indes die ruheloſen Bienen bauen

duftende Zellen für die Honigbronnen,
darin mein innr'es Aug ſich freut zu ſchauen
dein ewig Bild, von Träumen überſponnen.

IV.

So ſchlummern in des heil'gen Lotos Samen
der künft'gen Pflanze unerſchloſſne Züge,
ſo iſt es meinem Geiſte auch, als füge
ſich aller Zukunft Bild zu deinem Namen.

Durch ihn erklärte ich die dunklen Flüge
der Vögel, die, mein Schickſal kündend, kamen,
er iſt mir Ave im Gebet und Amen
und ſanfte Ruh und ſelige Genüge.

In ihm vermählt der erzne Klang der Lethe
ſich mit dem Silberton der Aganippe,
des Morgens Frühe mit des Abends Späte,

und ſchmerzlos erntet nun des Herbſtes Hippe
den Schwall der Blüten, die der Frühling ſäte:
Tod küßt das Leben liebend Lipp an Lippe.

Vorfrühling der Liebe / von Bernhard Jülg.

An einem blauen warmen Februarnachmittag, da draußen im Koloßeum die Veilchen zu ſprießen und auf dem Palatin die Mandelbäume zu blühen begannen, glich der Monte Giordano einem großen ſummenden Bienenkorb oder einem ungeheueren Haufen grauer Schwalbenneſter, aus denen Zwitſchern und Jubel ohne Ende aufſteigt. Und überall, wohin ſie nur konnten, in die ſchwärzeſten Winkel hinein, fielen weiße, weiße Sonnenſtrahlen.

Die hübſchen Büglerinnen und kleinen Näherinnen arbeiteten bei offenen Fenſtern ſchwätzend und ſingend, und aus der Höhe ihres vierten Stockes ſchauten die Studenten auf ſie herunter und winkten und zielten mit Zigaretten und Veilchenſträußen, worauf jedesmal Empörung und Gekreiſche und unauslöſchliches Kichern folgte. Auf einmal mahnte eine junge, drollig ernſte Stimme von oben: „Meine Damen, wir bitten um Ruhe! Wir müſſen ſtudieren!“ Darauf ein Augenblick verblüffter Stille, dann aber lachte, pfiff und klatſchte alles wild und übermütig durcheinander. Eben begann eine große Drehorgel den unvermeidlichen Walzer: „Quand l'amour meurt.“

* * *

Bianca aber ſaß an ihrem Fenſter und lachte nicht; hie und da lächelte ſie ein wenig, beinahe wehmütig, beinahe ſpöttiſch. Sie hielt eine wundervolle Spitze in ihren zarten Fingern, aber ſie

arbeitete nicht. Sie war in dieſer Frühlingsluft ſo müd. Der Jubel ringsumher riß ſie nicht mit. Aber es erwachte die Sehnſucht in ihr, auch ſo dumm und ſo lachfroh ſein zu können. Sie war jung und unerfahren. Aber ſie litt an einem Herzen, das alt und geprüft hätte ſein können. Sie hatte eine einſame Seele. Sie hatte Augen, die wußten, ohne geſehen zu haben. Sie hatte zwei große, ſehende, dunkelgrüne Augen in einem weißen Geſichtchen unter ſchweren, ſchwarzen Haaren.

„Meine Damen, wir bitten um Ruhe, wir müſſen ſtudieren.“ Sie mußte lächeln. Da ſaßen drei oder vier herzige Jungen zuſammen und ſtudierten natürlich nicht. Sie waren ſo luſtig, weil ihnen ein paar erborgte Groſchen in der Taſche klimperten oder weil ſie alle miteinander ausgerechnet nichts hatten und neue Liſten gegen Mütter und Tanten erſinnen mußten.

Der, welcher ſo heruntergerufen hatte, ſtand oben am Fenſter gegenüber und warf ihr eine Kußhand zu.

Bianca tat, als ſähe ſie ihn nicht. Aber ſie kannte ſein liebes blühendes Geſicht mit den roten lachenden Lippen und den verliebten Augen unter dem hellbraunen Haarbüſchel.

Sie lehnte ſich zurück, um ihn unbemerkt anſehen zu können. Sie dachte: „Alſo — ich würde ihn ermutigen, durch irgend etwas. Gleich würde er zu ſeinen Kameraden hineinlaufen und beraten, was nun zu tun ſei. Ich höre ihr unterdrücktes Lachen. Morgen bekomme ich einen Brief: „Königin meines Herzens“ — Dann . . Oder, er ſagt es niemandem. Er malt ſich eine Liebe für dieſen Frühling aus und denkt an Nachmittage in Frascati und in Albano mit mir. Heute abends wirft er mir heimlich einen großen Veilchenſtrauß herein und darin ſteckt ein kleiner zarter Brief: Komm an die nächſte Ecke, ich warte auf Dich. Und ich denke an nichts und will an nichts denken und gehe hinunter. Er faßt mich feſter unter ſeinen Arm und flüſtert mir mit heißem Atem heiße, ſüße Worte zu. Ich gehe ganz ſicher und ruhig, eng an ſeiner Seite, wie in einem glücklichen Traum. Und weiß, daß es ein Traum iſt. Er aber, in ſeiner blonden, weiß- und roten Jugend weiß es nicht. Vielleicht

nicht . . . Ein anderes Mal würde ich ihn bitten, mich nachmittags an die Sonne zu fahren, in die Campagna oder zum Monte sacro. Ich liege mit halbgeschlossenen Augen im Wagen, wie es die schönen Engländerinnen tun . . . die Luft ist ganz ruhig und warm . . . es kommt eine sanfte Schlummermüdigkeit über uns. Wir fahren ganz langsam. — Gegen Abend, auf dem Rückweg, würde er ganz leise, mit erstickter Stimme in mein Ohr sagen: „heute Nacht". . ."

Da stand Bianca hastig auf und ging ein paar Mal hochrot und verwirrt durchs Zimmer. Sie sah im Spiegel ihre großen leuchtenden Augen und blickte lange hinein. Dann setzte sie sich seufzend ans Fenster und begann langsam, langsam zu arbeiten. Und ohne es zu wollen, ohne es zu merken, träumte sie weiter und webte in die wunderschöne Spitze süße Dinge hinein.

So verrann ihr der Nachmittag.

In Rom sinkt der Abend wie blaue Schleier, wie blaue Edelsteine, wie blaue Seide auf die Erde. Bianca ließ die Hände sinken. Die Kirchenglocken begannen zu läuten. Eine Schar heimkehrender Arbeiter zog singend unten vorbei. Vor ihrem Fenster flammte ein Straßenlicht auf und warf seinen Schein auf sie und in ihr Zimmer hinein.

Oben am Fenster stand der blonde Junge und sah zu ihr herunter.

Bianca trank dies alles wie etwas Süßes zum ersten Mal in ihrem Leben und freute sich daran und glaubte auf dem Wege zu sein, eine andere, leichtere, glücklichere Bianca zu werden. Und auch darüber war sie froh.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie erhob ihre Augen zu ihm und ihre Lippen öffneten sich langsam im werbenden Lächeln wie eine rote, perlenschimmernde Rose.

* * *

Francesco Conti war schon oft verliebt gewesen, und die tollen Jahre in Neapel, bevor er nach Rom gekommen, gehörten zu seinen liebsten Erinnerungen. Aber hier floß das Leben langsamer. Und er hatte

ſchon zu viele Abenteuer erlebt, um ſich an kleinen Streichen zu erfreuen. Er wurde in Rom unter den uralten, verfallenen Sachen ein wenig träge.

Manchmal, den Mädchen gegenüber, tat er, als ob er alt ſei und ſich nur mehr nach einer blaßblauen Liebe ſehne. Aber gerade darin zeigte ſich, wie jung er war: er glich einem Kinde, das den Großen ſpielen will. Alle durchſchauten ihn und lachten, bis er dann mit- und ſich ſelbſt auslachte.

Er war im Grunde einfach und gut und liebte verwickelte Gefühle nicht. Viele Monate im Jahre lebte er in Caſerta auf den Gütern ſeines Vaters und verkehrte nur mit Hirten und Bauern. Davon brachte er ſeine friſche Natürlichkeit in die Stadt, und ſeine Augen hatten einen grünlichen Schimmer, als ſpiegelten ſich noch immer die Felder in ihnen.

Als er Biancas zartes Lächeln ſah, ſagte er ſich, daß er eine blaßblaue Liebe für dieſen Frühling gefunden, und dachte an Nachmittage in Frascati und Albano mit ihr. Er nahm ſeinen Hut und Mantel, ſtieg hinunter auf die Straße und blieb vor ihrem Fenſter einen Augenblick ſtehen. Dann pfiff er, leiſe; wie man einen Kameraden herunterpfeift. . . Er hatte Glück.

Wie ein Vogelruf, wie etwas unendlich Luſtiges und Lebensfreudiges kam ihr dies Pfeifen vor. Sie hatte es oft gehört, wenn ihn ſeine Freunde abends herunterriefen. Dann waren ſie immer lachend fortgegangen. Wohin? Unerfahrene, junge Mädchen denken da immer an unerhörte Freuden und berauſchende Luſtbarkeiten. Sie denken immer mit einem kleinen Schaudern und einer kleinen Sehnſucht daran.

Eine übermütige Freude erfaßte Bianca, als ſie ihn pfeifen hörte. Sie kannte ſich nicht mehr und war froh darüber. Der Traum begann. Sie ging der Jugend, ſie ging etwas Göttlichem entgegen. In fliegender Haſt knüpfte ſie ihren Hut feſt und ſchlüpfte zur Türe hinaus.

Aber als ſie die Stiegen hinabging, wurden ihr die Kniegelenke weich vor Erregung. Das Blut ſchoß ihr in die Schläfen, daß ſie hämmerten . . daß ſie hämmerten . . .

Sie wußte nicht, wie sie auf die Straße gekommen. Er stand unter der nächsten Laterne. Sie versuchte auf ihn zuzugehen . . . In der ersten Verlegenheit taten sie beinahe, als ob diese zusammengepfiffene Begegnung zufällig wäre. Aber Conti war viel zu erfahren, um nicht darüber hinwegzukommen. Und Bianca erholte sich bald und lächelte und sprach ganz ruhig und sicher. Es war ein Traum, aber sie wußte, daß sie träumte.

Nach einer halben Stunde saßen sie im Theater. Man gab Cyrano de Bergerac.

* * *

Rostand's entzückende Romantik paßte wundervoll in Bianca's Traum von der Jugend. Ihr war, als atme sie in einer andern Luft, in einem schimmernden Licht, das sie in Strahlen hüllte. Sie fühlte sich glücklich. Und er — Francesco — war in seinen besten Stunden. Er wurde nicht müde, sich diesen Cyrano immer wieder anzuhören, der seine schönsten und frischesten Eigenschaften erweckte. Seine frühreifen Knabenjahre stiegen vor ihm auf und er erzählte Bianca davon, leuchtenden Auges, mit geröteten Wangen, in glühender Beredsamkeit:

„In St. Maria di Capua, als wir noch Gymnasiasten waren, gründeten wir eine Schauspielertruppe. Wir spielten alles, von der hohen Tragödie bis zur unsinnigsten Posse — in einer elenden Bretterbude. Oh, ich habe damals wirkliche Tränen geweint und echte Liebesschwüre geschworen vor diesem stockdunklen Zuschauerraum voll von johlenden Straßenjungen. Diese Erfolge berauschten uns wie Feuerwein. Einmal, als der Vorhang gefallen war, — draußen tobten und brüllten sie wie wahnsinnig, — war keiner von uns im Stande, hinauszugehen; wir mußten weinen wie die Kinder und umarmten uns schluchzend . . . Warum hätten wir für einen Abend nicht das große Theater mieten sollen?

Wir waren so siegesbewußt. Alles war überfüllt, ein prachtvolles Haus! Ich gehe hinaus und sage die ersten Worte. Da kommt es irgendwoher aus dem schwarzen Loch — langgedehnt —

ein Pfiff. Und dann noch einer, aus einer andern Gegend. In meiner Wut schreie ich: Ruhe! Es antwortet ein Hohngelächter. Da stürzen im ersten Entsetzen meine Kameraden auf die Bühne. Auf das hin geht es unten los. Es war ein Höllenlärm. Es war eine Verschwörung. Es fliegen Geschosse als da sind: Äpfel, faule Eier. Doch wir nicht faul, schleudern alles zurück — auf diesen Hut, auf diese Glatze, auf diese Perrücke. Empörung, Wutschreie, Wehrufe — wir geben den Kampf auf und laufen zur Hintertür hinaus.

Wir waren auf drei Tage nicht zu finden. Am vierten Tage gaben wir eine Galavorstellung in unserer alten Bude. Aber die Geschäfte gingen schlecht. Wir mußten in einer niedrigen Dachkammer wohnen und frieren und Kartoffeln essen, die wir uns selber brieten. Trotzdem hatte jeder von uns seine Angebetete, und wir rauchten oft zu dritt eine Zigarette und liehen sie einer dem andern, wenn wir unter ihren Fenstern waren, um elegant wie Stutzer vorübergehen zu können. Und erst die Serenaden . . ."

Wie beseligt hörte Bianca zu. Und wenn sich dann der Vorhang wieder hob, so war es ihr, als ob Cyrano's Geist, Christians treuherzige Einfalt und die Gascogner Kadetten, all dieses echte Lachen und diese wahren Tränen in das Bild dessen zusammenflößen, der ihr eben so selig zugesprochen und nun voll Andacht neben ihr lauschte. Und sie war wunderschön, wie sie so dasaß, die Purpurlippen halb geöffnet, als ob sie diese Flut von Lebensfrische, die auf sie eindrang, trinken wollte. Es gab nichts, das sie ihrem Freunde in diesem Augenblicke versagt hätte.

Nicht so auf dem Nachhauseweg. Sie hörte wohl entzückt auf seine heißen Worte, aber sie wußte zu genau, daß es nur ein Traum war, um ihr Köpfchen nicht beisammenhalten zu können. Es war wie im leichten Morgenschlaf, da der Wille schon stark genug ist, den glücklichen Traum zu lenken.

„Roxane", sagte sie und lächelte mit schimmernden Zähnen: „Roxane war eine Pretiöse."

Und schlüpfte in die Haustüre. (Schluß folgt.)

Habsburg / von Franz Schamann.

Ein ſzeniſcher Prolog. (Schluß.)

II.

Der Wächter: (in einem Erker des Bergfrieds bläſt den Morgengruß.)

Die Schlafenden: (recken und ſtrecken ſich.)

Die Weiber: (kommen mit ihren Männern zurück.)

1. Weib: (kommt mit dem 1. Kriegsknecht.) Leg' dich noch a bißl hin, Xaverle, wenn du noch ſo müd biſt, armer Kerl.

2. Kriegsknecht: (hänſelnd) He he, morgen wird ſie dich als Leich' bringen.

Weib: Halt dein loſes Maul, Kerl . . . So, Xaverle, leg dich nur hübſch nieder.

1. Kriegsknecht: (legt ſich nieder.)

Weib: Ich will dir gleich a ſtark's Süpple machen, daß du nit ganz von Kräften kommſt.

1. Kriegsknecht: (beſieht ſich den blankpolierten Helm.)

Weib: No no, Xaverle, mußt nit Angſt haben . . . ſchauſt ja ſo gut aus; ah (küßt ihn) So ſchön warſt ja noch gar nie.

3. Kriegsknecht: Lob' d'r'n nur, Katl, 's tut's eh ka anderer. (zum 1. Kriegsknecht) Du Latſch, das will a Soldat ſein, ſo a Schürzenbandl.

1. Kriegsknecht: (fährt auf, renommiert) Was, ich a Schürzenbandl? He? Schauts den an! Ich war in vierzig Schlachten.

3. Kriegsknecht: Hühnerſchlachten.

1. Kriegsknecht: Fufzig Treffen.

3. Kriegsknecht: Weibertreffen.

1. Kriegsknecht: Ich hab' zehn Kriege mitgemacht.

3. Kriegsknecht: Weinkrüge hingemacht, jawohl.

1. Kriegsknecht: (geärgert) Mit dir is überhaupt nit zu reden, wenn du mir nit glaubſt. Du haſt kein Glauben . . .

Weib: Kein Glauben hat'r, kei Religion hat'r, kein Gott hat'r . . . laß' ihn, mein Xaverle, er wird ſchon ſehn, wohin er

kommt. (läßt ſich neben dem erſten Kriegsknecht nieder und kämmt ihm das Haar) Gib dein ſchön's Köpferle her, mein Bürſcherle, laß dich a bißerle kämmen, mein Herzerle (küßt ihn)

4. Kriegsknecht: (iſt auf dem Bauch zum Weib gekrochen, ſtößt es mit dem Ellbogen an, ſagt, während er ein Auge pfiffig zukneift) Pflegſt dir'n, Katl, den magern Gockel?

Weib: Laß mich zufrieden, altes Weinfaß.

4. Kriegsknecht: Ah ja, wo iſt die Zeit, Käterle, da ich auch noch ſo a magrer Gockel war, da du mich auch ſo gepflegt haſt, auch ſo aufgepäppelt haſt wie dein Xaverle?

3. Kriegsknecht: Du haſt's wohl auf alle Gockel abgeſehn, Katl? Na, Gott ſei m'r gnädig, wenn ich amal in deine Händ' fall'.

Weib: (verächtlich) Hab' kei Angſt, Grobianen mach' ich nix.

(Aus der Kapelle ertönt Orgelklang. Das Tor wird geöffnet. In der Mitte des Burghofs ſieht man einen Thron.

Ein Anführer: (erſcheint) Auf.

Die Kriegsknechte: (ſpringen auf und greifen nach den Waffen. Sie rangieren ſich und marſchieren mit dem Anführer an der Spitze in den Burghof, wo ſie nächſt der Kapelle um den Thron im Halbkreis Aufſtellung nehmen.)

Das Weib: (ſieht nebſt einigen andern Weibern von außen der folgenden Zeremonie zu.)

(Ein Zug, an deſſen Spitze Knappen mit Fahnen, erſcheint in der Kirchenpforte. Als Erſter erſcheint der Burggraf, ihm folgen ihrem Rang entſprechend die übrigen Gäſte des Königs und nehmen in engerem Halbkreis Aufſtellung um den Thron. Als Letzter erſcheint Rudolf in königlichen Gewändern, die Krone auf dem Haupt. Nach einer kleinen Pauſe folgt ihm die Geiſtlichkeit, zum Schluſſe erſcheint in weißem Gewande Müller, das Schwert an einem Bande um den Hals gehängt, der Biſchof von Baſel begleitet ihn. Abermals nach einer kleinen Pauſe kommt die Königin mit ihren Frauen und nimmt mit ihnen zur Seite Aufſtellung.)

Müller: (wird vom Biſchof vor den Thron des Königs geführt)

Rudolf: (zum Müller) In welcher Abſicht willſt du Ritter werden?

Müller:

So wahr mir Gott, so wahr Sankt Jürgen einst mir helfe:
Zum Preise Gott's, zur Zier der Ritterschaft,
Den Armen, Witwen, Waisen will Hort ich sein und Stütze.
Fern sei mir Falsch, fern Untreue und brächʼ
Die Treue ich, so dorrʼ mir ab die Hand,
Mit der ich's meinem Herrn und König schwöre.

Rudolf: So schwöre.

Müller: Bei Gott, Sankt Michael und
Jörg. Beim ew'gen Himmel, bei der Erde.
Bei unsres Heilands, Allerbarmers, Gott
Sohns Wunden, schwöre ich dir Treue Herr.

Rudolf: (hebt die Hand gebieterisch gegen die Kapelle.)

Sechs Knappen: (treten aus der Kirche. Der Erste bringt ein Panzerhemd, der Zweite einen Harnisch, der Dritte Armbleche, der Vierte Panzerschuhe, der Fünfte auf schwarzsammetnem Polster goldene Sporen, der Sechste ein Wehrgehänge. Sie stellen sich der Reihe nach auf.)

Müller: (neigt das Haupt und läßt sich vom Bischof das Schwert abnehmen. Sodann wirft er das weiße Gewand ab, die Ritter helfen ihm beim Anlegen der Rüstung. Die Sporen, zuerst der linke, werden ihm von einem Adelfräulein angeschnallt. Die Königin gürtet ihm das Schwertgehänge um, worauf ihm der Bischof das Schwert im Gehänge befestigt. Gerüstet, kniet er vor Rudolf nieder, streckt die Arme zum Himmel, sieht empor, dann neigt er das Haupt, kreuzt die Hände auf der Brust und wartet zu.)

Rudolf: (erhebt sich, zieht das Schwert und erteilt dem Knieenden drei leichte Schläge auf den Nacken, währenddem spricht er) Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter.

Drei Knappen: (treten aus der Kapelle, sie bringen Helm, Lanze und Schild des neuen Ritters mit dessen Wappenzeichen, einem Mühlrad.)

Ritter Müller: (wird der Helm aufgesetzt, dann empfängt er den Schild und die Lanze.)

Ein Knappe: (führt ein geschirrtes Pferd herbei.)

Der Ritter: (schwingt sich in den Sattel, hebt die Lanze in der Richtung der vier Himmelsgegenden.)

Rufe der Ritter und Kriegsknechte: Auf zur Stadt. Auf zur Stadt. (Sie besteigen ihre Pferde, die rasch herbeigeführt werden, der Zug formiert sich und zieht rechts ab.)

Die Bischöfe, der Abt, Burggraf und einige andre Edle: (sind zurückgeblieben.)

Rudolf: (steigt vom Thron herab, geht nach vorn auf das Plateau, erblickt das 1. Weib und sagt heiter) Ah, da bist du ja, dich hab' ich schon gesucht.

Weib: (putzt sich rasch, wischt die Hände an den Röcken ab, lächelt entzückt) Mich, Herr König? Mich armes Soldatenweib . . . ist's möglich?

Rudolf: Ja, ja, dich. Erkennst du mich noch?

Weib: Ei, wer wird nicht unsern guten König kennen.

Rudolf: Schön, schön. Doch ich möcht' wissen, woran du mich erkennst.

Weib: Ei, Herr König, ich mein' das ist nicht schwer, wenn man euch in so prächtigen Kleidern sieht, mit der Krone am Kopf . . .

Rudolf: Wer war's denn, dem du gestern den schönen Kohlkopf nachgeworfen hast?

Weib: (erinnert sich, vergeht vor Verlegenheit, faßt sich jedoch rasch und fragt frech) Gestern? Kohlkopf? Ich hab mein Leben lang nix mit Kohlköpf zu tun gehabt, Kohl schmeckt m'r nit.

Rudolf: Ja, wenn man soviel Hühner hat, daß man dem ganzen Troß mit ihren Federn die Helme schmücken kann. . .

Weib: (wendet sich an die zurückgebliebenen Kriegsknechte, dreist, wiewohl sie sich in der peinlichsten Lage befindet) Nein, Leute. Um was sich unser König alles kümmert. Man sollt' nicht glauben, was er für Sorgen hat.

Rudolf: (lacht gemütlich) Schon recht. Ich ſeh, in deiner Zunge hab' ich einen Todfeind, dem ich mit meiner ganzen Macht nicht beikomm. Gott ſegne dir die Hühner, doch ſei ſo gut, laß mir die andern leben.

Weib: Ich wollt' juſt ſagen, wie ſehr ſie mich in die Verſuchung führen . . . Du lieber Gott, ihr Fleiſch war gut und meins, Herr König, iſt halt ſchwach, ſo ſchwach.

Rudolf: (droht ihr ſchalkhaft) Du guter Schelm (zieht einen Beutel hervor) Da nimm, damit du mich ein nächſtesmal erkennſt, wenn ich ohne Krone ins Lager komm . . . es iſt mein Bild, merk dir, wie ich ausſeh. (wendet ſich zum Gehen.)

Weib: (erhaſcht den Beutel und ſieht raſch hinein) Herr Jeſus, Jeſus. Zehn Mark Silber. Hei, ſind wir reich, Herr König . . . für einen Kohlkopf ſchenkt er zehn Mark Silber . . . (erblickt einen zweiten Kohlkopf) Hui, da wär' noch einer.

Rudolf: (von Weitem) Schon recht, du alter Schelm, jetzt weißt du ſchon, um wen ſich's handelt.

(Während der König dem Weib zugewendet bleibt und mit dem Burggrafen ein Geſpräch beginnt, erſcheint rechts eine Anzahl reichgekleideter Kaufleute, an ihrer Spitze ein Sprecher; wie ſie den König erblicken, wollen ſie auf ihn zueilen.)

Biſchof von Baſel: (ſtürzt ihnen entgegen, ohne daß Rudolf ſeinen Abgang merkt, heimlich) Was wollt ihr? Was führt euch her?

Sprecher: Hochehrwürdiger Herr, wir müſſen unſre Not dem König klagen.

Biſchof: (heimlich) Tragt's mir vor! Der König iſt für euch heut' nicht zu ſprechen.

Sprecher und einige Kaufleute: Ihr könnt uns nicht helfen, hochehrwürdiger Herr. Wir ſind beraubt, ausgeplündert, ſind kaum mit dem nackten Leben davongekommen.

Biſchof von Straßburg und Abt von Sankt Gallen: (ſchleichen zu der Gruppe und fragen angelegentlichſt) Was gibt es hier?

Biſchof von Baſel: Überfallene Krämer wollen mit dem König reden.

Biſchof von Straßburg: Was, ihr wollt des Königs Majeſtät mit ſolchen Kleinigkeiten heut' behell'gen?

Sprecher und einige Kaufleute: (verzweifelt) Wir ſind um unſer ganzes Gut gebracht. Laßt's uns dem König klagen.

Die drei Geiſtlichen: Nein, nein, nein. Erzählts, dann wollen wir ſehn, was ſich da machen läßt.

Rudolf: (durch den Burggrafen auf die Szene aufmerkſam gemacht, aufbrauſend)

Ward ich denn König,
Um abgeſchloſſen meinem Volk zu ſein?
Was geht hier vor? Sprecht.

Die drei Geiſtlichen: (treten zur Seite.)

Sprecher:

Am Zuge heimwärts von Italien,
Beladen Pferde, Tragtier' und Kamel
Mit Waren, köſtlich, wie ſie nie ein Aug'
In dieſen Landen noch geſehn, langt unſer
Zug in dem Gebiet des Grafen Philipp
An. Wie eine Spinne gierig auf das
Tier im Netze, ſtürzt Philipps Schar ſich frech
Auf unſere Güter. Wir ſind beraubt. So
Reich wir aus dem welſchen Land gekommen,
So arm ſtehn wir vor Deiner Majeſtät,
Herr König, leih uns Schutz.

(Während dieſer Rede iſt die Schar, welche mit Ritter Müller ausgerückt iſt, zurückgekehrt und hat die linke Bühnenhälfte beſetzt.)

Rudolf: (markig) Das will ich. Ja.
Dem Räuber ſcheint es nicht genug, daß er
Sich mit dem Reichsgut nicht belehnen ließ,
Das er in ſeinen Frevlerhänden hält. Unſicher
Macht er mir noch die Straße nach dem Süden.
Ich acht' des Boten nicht, den ich ihm ſandt'.
(zum Kriegsvolk): Zu den Waffen. Auf nach Peterlingen.

Das Kriegsvolk: Auf nach Peterlingen.

Rudolf: (ab in den Burghof.)

Knechte: (führen die Pferde der Geiſtlichen und Ritter auf die Szene.)

Alle (ſteigen zu Pferde.)

Burggraf: (ſchwingt die Sturmfahne.)

Biſchof von Baſel: (ergreift eine Marienfahne, die ihm ein Knappe überreicht.)

Rudolf: (kommt zu Pferde im Harniſch.) Auf nach Peterlingen.

Biſchof von Baſel: (ſingt das Kriegslied.)

Sankt Marey, Mutter und Mayd,
All unſer Not ſei dir gechlayt.

Der Troß: (ſingt den Vers nach und ſetzt ſich in Bewegung.)

Königin Eliſabeth: (erſcheint im Torbogen und ſieht dem abziehenden Gatten nach, bis er ihrem Auge entſchwindet).

Epiſtel an einen Mönch / von Carl Dallago.

O Mönch, was tateſt du verglüht! — hör, ich verdamm dich nicht,
ich richte nicht darob. Es richtet nicht ein Tun, wer weiß,
wie ſo ein Tun entſpringt, ſich ſchürt, bis es dem Blut entbricht
und du wie willenlos dich fühlſt zu ihm verführt
trotz Strick und Kutte, die dem Strom nicht ſtehn, der heiß
durch Adern dir und Sehnen kreiſt,
dich Wehrloſen mit Lüſten überſpeiſt,
davor ohnmächtig ſich erweiſen Damm und Wehr:
Geſetz, Gelübde, Sitte und der toten Dinge mehr,
die ſich der Menſch zur Zähmung der Natur erkürt.

Ich ſpreche dich von Sünde frei, —
eher als Sünde ſchau ich an die Weih',
die für gottſeliges Leben Feſſeln um dich wand,
bevor für Gott und Seligkeit dein Sinn die Reife fand.

Was wußteſt du von Gott — von dem, was ſelig iſt?
Man lehrte dich, daß völlig du auf dich vergißt,
und doch iſt Gott nach dir — die Seligkeit nach dir
geartet und gebaut, — nicht etwas außer dir.
Kein Gott befiehlt: „Vergiß mir, daß du lebſt!"
Und wenn: du fühlteſt dennoch, daß du wächſt und glühſt, — du webſt
in tauſend Dinge ſtill dein Leben ein
und läßt ſo jedes Ding von dir ein Teilchen ſein, —
und ſo ein Teilchen lenkt dich heimlich, bis es dich
beſetzt und dann mit Macht heran dich zieht zu ſich.

So biſt auch du, o Mönch, gelenkt und haſt ſchon längſt geſchielt
nach Dingen, die man deinem Menſchtum vorenthielt.
Dann kam's ſo: Burſchen fanden ſich zum Kloſtermahl,
dein lüſtern Auge ſich erregt zu ihnen ſtahl;
denn ein Geſicht war da von Jugend weich und rot,
verhaltner Glut in dir verlockend Angebot.
Die Wirrnis dich befiel, die jede Brunſt befällt, —
die Zelle lag ſo ſtill, — und erſt die Tat erhellt . . .

Gewiß mißraten ſind, o Menſch, ich deine Luſt,
doch der verdamm dich nur, in deſſen Bruſt
noch nie der Brand der Sinnlichkeit geleckt,
der nie ein Weib, noch ſelbſt ſich je im Glühn befleckt,
der doch zugleich in ſich der Wolluſt Stachel kennt,
der aus ſich ſelber ſich von Brunſt zu Inbruſt lauter brennt. —
Und der verdammt dich nicht, der denkt von dir vielleicht:
O die verderbte Luſt an dir begreif ich leicht:
Was man verunglimpft, knebelt, ſchlägt und unterdrückt,
verdirbt: und ſei's auch, was in freier Form entzückt!

Die Sinnenluſt, des Lebens brandend-ſchöpferiſch Element,
es kniet vor ihrer Schönheit, wer ſie ſchaut und kennt
als wohlgeraten. Wie ſie rüſtet dich und ſchürt —
und dich bewegt und groß durch ſtille Räume führt,

das Daſein wonnig hebt, daß du vermeinſt, du ſchwebſt, —
es iſt, wie wenn du Hellen aus dem Dunkel gräbſt, —
und du erglänzſt an ihr, als wärſt du ganz umwühlt
von Roſenhauch, als hätt dich Morgenrot beſpült
wie eine Zinne — ein Geſchroff. — — Verfehmt, gebrandmarkt doch
als Schlechtes, Häßliches, ſie ſich vervielfacht noch
gleich einer Hydra, und ſie legt ſich dir ins Blut,
beſetzt dir trüb und rauchig deine helle Glut,
ſchleicht bleich und ſtauend dir ins Fliehn der Stunden
und läßt dich niemals frei und zu dir ſelbſt geſunden,
trägt Tücke in dich, hehlt, bis ſie dich ſo umflicht,
daß Überdrang und Not ſich irren Ausgang bricht.

Mönch, überſinn dein Tun — wie du beſchaffen biſt, —
ſieh, ob dein Gott nicht zu beſtimmt und machtlos iſt
gegen Gewalten, die erſchütternd dich durchwehen.
Such eher Gott in ihnen! Du wirſt ſehen:
am Urſprung ſteht ein Dunkel endlos tief und groß,
vertraue dich ihm an, als dem uralten Schoß,
der Gott gebar. Nimm nicht von Gott das Kleid der Dunkelheit,
draus alles Licht dir bricht für deine Weſenheit,
o Menſch, denn dunkel biſt auch du, umringt von Dingen,
die immer wunderlicher klingen,
je mehr du hinhorchſt. Was für Gott du nimmſt,
iſt keine Einſicht — nur ein Bild, und du vernimmſt
nicht Gotteswort aus ihm — nur Menſchen-Sinn,
und den zumeiſt geſtimmt nur auf Gewinn.

Sieh, Mönch, ich bin nicht Feind dir! Meine Art verlegt
dir nicht dein Tun. Nicht Zorn, noch Abſcheu gegen dich bewegt
mich. Denn du wardſt verführt. Du braunteſt wie ein Haus
und rangſt dich aus den Flammen ganz verwirrt heraus.
Die Welt kennt andre Dinge. — So zum Zeitvertreib
zu Lüſten handhabt mancher oft den Mädchenleib,

dem die Natur den Schoß der Menſchwerdung vertraut, —
um deſſen ſtille Sucht ſie zarte Scham gebaut.
Und was das kluge Lieben ſich vergnügt erdenkt:
wie es in Weibeserdreich tot den Samen ſenkt. — —

Nein, Mönch, erröte nicht ob deinem heißen Tun,
im Gange jedes Alltags wüſtre Dinge ruhn.
Vielleicht auch haſchteſt du am Burſchen nach der Spur
der Liebſten: ſo ein Kind doch kommt nicht in den Kloſterflur.
Und käm es, und du kühlteſt an ihm deine Glut,
erboſt es nicht; es ſteht vor der Gewitterflut
der Brunſt die Unſchuld wohl erſchüttert, zitternd wie ein Rohr
im Sturm, doch trüg es nie dem Markt die Klage vor.
Der Markt iſt wüſt. In ſeine arge Neugier fällt
dein Tun, o Mönch, wie eine fette, leckre Welt.
Verachtung, Läſtrung trifft dein Tun! — Gut! denk für dich:
gezähmte Tiere läſtern und verachten mich.
Ich rechne deine Wildheit noch als hoch dir an
vor dieſen Zahmen, — hörſt du? — Ihr Gerechtenwahn
riecht allzu muffig, dämmrig, eng und blind,
wie eben nur von Menſchen, die im Käfig heimiſch ſind.

Doch, Zeit iſt's, Mönch: betör nicht länger dich mit Dingen,
die der Natur Gewalt antun und dich herunterbringen!
Der Zelle Stille iſt für dich Gefahr. Du hörſt dich mehr
in ihr als im Geräuſch der Welt, hörſt klopfen glühend rot
dein Blut und haſt nur deinen Kloſtergott zur Wehr
und viel zu wenig Inbrunſt für die viele Not.
Drum hör! Wirf Strick und Kutte ab und tritt hinaus
ins Freie, — gehe betend alle Räume aus —
und liebe, — zeuge, wo du liebſt, bekenne dich zum Sproß,
erhalt das Liebſte dir als Tag- und Nacht-Genoß
und flamme, glüh, — verbreite um dich Helle nur und Glut
und tu ſo wie ein Licht im Dunkel tut.

Denn sieh: Was sind wir Menschen, du — ich — alle, falls
wir Mensch genug geworden, in der Hand des Alls!
Nur Flammen, die sich wehn und andren, die in Nacht
verglühn und noch erloschen künden ihres Glühens Macht.
Und rings herrscht Dunkel, überall lauern Klipp' und Riß —
wo wir nicht selber leuchten, wandeln wir in Finsternis.

„Welsche Empfindlichkeit".

Unter dieser Spitzmarke lassen sich die „J. N." aus Innichen berichten:

„Bei dem am 21. ds. Mts. von der Ortsgruppe Toblach des Tiroler Volksbundes im Vereine mit dem dortigen Wintersport-Klub am Toblacher See abgehaltenen Seefest kam es zu einem Zwischenfalle, der so recht bezeichnend ist für die Empfindlichkeit gewisser welscher Herren. Wie Ihrem Berichterstatter noch Sonntags von diversen Seiten mitgeteilt wurde, fühlte sich durch die temperamentvolle, aber gewiß in keinem Punkte ernstlich anfechtbare Festrede unseres geschätzten Herrn Prof. Edgar Meyer ein anwesender welscher Signore — man spricht von einem italienischen Deputierten und Ministerkandidaten — derart verletzt, daß er sich entschlossen haben soll, sofort von Toblach abzureisen. Mag diesem der Teil jener Rede, worin Herr Prof. Meyer auf die bekannte Tatsache hinwies, daß in vielen Schulen Italiens Landkarten eingeführt sind, auf welchen die sagenhafte italienische Provinz Trentino schon das ganze Pustertal umschließt und im Norden bis zum Brenner reicht, nicht angenehm in den Ohren geklungen haben; mag weiters vielleicht auch der Vergleich gewisser irredentistischer Phantasien mit dem Kampfgeschrei der Franzosen, welches diese vor nun 40 Jahren bei Ausbruch des großen Krieges erhoben, und das sich später in so ganz anderer, von den Franzosen nicht gedachter Weise erfüllte, als Frankreichs Soldaten auf deutscher Erde standen, aber nicht als Sieger, wie man in Paris geträumt, sondern als geschlagene, gefangene Armee, — mag das alles dem welschen Politiker aus deutschem Munde zu hören nicht lieb gewesen sein, den Hunderten treuer Deutschtiroler und Österreicher, welche gespannt am Gestade des von den mächtigen Dolomiten eingeschlossenen Toblacher Sees als Zuhörer standen, hatte Herr Prof.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Karl Domanig / oder „Der ſubventionierte Hofer“.

Meyer aus der Seele gesprochen, in welcher noch heute in lebendiger Erinnerung, wie oft auf italienischem Boden ungestraft unsere Flagge nnd selbst das Bild unseres alten ehrwürdigen Herrschers öffentlich von welschem Pöbel zerrissen, verbrannt und geschmäht wurde. Hätte das so schön verlaufene Fest am Toblacher See nur den einen wahren Erfolg gehabt, daß einmal einer dieser welschen Herren aus deutschem Munde die wahre Stimmung der weitaus überwiegenden Mehrzahl des tirolischen Volkes kennen lernte, sind darum allein schon die beiden Vereine, die dieses Fest veranstaltet, zu diesem Erfolge zu beglückwünschen. Von der wackeren ebenso kaisertreuen als auch deutsch fühlenden Bevölkerung Toblachs trauert sicher niemand derlei empfindsamen welschen Gästen nach. Die Bevölkerung des Pustertales ist sich seiner Mission als deutsche Grenzwacht an der Grenze zwischen Deutsch und Welsch allzeit bewußt und ist dementsprechend auch bereit, welsche Übergriffe fortan nicht nur auf das energischeste zurückzuweisen, sondern mutig und furchtlos zur angezeigten Stunde endlich auch zum Angriffe überzugehen."

Nun Gott sei Dank! Das klingt doch wenigstens beruhigend und sänftigt meine Galle ... Also, wie war das? — So ein hergelaufener welscher „Signore" (zu deutsch: Hallodri) erfrechte sich, nach einer Festrede, die unser geschätzter, nein unser allgeschätzter Herr Professor Edgar Meyer unter freiem Himmel im Angesicht standhafter Dolomiten hielt, vom Schauplatz dieses erhebenden Spektakels zu verduften?! Ganz einfach und ohne weiteres zu verduften?!!. Bei Gott, Kaiser und Vaterland — so etwas muß gerochen werden! Denn mag der Umstand, daß der flüchtige Reichsitaliener im Geruch eines Ministerkandidaten und folglich wohl in einem besseren Geruch als dem eines irredentistischen Hetzapostels stehen wollte, die ungewohnte Art seines Verschwindens zur Not noch rechtfertigen — daß dies so ohne alles Radaubedürfnis und ohne den erwarteten Eclat geschah, ist wahrlich ein Affront, der unsere allzeit schlagbereiten Bundesherzen mit gerechter Erbitterung erfüllen muß. Und da zudem der dringende Verdacht besteht, daß dieser welsche Duckmäuser in der Eile unseren Humor mit sich genommen und ihn, den goldenen, außer Landes schmuggelte, so sage ich: Recht so! Derartigen Übergriffen muß künftighin nicht mehr der Rücken, sondern die Stirne

geboten werden. Ich schlage daher vor: Wir lassen uns zu diesem Zweck erst einmal die dazu gehörigen Köpfe wachsen. Und so ein Kopf, der es nicht nötig hätte, sich chauvinistischer Krakehlsucht zuliebe als ein Dummkopf zu geberden, müßte uns folgendermaßen, zwar nicht aus der Seele, aber ins Gewissen reden:

Ihr wackeren Pustertaler und ihr übrigen Grenzwächter im deutschen Süden dieses Landes! Unsren Natursinn, unsre Heimatliebe, unsre Volksbundtreue, unsre patriotische Gesinnung, unsre Unentwegtheit, unsren Taten- und gewöhnlichen Durst, kurzum den ganzen sanktionierten Komplex unsrer Clichébegeisterung in Ehren — wahrlich ich sage euch: Ihr mögt euch eurer „Mission" und aller andern großen Worte, die sich in Zeitungen zugkräftig ausnehmen, jetzt und in Ewigkeit bewußt sein, solange ihr euch dessen nicht bewußt werdet, daß die „Empfindlichkeit" in diesem Fall auf Eurer Seite liegt, wird euer saftigstes Stilblütentum nicht die erhofften Früchte zeitigen. Denn fragt euch selbst: Was ist geschehen? Zunächst: ihr habt euch wieder einmal von eurem Führer aus der Seele sprechen lassen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Mit seiner Seele mag's ein jeder halten, wie er will. Doch, wenn in einem Land, das mit der Wahrung seiner wirtschaftlichen Interessen fast ausschließlich den Fremdenverkehr betraut hat, und wenn in einem Kurort, der bis jetzt den Ruf einer internationalen Gaststätte genoß, ein in den Augen des kultivierten Auslands ixbeliebiger Herr Meyer ohne besonderen Anlaß gegen Italiener und Franzosen hetzen darf, so kann es Angehörigen dieser Nationen nicht verwehrt werden, daß sie ein solches Vorgehen als ungereimt und pöbelhaft empfinden. Und wenn ein italienischer Sommergast auf Grund desselben freien seelischen Verfügungsrechtes, das ihr für euch in Anspruch nehmt, diesen Mangel an primitivster Kultur damit quittiert, daß er sich auf die kulturvollste Art der Welt — nämlich auf französisch — empfiehlt, so ist es einfach hirnverbrannt, ihm daraus einen Strick zu drehen. Zumal wenn er sich außer Hängweite begeben hat. Wozu also der Lärm? Ist euch am Ende plötzlich das Bewußtsein der Unverträglichkeit von Fremdenverkehrs- und Volksbundpolitik zu Kopf gestiegen? Und steht ihr deshalb da

wie die blamierten Mitteleuropäer und wie gekränkte Leberwürste und wißt nicht, welchen Wurstzipfel ihr aufbinden sollt, um eurem inneren Aufruhr freien Lauf zu lassen?! Natürlich erwischt ihr in der Aufregung den falschen. Und anstatt möglichst wenig Aufhebens davon zu machen, schimpft ihr erbost hinter dem Flüchtling drein und habt, während ihr wider ihn und wider menschliche Vernunft ohnmächtig die Fäuste ballt, im übrigen das Nachsehen ... Ihr seid — verzeiht! — wahrhaftig wie die Kinder! Und wie die Kinder zu der Mutter, so lauft ihr eiligst zu der Presse. Und hat euch die Allseligmachende, die sich zu eurer Not verhält wie die Klystierspritze zu ihrem Inhalt, willfährig ihre Spalten geöffnet, so fühlt ihr euch wie neugeboren, werdet aus Kindern wieder Männer und aus Männern immer wieder Indianer, die unter ihres Häuptlings Führung Tirol mit ihrem Kriegsgeschrei und — wie z. B. nach der Schlacht von Calliano — mit Siegeshymnen überziehen, zu deren Verwertung in einer Eroica ein eigener Baßbuffo-Schlüssel erfunden werden müßte.

Freilich, nicht immer seid ihr so springgiftig. Oder seid doch wenigstens so klug, es nicht zu zeigen. Als vor nicht langer Zeit eine vielhundertköpfige reichsdeutsche Korporation die taktlose Bewillkommnung durch euren Führer öffentlich zurückwies, da habt ihr nicht gemuckst. Da seid ihr still gewesen. Die deutschen „Übergriffe", scheint es, respektiert ihr stumm ... Und stumm schleicht sich die Frage durch das Land, die noch kein einziger von euch Heißspornen gewagt: Wenn schon dem welschen Element Krieg bis aufs Messer angekündigt wird — warum, Herr Welschenfresser auf Schloß Welfenstein, zergeht Ihr Kannibalenherz vor Rom so radikal wie Ziegenbutter vor der Sonne?

Damit ist wohl nichts aufzustecken. Ich mein, mit solchen Fragen! Nun ja, das geht mich Uneingeweihten schließlich auch nichts an. Wenn's euch nicht interessiert, mir ist es erst recht Hekuba. Doch hört! Mag man auch einer Kampfbegeisterung, die sich in derlei Dingen ausschweigt und sich „zur angezeigten Stunde" — seid deß gewiß! — doch wieder nur in Druckerschwärze auflöst, im Ernste kaum sehr gram sein, obschon sie viel unnötigen Lärm und

dumme Zwietracht in unsre stillen Täler trägt —: zu einer wahren Landplage erwächst sie, wenn sie gar jeden, auch den lächerlichsten Anlaß dazu ausschrotet, uns mit den neuesten kulturgeschichtlichen Forschungserrungenschaften des Herrn Professors vertraut zu machen, wenn sie uns immer wieder die frischesten Redeblüten dieses salvator mundi Tyrolensis ungebeten an die Nase hält, kurzum, wenn sie für jede neue Variante ein- und derselben abgeleierten Maultrommel-Melodie die Trommel der Reklame rührt. Dagegen muß sich nachgerade das bescheidenste Kulturempfinden auflehnen. Es könnte sonst den Anschein haben, als hätten über dieses Landes Wohl und Wehe ausschließlich nur mehr Herzen und Gehirne zu entscheiden, die justament sich mit dem Fassungsraum und mit der Innendekoration eines Edgar Meyer-Stübele begnügen. Ich leugne nicht, daß diese Festreden des Herrn Professors gewiß in keinem Punkte „ernstlich" anzufechten sind — ganz einfach aus dem Grunde, weil sie von keinem Ernstveranlagten je ernst genommen wurden — aber genügt es nicht, daß sie „derart verletzend" wirken, daß sie uns arglose Gäste verbündeter Nationen aus dem Lande ekeln? Und warum, frage ich, muß eine Tatsache, die ein- für allemal feststeht, immer wieder vor der Öffentlichkeit mit neuen Daten belegt und beglaubigt werden, als wäre irgend wer darüber noch im Zweifel?! Dieser Erkenntnis — seid unbesorgt — kann sich ja nicht einmal der welsche Ein- und Ausdringling verschlossen haben; denn über so viel primitive Einsicht mag der Ministerkandidat gerade noch verfügt haben. Hingegen ist es sehr leicht möglich, daß ihn der Anblick eines Schauspiels in die Flucht geschlagen hat, das auch einen Tiroler, sofern er sich noch etwas Schönheitssinn und Ehrfurcht vor der Unnahbarkeit der Schöpfung bewahrt hat, zum Auswandern bewegen könnte. Und das ist: Gottes freie Natur im Herzen von Tirol zu einem Animiermädchen für chauvinistische Passionen herabgewürdigt zu sehn, das liebliche Gestade eines Sees zu einem Tummelplatz geharnischter Gemeinplätze und, was sich einem sonderlich ins Blut brennt: die stumme Reckenwelt der Dolomiten von den hochgetürmten Wellen einer Wirtsgarten-Begeisterung umbrandet zu

ſehen — entfeſſelt von dem Wortſchwall eines Mannes, der all dieſe leuchtende Schönheit vielleicht einmal mit Künſtleraugen ſah und der nun als ein rechter Profeſſor (der ſichtlich ſeine Würde ernſter nimmt als ihm ſein Titel nahe legt) von all dem nur ſo viel mehr wahrnimmt, was eben gerade noch auf einer welſchen Landkarte widerrechtlich Platz hat. Euch aber, die ihr von der Kunſtbetätigung des Mannes nichts andres mehr verlangt als daß er euch den welſchen Teufel an die Wand malt, euch Hunderten von treuen Deutſchtirolern, gefällt's, die wehrloſen Bergesrieſen eurer Heimat, die ihr zum Stimmungsrequiſit eurer Unduldſamkeit mißbraucht, die „mächtigen" zu nennen! Weil die Gewaltigen ſich nicht vom Flecke rühren konnten, ſo nahmt ihr das für Andacht und für Zuſtimmung! Eins aber habt ihr überſehen: Sie, die an euch erſt einer Ohnmacht ſich bewußt geworden, fanden doch ſicher auch in dieſer Situation die Kraft: heiß zu erglühen — ſchön wie noch nie, flammend wie noch nie und jedenfalls ſo ſtark, um jedem von euch Seelenloſen von außen eine Schamröte ins Geſicht ſpiegeln zu können, die von innen her vielleicht nur einem zu Gebote ſtand: eben jenem empfindlichen „Signore", der über alle Berge iſt. F.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe. Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.

Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.

Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Aïda. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.

Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

„Kunst in Klausen"

Ausstellung von Werken bildender Kunst

veranstaltet von den heimischen Künstlern und den Künstlergästen des Malerstädtchens

Klausen am Eisack, Tirol.

Geöffnet vom 15. Juli bis Ende September.

Besuchsstunden: 8—12 vorm., 2—6 nachm.

Eintritt: 50 h.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 8.

Hugo Neugebauer: Religion und Sittlichkeit / Arthur von Wallpach: Zweierlei Müßiggang / Bernhard Jülg: Vorfrühling der Liebe (Schluß) / Ludwig Seifert: Und Tage sind / Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her II / Peter Scher: Kämpfen / Max von Esterle: Karikaturenfolge VIII (Statthalter Baron Spiegelfeld) Hartmann: Brixner Chronik.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 15. Sept. 1910. Heft 8.

Religion und Sittlichkeit / von Hugo Neugebauer.

Es iſt, ich weiß es, ein großes Wagnis, in wenige Zeilen Betrachtungen von Dingen zu preſſen, über die ſchon hunderte von Bänden geſchrieben worden ſind. Es iſt auch gar nicht meine Abſicht, eine Abhandlung mit vielen Hinweiſen auf überlieferte Lehren und Meinungen zu verfaſſen und mich dabei des langen und breiten zuſtimmend oder verwerfend über die Anſichten anderer auszulaſſen. Was ich will, iſt eine ganz kurze Erörterung, wobei ich mich ohne lehrſame Um- und Abſchweife auf das Weſen der Sache beſchränken möchte, wie ich es mit meines Geiſtes Auge ſehe.

Religion und Sittlichkeit ſcheinen — und das nicht bloß bei oberflächlicher Betrachtung — desſelben Urſprungs zu ſein, ja es hat Denker gegeben, denen die Religion nichts anders war als Sittlichkeit. So ſagt, um nur der größten einen zu nennen, Immanuel Kant: Religion iſt das Erkenntnis aller unſrer Pflichten als göttlicher Gebote.

Iſt nun Religion wirklich nichts anders als geiſtige Gebundenheit an das eingeborene oder richtiger geſagt: eingeerbte Sittengeſetz, alſo an unſer Gewiſſen? Iſt das Gewiſſen, alſo das Bewußtſein der Verantwortlichkeit für unſere Handlungen und Unterlaſſungen gegenüber unſeren Mitmenſchen die einzige Quelle der Religion? Ja iſt das Gewiſſen überhaupt eine Quelle der Religion?

Meine letzte Frage wird alle verblüffen, die da der Meinung sind, die Sittlichkeit sei nichts anders als eine Art angewandter Religion, nämlich Religion, angewandt auf das Verhalten des Menschen zum Menschen, soweit davon das Wohl- oder Unbehagen der menschlichen Gesellschaft abhängt. Die das behaupten, haben vollkommen recht, nur muß ich sie gleich beim Worte fassen und ihnen zu bedenken geben, daß Anwenden eine Tätigkeit des menschlichen Geistes und Willens, also nichts Ursprüngliches, Unvermitteltes ist, das sich von selbst ergäbe. Mit anderen Worten: Sittlichkeit ist mehr oder minder bewußt, mehr oder minder künstlich der gegenwärtigen — allerdings Jahrtausende alten — Form menschlichen Beisammenlebens ein- und aufgepfropfte Religion, ein mehr oder minder gelungener Versuch, ein ungebundenes und nicht zu bändigendes Gefühl für den obersten Zweck der menschlichen Gesellschaft nutzbar zu machen, der da ist: Behagliches oder bescheidener gesagt: möglichst wenig unbehagliches Beisammenleben.

Wenn man also die Sache mit ungetrübtem Auge betrachtet, so büßt die hochgepriesene und verherrlichte Sittlichkeit all ihren Eigenwert und Eigenglanz ein und erscheint fortan als das, was sie ist: als Mittel, die göttliche Religion dem tierisch-menschlichen Triebe zu behaglichem Herdenleben zu vermagden, wobei der selbstsüchtig-nüchterne Herdentrieb von geborgtem Lichte erstrahlt, wie etwa der kalte, finstere Mond vom Abglanze der selbstleuchtenden Sonne.

Daß es sich wirklich nur um ein künstliches Einpfropfen und nicht etwa um ein natürliches Herauswachsen handelt, ergibt sich aus der Antwort auf die Frage: Wie ist die Sittlichkeit enstanden? —

In der einfachsten Form des Staates, in der Familie, war der Familienvater zugleich Gebieter und Priester. Denken wir also an einen Naturmenschen mit gesunder Vernunft, klarem Verstande und reicher Erfahrung. Dieser Mensch weiß, daß sein gewalttätiger Sohn dem Sohne des Nachbarn nach dem Leben trachtet, daß er die Tochter des Nachbarn schänden, den Esel oder das Kameel des Nachbarn rauben und, um seinen Gelüsten fröhnen zu können, den

Nachbarn durch allerlei Lügen aus der Hütte entfernen will. Wir haben hier gleich die wichtigſten Verbrechen beiſammen, von denen ein einziges genügen könnte, um den ehrwürdigen Alten mit ſeiner ganzen Familie ins Unglück zu ſtürzen. Er weiß es ganz genau, daß der Nachbar Gleiches mit Gleichem vergölte, daß es ſeinen Söhnen und Töchtern, Eſeln und Kameelen nicht anders erginge als den Kindern und Tieren des Nachbarn, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, den Sohn von ſeinem Vorhaben abzubringen.

Was wird alſo der ehrwürdige Greis tun? Wird er vor ſeinen Sohn hintreten und ihn etwa ſo anreden:

„Mein Sohn, deine Abſicht widerſpricht den ſittlichen Grundgeſetzen, du lüdeſt dir eine ſchwere Schuld aufs Gewiſſen, wenn du das, was deinem Geiſte in Bildern vorſchwebt, in Taten umſetzteſt?"

Ich wage zu behaupten, daß der ehrwürdige Greis nicht ſo geſprochen hätte. — Oder vielleicht ſo:

„Nilpferdkiefer, mein Sohn, was fällt dir ein? Wenn du das heute nacht täteſt, ſo wäre morgen abend Gleiches mit Gleichem vergolten. Sei doch nicht ſo unklug, Nilpferdbacke"?

Darauf hätte der Jüngling wahrſcheinlich erwidert:

„Vater, du biſt alt und ſchwach und haſt Furcht für zehn Weiber, ich aber bin jung und ſtark und habe Mut für hundert Männer. Auch hab ich Freunde: die Roßnaſe, die Löwentatze, die Hirſchkeule und wie ſie alle heißen, die werden mir ſchon helfen. Laß ihn nur herankommen den alten Nachbarn."

So hätte wahrſcheinlich der Jüngling erwidert oder er hätte geſchwiegen und die Verbrechen hinter dem Rücken des Vaters vollführt.

Ganz anders hätte der Alte dem Jungen ins Gewiſſen geredet, ungefähr ſo:

„Tu's nicht, mein Sohn. Denn ſieh, ſelbſt wenn es dir gelänge, den Nachbarn niederzuſchlagen und alle ſeine Verwandten zu überwältigen, der große Geiſt, der Unſichtbare, der überall und nirgend iſt, der will's nicht, der käme, dich zu züchtigen, dem könnteſt du nicht entrinnen. Sieh, den hat er im Sumpfe erſtickt und den

mit dem Blitze erſchlagen und den in den Rachen des Löwen rennen laſſen, weil ſie dergleichen getan haben. Tu's nicht, mein Sohn."

So hätte der Alte geſprochen und der Junge hätte aus Furcht vor dem Zorne des großen Geiſtes die Miſſetaten unterlaſſen. Denn mit jemand, der überall und nirgend iſt, iſt nicht zu ſpaſſen, das leuchtet ſelbſt einem Troglodytengehirne ein.

Was will ich damit geſagt haben? Daß die Religion, wie die Sophiſten und gewiſſe aufgeklärte Deſpoten behauptet haben, eine ſchlaue Erfindung eines Machthabers ſei, um das Volk im Zaume zu halten?. Mit nichten. Denn unſer Familienoberhaupt führte im beſten Glauben den blinden Zufall auf das Wirken einer rächenden Gottheit zurück. Demnach war ſeine Warnung vor dem Zorne des großen Geiſtes ein unbewußter Mißbrauch des religiöſen Gefühls zur Abwehr drohender Übel, ein Mißbrauch, freilich nicht böſer Abſicht, ſondern einem begreiflichen verzeihlichen Irrtum entſprungen.

Hatten aber die Sophiſten ſo ganz unrecht, weil ſie in der Religion nur eine zweckmäßige Anſtalt erblickten? Da auch ſie zwiſchen Religion und Sittlichkeit nicht unterſchieden, gewiß nicht. Die Machthaber jener Zeit und ihre ſophiſtiſchen Lehrer und Ratgeber dachten und fühlten ja längſt nicht mehr ſo kindlich wie unſer Familienhaupt. Sie erkannten ganz richtig, daß, was der Alte als Walten der rächenden Gottheit angeſehen hatte, nichts anders war als blinder, ſtockblinder Zufall. Und weil ſie das erkannten und nicht mehr unbefangen genug waren, um ſich in das Gemütsleben des ſchlichten Mannes einfühlen zu können, ſondern die Weltanſchauung ihres mit Geiſtesbildung überſättigten Zeitalters fälſchlich auf den Urzuſtand der Menſchheit übertrugen, mußte ihnen der Kinderglaube des Alten als bewußte und beabſichtigte Täuſchung, als Betrug, erſcheinen. Betrug war in den Augen jener Tyrannen nichts Schlechtes, woferne er nur ihren ſelbſtſüchtigen Zwecken diente. War ihre Tyrannei nicht auf Verbrechen über Verbrechen gegründet: Mord, Raub, Verrat, Lüge, Heuchelei und Hinterliſt? Und führten ſie nicht trotzdem das üppigſte Wohlleben in ihren Paläſten und Landhäuſern? Und wenn ja den einen oder den anderen die Kriegsfackel verſcheuchte oder der Dolch

eines Entehrten niederstieß, wohlan: Zufall! Der Zufall hat's gegeben, der Zufall hat's genommen, vor dem Zufall sind wir ohnmächtig.

Zufall! — Ein entsetzliches Wort, ein ganz gotteslästerliches Wort, nicht wahr? Man nennt ihn geradezu den Gott der Gottesleugner und plündert alle Rüstkammern des wohlgeschulten Geistes, um ihm den Garaus zu machen. Umsonst! Wir begegnen ihm täglich, stündlich, allein und mitten unter Menschen. Bald lockt er, bald droht er, bald macht er uns lachen, bald weinen, brüllen, heulen. Bald segnen wir, bald verfluchen wir diesen liebenswürdigen abscheulichen Zufall, der schon so viele Kleine groß und so viele Große klein gemacht hat und noch machen wird bis an der Welt Ende.

Ist er denn wirklich so gottlos der Zufall? — Ich glaube nicht, ich halte ihn sogar für göttlich und mit mir stimmen alle Frommen überein. Nur nennen die ihn nicht Zufall, sondern Vorsehung oder Schickung. Ich aber schürfe noch tiefer als die Frommen, die trotz ihrer aufrichtigen Frömmigkeit die Erhabenheit des Zufalls nicht erschöpfen können, da sie ihn — bewußt oder unbewußt — immer in Beziehung zu ihrem hochwerten Ich setzen. Aber der Zufall kümmert sich ja gar nicht um Sie, meine Herren, weiß von Ihnen nichts, rein gar nichts! Schieben Sie ihm ja keine Absichten unter, weder gute noch böse. Er hat es auf gar nichts abgesehen, sondern besteht auf sich selbst, unerreichbar, unabwendbar kommt er einher, hier Städte aus der Erde, dort Staaten in die Erde stampfend.

Ist das nicht groß? Ist das nicht wunderbar? Gibt es überhaupt andere Wnnder als Wunder des Zufalls? Denn was sich in aller Ruhe und Ordnung nach den Gewohnheiten der Hausmutter Natur abwickelt, darüber wundert man sich nicht, man wunderte sich denn, daß sowas möglich ist, man staunte denn das Wunder der Gesetzmäßigkeit mitten in der wildesten Willkür, den Zufall im Zufall an. — Sie entsetzen sich vor Erdbeben, Feuersbrünsten, Kriegen, Seuchen und Hungersnöten? Auch ich bedaure die Betroffenen, aber ich balle nicht die Fäuste, knirsche nicht mit den Zähnen wie die schwachen Tröpfe, die an ihrem väterlich-milden Gotte irre werden, wenn er ihnen einmal — heftiges Bauchgrimmen verursacht.

Ich sage: Zufall, du bist groß, bist über alle Größe groß, erhaben, göttlich, ob du mir nun wohl oder wehe tust, ob du dich als Hochgebirg vor mir aufgetürmt oder als Meer vor mir ausgeschüttest hast.

Im Grunde enthält das, was wir Zufall nennen, bereits alle Urstoffe der Religion, die — endlich sei's gesagt — an und für sich mit der Sittlichkeit gar nichts gemein hat. Denn Religion ist Gefühl, ist der Inbegriff aller Gefühle, die aus dem Zufälligen, Unergründlichen, Geheimnisvollen, Übermenschlichen entspringen. Religion ist geradezu das Gefühl der Gefühle, das Urgefühl und seiner Natur nach unbestimmt, unbestimmbar, nicht zu fassen und zu fesseln, in keinen Gedanken, kein Wort, kein Lehrgebäude. —

Mein Weib ist mir gestorben, mein Kind, mein Freund. Meine Tränen sind versiegt, mein Schluchzen hab ich erstickt. Ich bin lange stumm gewesen, stumm, dumm und dumpf. Auf einmal denk ich wieder daran, denke und — das große Staunen kommt über mich: Tot! — Nicht mehr! — Woher? — Wohin? — Warum? — Wozu? — — Frag ich mich das wirklich? O nein! Denn könnte ich mich so fragen, dann müßt ich's gedacht haben. Ich hab's aber nur gefühlt, ich habe den urgeheimen Sinn der Gedanken gefühlt, die in jenen Worten zucken. Es ist ein entsetzlicher Starrkrampf in diesen zuckenden Fragen, ohne Zweifel etwas von den Zuckungen eines Sterbenden und vom Wetterleuchten des großen erlösenden, läuternden und verklärenden Urgewitters an den Pforten der Unendlichkeit. Ich fühle das dunkel, unbestimmt, — urgewaltig, sinke auf die Knie' und wie Gegurgel aus Brunnen, die Jahrtausende lang verschüttet waren, stammelt es herauf, ringt sich's aus meiner Kehle: ein Schrei des Entzückens und des Entsetzens:

„Gott!" —

„Stehen Sie auf. Es ist schön von Ihnen, daß Sie den lieben Gott anrufen. Aber Sie tun das nicht auf die gehörige Art. Sehen Sie, da steht's gedruckt, wie man den lieben Gott anzureden hat. Da nehmen Sie."

„Ich danke, bemühen Sie sich nicht, Herr Balthasar Untertumpfhäuser. Ich weiß schon selber, wie man mit unserm Herrgott zu sprechen hat. Abfahren!" —

„Ah, ah! was ich gehört habe! —Ich habe Sie immer für einen aufgeklärten Mann gehalten. Und nun höre ich zu meinem Erstaunen (Kerl, mißbrauchst du das Wort!), daß Sie an — Gott glauben. Mir unbegreiflich."

„So? — Herr Professor, möchten Sie Ihr Herz sehen? — Überrascht Sie meine Frage? — Sie können Ihr Herz sehen, wenn Sie wollen. Sehen Sie, der Mann, der eben weggegangen ist, hat Ihr Herz.

„Wa — wa —? Na, erlauben Sie mir: Der ekelhafte Betbruder?"

„Derselbe. Er hat ein Herz in der Brust, das ebenso schlaff und leer ist wie das Ihre. Und außerdem hat er noch ein Herz — in der Hosentasche, das sieht Ihrem und seinem wirklichen Herzen täuschend ähnlich: lassen Sie sich seinen ausgeschnupften Tabakbeutel zeigen! Und nun — möchte ich wieder allein sein." —

Ich habe mir einen lustigen Seitensprung erlaubt, nun will ich wieder ernsthaft werden. — Religion an und für sich hat also mit Sittlichkeit nichts zu schaffen. Und es ist eigentlich etwas wie Gotteslästerung, wenn man die Feuerrosse des Elias vor den Düngerwagen spannt, der die Jauche aus dem Hofe des Bauern führt, damit dessen Weib und Kinder nicht darin ersticken. Wir sollten Mitleid haben mit der Religion, wie sie uns aus dem Zerr-Folter-Spiegel der Sophisten aller Spielarten entgegengrinst, sollten sie vom Joche der Sittlichkeit befreien, um ihr den Platz anzuweisen, der ihr gebührt: hoch über aller Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, Behaglichkeit, irdischer Glückseligkeit und wie die schönen Dinge alle heißen, die der Mensch der Allgemeinheit nicht missen mag, die er so notwendig braucht, um sich zu paaren, zu vermehren, Karten zu spielen, Bier zu trinken und zu kannegießern.

Wir ihr diesen Platz anweisen: wir — ihr? Ihre Frage gereicht Ihnen zur Ehre. Sie hat ihn ja schon inne, hat ihn ja nie verlassen, die erhabene Religion. Seit Urweltdämmern, Urweltgedenken thront sie in der Einsamkeit, in der Stille, das Geheimnis der Geheimnisse, unerreichbar, unnahbar, ungut und unböse — das Unendliche! Das wir in heiligen Augenblicken der Verzückung schauernd ahnen,

aus dem wir gekommen sind und in das wir zurückkehren werden, wenn uns Tod dereinst die Binde von den Augen nimmt.

Wir? — Sie noch nicht, Herr Händler mit allerlei Ware, Sie müssen sich noch einigemale häuten, ehe Sie reif sind für die Ewigkeit. Denn wie sagt der Dichter des Cherubinischen Wandersmanns?:

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden:
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden. —

Nun könnte jemand kommen und sagen: Wenn also die Religion mit der Sittlichkeit nichts zu tun hat, so ist die ganze Sittlichkeit keinen Schuß Pulver wert. Denn alles Gute kommt doch von der Religion und was nicht von der Religion kommt, das ist schlecht und verwerflich. — Ganz falsch. Die Sittlichkeit ist sogar sehr gut, sehr nützlich und notwendig, ja sie ist platterdings unentbehrlich. Ohne Sittlichkeit keine Familie, keine Gemeinde, kein Staat. Das ist doch nachgerade ein Gemeinplatz geworden. Aber man werfe ja nicht dieses unentbehrliche Ding für den bürgerlichen Hausgebrauch, dieses All-Hausgerät für jedermann mit der Religion zusammen, die ganz unnütz, ganz unnotwendig und durchaus entbehrlich ist. (Entrüstungsgebrüll von einer gewissen Seite: Sie haben mich halt wieder mißverstanden.) Die Religion ist noch viel, viel entbehrlicher als der kostbarste Schmuck, den sich nur ein paar Menschenkinder anschaffen können. Denn sie leuchtet und funkelt nicht einmal, sondern sie ist. Sie ist und man hat sie. Oder man hat sie nicht. Und wenn man sie nicht hat, dann nützen alle Bemühungen nichts, sie sich zu verschaffen. Denn — so schließe ich —: Die Heiligen (lies: Die großen Herzen) werden geboren wie die großen Geister.

Zweierlei Müßiggang / von Arthur von Wallpach.

Als blind ich Menschenbrauch mich überließ,
Wie konnt' ich in der Zecher Mitte hocken!
Es maß der Würfel Klappern mir die Zeit.

Heut lähmt mich unruhvolle Traurigkeit,
Wenn Rauſch und Spiel der Freunde Tag entweiht,
Und zündet mir die Kehle heiß und trocken.

Hinſtreck' ich lang mich auf den Silberkies
Des Uferſtrands und tauche, wenn ſaphiren
Der Flutſtoß anſchwillt, in den eiſigen Schaum;
Sonnen und Stürmen trotz ich gleich dem Baum,
Zur Raſt gibt mir ein Felſengipfel Raum:
Göttliche Trägheit lernt' ich von den Tieren.

Vorfrühling der Liebe / von Bernhard Jülg.

(Schluß.)

Bianca erwachte am nächſten Morgen froh und zufrieden. Ihr war, als ſei ſie auf einer ſchönen Reiſe und an der erſten Halteſtelle angekommen. Hier iſt es ſchon nett und angenehm. Aber es wird noch beſſer werden, es muß noch viel und dies und jenes kommen. Die Zukunft iſt ſo reich. Sie ſtand hurtig auf, kleidete ſich hübſch und hell, ſummte ein Liedchen, lächelte vor dem Spiegel und ging dann aus, die Einkäufe für den Tag zu beſorgen.

Draußen ſchien die Sonne weiß und warm. Nach ein paar Schritten blieb Bianca in der Türe des offenen Wäſcheladens ſtehen, in welchem ſieben, acht junge Mädchen nähten und bügelten. Sie war ſonſt immer ſtill vorübergegangen und hatte als hochmütig gegolten. Heute fühlte ſie ſich zu dieſen lachenden Geſchöpfen hingezogen und grüßte freundlich:

„Guten Morgen. Eine ſchöne Sonne iſt heute."

Die Mädchen freuten ſich über Biancas Zutunlichkeit. Marieta, die berühmt ob ihrer Abenteuer und immer wieder verliebt, aber ſchon nicht mehr ganz jung und ein bischen geſchminkt war, ſang Bianca ins Geſicht: „Der Frühling iſt gekommen".

Sie war ganz übermütig und trug Veilchen im Gürtel, am Buſen, im Haar.

„Ich weiß, was Ihr heute habt, Marieta", lächelte Bianca.

„Das wißt Ihr nicht", antwortete die andere herausfordernd.

„O ja. Nichts macht luſtiger als neue Liebe".

Die andern lachten unbändig; es ſtieg wie überlautes Vogelzwitſchern aus dem Laden. Und Marieta wurde rot unter ihrem Reismehl.

Bianca ging weiter. Wie leicht und angenehm das Leben war. Einmal, vor Zeiten, hätte es ihr Überwindung gekoſtet, mit dieſen kichernden Geſchöpfen nur ein Wort zu wechſeln. Heute gefielen ſie ihr beinahe. Sie mußte an Francesco denken. Solche Mädchen hatte er wohl oft geliebt. Sie wunderte ſich, nicht eiferſüchtig au ſie zu ſein. Aber dieſe luſtigen Vöglein paßten ſo zum Bilde der ſorgloſen Lebensfreude, das ſie in ihm liebte. — Sie machte ihre Gänge, kaufte friſche Blumen und kehrte nach Hauſe zurück. Dort fand ſie einen glühenden Liebesbrief. Es waren ſchöne Worte und Bianca freute ſich. Aber im Grunde dachte ſie: „So was iſt oft ſchon geſchrieben worden; aber ein einziges, ſonniges Lächeln von ihm wiegt dieſes ganze Geſchreibſel auf".

* * *

Und dieſes ſonnige Lächeln wurde Biancas Leitſtern.

Darauf war ihre ganze Liebe aufgebaut. Liebe —! „Liebe ich ihn wirklich"? fragte ſie ſich manchmal. Aber ſie war nicht mehr die grübelnde, zweifelnde, die Dinge zerfaſernde Bianca. Sie dachte an ſeine lachenden Lippen, und die gaben ihr immer frohe Antwort. In den erſten Zeiten hielt ſie an der Vorſtellung des glücklichen Traumes, der ſie lenkte und von dem ſie ſich leiten ließ, feſt. Aber einmal, da Francesco zu ihr ſagte: „Unſere Liebe iſt wie ein Traum" — da mußte ſie lächeln. Sie erinnerte ſich an jene trüben, einſamen Tage, da eine ſehnſüchtige Stimme in ihr geſprochen hatte: „Und ich weiß, daß es nur ein Traum iſt. Er aber in ſeiner blonden Jugend weiß es nicht — vielleicht nicht."

„Gut" — antwortete sie ihm jetzt — „dann ist es Zeit zu erwachen" — und sie zerrte seinen Kopf an den Haaren zu ihrem Mund herab, daß er lachend schreien mußte. Aber es klang zugleich wie der erstickte Aufschrei seines Blutes. Denn schon hatte Bianca ihn geküßt —: „Sind Sie jetzt wach?"

Und er fühlte ihren Kuß auf seinen Lippen und ihre lachende Frage in seinem Herzen brennen.

* * *

An einem Sonntagsnachmittag, da es schon beinahe heiß war, gingen sie hinaus zum Kolosseum.

Conti war ausgelassen wie ein Kind, hielt ein rotes Buch in der Hand und tat, als wäre er ein frisch angekommener Engländer.

Niemanden finden die Römer so lächerlich und niemand imponiert ihnen mehr als der Fremde. Es kommt ihnen sehr ergötzlich vor, zu sehen, wie diese hergelaufenen Käuze einen Schutthaufen bestaunen. Aber selbst für so einen steinreichen Sonderling zu gelten, schmeichelt ihrer kindischen Eitelkeit. Sie gehen achtlos am Großartigen vorüber, weil sie finden, es genüge, wenn es diese Fremden anstarren. Aber geht ihnen selbst manchmal eine Ahnung dieser Größe auf, so werden sie traurig und ertragen es nicht. Denn dann sehen sie nur den grenzenlosen Tod. Sie sind noch sehr jung, diese Söhne einer uralten Vergangenheit.

„Tribuna Vestalium — o yes" machte Conti.

Bianca aber war in dieser Sonne ein wenig müde. Sie saß auf einer gestürzten Säule und lächelte nur leise zu allem, was ihr Freund tat.

„Du wirst nie ernst werden" — sagte sie vorwurfsvoll. Und dann bewundernd, unendlich zärtlich: „Du wirst immer jung bleiben".

Er runzelte leicht die Stirne.

„Ich bin oft sehr traurig" — behauptete er. Und dann tiefsinnig: „Dieses Kolosseum ist eine Tragödie aus Stein."

Bianca aber lächelte: „Kinder schmerzt es immer am meisten, daß man sie nicht als Große behandelt."

„Habe ich es dir noch nicht gesagt, daß ich 27 Jahre alt bin?"

„Nein. Aber dann bewundere ich dich noch mehr. So ein altes und so ein holdes Schaf. Im Ernst, wie alt bist du?"

„Siebenundzwanzig."

„Weniger?"

„Rate!"

„Weniger vier."

„Nein."

„Weniger sechs."

Conti schwieg beschämt.

„Cecco, wenn du heute reich bist, fahre mich."

Ohne ein Wort der Erwiderung nahm er sie unter den Arm und führte sie zu den Wagen, die draußen standen.

„Gräfin?"

Sie hob geziert ihr Kleid, entblößte das Füßchen, trippelte ein paar Schritte bis zum Trittbrett, stieg langsam ein, als ob es mühsam wäre und seufzte.

„Ich danke, Herzog."

* * *

Es dunkelte schon, als sie längs des Tibers unter den knospenden Bäumen in die Stadt hineinfuhren. Klar und kühl stand der Abend über dem Janiculus und zerfloß langsam in blaue Schleier.

Bianca fröstelte. Sie schmiegte sich tief in die Kissen und fest an ihren Freund. Sie schwieg. Ihr Gesicht war weiß und ihre Augen groß und dunkel. Die Sonne und die lange Fahrt hatten sie müde gemacht. Etwas von der Schwere, von der Sehnsucht zu träumen, etwas von jenem ersten Frühlingsnachmittag war über sie gekommen.

Francesco aber hatte alle diese Stunden ihren süßen schlanken Leib an seiner Seite gefühlt. Ihre Haare streiften seine Wange, wenn er sich zu ihr neigte.

„Bianca, du hast einmal gesagt, daß du mich liebst, weil ich jung und fröhlich bin. Du kennst noch nicht alle meine Lebensfreude, du kennst noch nicht die ganze Kraft meiner Jugend. Wir wollen deine Jugend und meine Jugend in eins verschmelzen und ein Freu-

denfeſt feiern. Bianca, es iſt Frühling. An dieſem Frühlingsabend lieben ſich Alle, die warmes Blut in den Adern haben —"

Wie von einem warmen Strom, einem warmen Windſtoß ließ ſich Bianca's Seele von ſeinen Worten treiben.

„Bianca — willſt du? Du, du . ."

Die Worte ſtiegen ihm bis zur Kehle und erſtickten dort vor Erregung. Er glühte. Er konnte es im engen Wagen nicht mehr aushalten. Er ließ halten und hob ſie heraus.

Bianca folgte willenlos, drückte ſich an ihn und war ſelig im Zauber dieſer Stunde. Sie gingen raſch längs des Fluſſes, bis ſie zur Engelsbrücke kamen. Dort bogen ſie in die Via del Panico ein.

Wenn Conti nüchternen Sinnes geweſen wäre, hätte er ſein Mädchen nicht durch den verrufenen Panico geführt. Es war dunkel, bloß hie und da ſchimmerte eine gelbe trübe Gasflamme.

An den Ecken und vor den Haustüren kauerten und ſtanden die armſeligſten, verlorenſten Weiber, dazwiſchen finſtere Männer, den Hut tief in die Stirne gedrückt. Die Frauen lachten mit heiſeren abſcheulichen Stimmen. Es blinkte wie von ſcharfen Meſſern. Und man ſtolperte über faule Katzen und unkenntlichen Unrat.

Ein Weib krächzte: „Niedliche Kinder, das —"

Bianca begann ſich zu fürchten.

Ein Burſche ſprang wütend auf ſie zu und lachte ihr dann ins Geſicht. Conti ſchleuderte ihm ein Schimpfwort zu und hob die Hand. — Der andre fuhr blitzſchnell in die Taſche und zog das Meſſer. Conti war wehrlos, aber er griff inſtinktiv nach einer Waffe. Im ſelben Augenblick fühlte er ſich rückwärts von drei, vier Händen gepackt und fortgeriſſen. Man ſtieß ihn in einen Wagen, jemand ſtieg mit ihm ein, knebelte ihn, verband ihm die Augen und drückte ihn mit eiſernen Händen in die Ecke. Nach kurzer Zeit wurde gehalten. Man hob ihn heraus und führte ihn viele Treppen hinauf. Dann knarrte eine Tür und ſchloß ſich hinter ihm. Der Knebel wurde ihm aus dem Munde und die Binde von den Augen geriſſen.

Er ſah ſich in ſeinem eigenen Zimmer in der Via Monte Giordano, und vor ihm ſtand lachend ſein Freund Daniele Droandi.

War das ein Traum? Dann ſchrie er das einzige Wort, das ihm die letzten Minuten im Kopfe gehämmert hatte: „Bianca".

„Bianca iſt wohlbehalten in ihrem Zimmer. Sieh', es iſt Licht drüben. Wir ſind ſanft mit ihr verfahren, beruhige dich. Du aber mußteſt für den Leichtſinn beſtraft werden, Sonntag abends mit einem braven Mädchen durch den Panico zu gehen und dich mit den berüchtigtſten Meſſerhelden einzulaſſen. Wir hatten euch zufällig geſehen und des Spaſſes halber verfolgt. Da ſehen wir den betrunkenen Strolch auf euch zuſtürzen, hören deine Stimme, ſehen das Meſſer. Wir reißen euch auseinander. In der Nähe ſtand ein Wagen. Das übrige weißt du. Bianca führte Paul Landolfi nach Hauſe".

„Das war ein ſchlechter Spaß, Daniele".

Conti fluchte. Er wußte nicht, an wem er ſeinen Grimm auslaſſen ſollte. Er trat ans Fenſter, öffnete es. Drüben brannte Licht. Da pfiff er leiſe. Bianca erſchien hinter ihrem Fenſter, mit aufgelöſten Haaren, lächelte, ſchüttelte das Köpfchen, warf ihm eine Kußhand zu und verſchwand.

Wütend trat er ins Zimmer zurück. Und damit das Maß ſeiner Bitternis voll werde, fand er auf dem Schreibtiſch Nachrichten von den ſeinen; er müſſe ſofort, ſchon vor Oſtern, nach Caſerta.

Da ſetzte er ſich hin und machte ſich in einem wahnſinnigen Liebesbrief Luft.

* * *

Conti's Briefe hatten auf Bianca's Lippen immer jenes ſüße Lächeln gezaubert, welches das einer nachſichtigen Mutter, das einer Schweſter und das einer Geliebten ſein konnte. Sie beantwortete ſie jedesmal mit ein paar ſchelmiſchen Zeilen. Diesmal blieb ſie ernſt. Und erſt, nachdem ſie ſtill ihre Arbeiten getan hatte, erſt nachdem es Nachmittag geworden war, ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb:

„Süßer Freund! Ich bin froh, daß es neulich ſo gekommen iſt. Sonſt wäre vielleicht Wirklichkeit in unſer Verhältnis gekommen, bevor ich mir über meine Gefühle zu Dir klar geworden. Bisher war es eine Freude, der ich mich gedankenlos hingegeben hatte. Es war wunderſchön und nie, nie werde ich es Dir vergeſſen und Dir

immer, immer dafür dankbar sein. Ich war krank und müde, ehe ich Dich kannte. Die Einsamkeit meiner Jugend hatte mich fast getötet. Ich hatte keinen Glauben, keine Hoffnung und keine Liebe mehr. Du hast mir alle drei geschenkt. Du hast diese Himmelsgaben verschwendet, ohne es zu wissen, so wie die gütige Natur den Tau und den Sonnenschein gibt.... Es begann mit dem ersten sonnigen Blick, den Du in mein Fenster getan hast. Dann kam jener unvergeßliche Abend des Cyrano. Damals hast Du mich mit Freude und Mut überschüttet, und ich habe damals selig gedacht: „Das Leben ist noch schön und reich". Schau, Francesco, ich könnte jetzt mit Kraft einem Unglück entgegensehen. Ich könnte den Schmerz überwinden, daß Du mich verläßt.

Lache nicht! Denn das ist, was ich Dir sagen wollte: Als ich mir bewußt wurde: — Du könntest den Schmerz überwinden, daß er dich verläßt — da erkannte ich auch, was ich bisher für Dich gefühlt hatte. Mehr als Dich, mehr als Deine Augen und Deine Lippen liebte ich die göttliche Jugend und die Lebensfreude, deren Sinnbild Du mir warst. — Meine Seele war noch zu trocken und zu müde, um sofort für die große Leidenschaft empfänglich zu sein. Du aber hast meine Seele geackert und besäet wie ein Landmann mit dem Felde tut im Vorfrühling.... Siehst Du, mein Freund, den Vorfrühling der Liebe habe ich durch Dich erlebt. Nun warte ich auf den großen Frühling, und keine Macht der Welt kann mir die Zuversicht auf ihn rauben.

Ich sehe Dich in Caserta unter den blühenden Bäumen im keimenden Saatfeld. Und ich rufe Dir zu: Ich liebe Dich! —

Deine Bianca."

— — — — — — — — — — — — —

Und Bianca öffnete das Fenster, welches sie geschlossen hatte, um ungestört schreiben zu können. Denn draußen glich der Monte Giordano einem summenden Bienenkorb oder einem ungeheuren Haufen grauer Schwalbennester, aus denen Jubel und Gezwitscher ohne Ende aufsteigt. Und überall, wohin sie nur konnten, in die schwärzesten Winkel hinein fielen weiße, weiße Sonnenstrahlen.

Und Tage ſind . . . /
von Ludwig Seifert.

Und Tage ſind, wo im Gebüſch verborgen
Die Schlange ruht. Und wie ein gold'ner Morgen
Von leichten Wolken, die ganz ferne ſchweben,
Noch ungetrübt ſteht klar und ſtill das Leben.

Ihr fernen Zinnen ſchimmernd aufgebaut
Auf Rebenhügeln morgenlicht-umblaut —
Buchweizenfeld, Kapelle, Eſſigbaum,
Sah ich euch nie zuvor? Seid ihr ein Traum?

Ich wage mich behutſam kaum zu regen,
Um nicht der Stunde unverhoffteu Segen
Zu kränken durch der Freude kühne Geſte,
Wie einer ſorgſam geht durch Blütenäſte . . . .

Und bunte Feſtgedanken ziehen froh
Durch meine ſtille weite Seele ſo
Als ob durch ſommerlicher Felder Weite
Ein Bittgang mit Muſik und Fahnen ſchreite.

Sämereien vom Gebirge her II /
von Carl Dallago.

Je weiter ich komme, deſto größer werden meine Unſicherheiten. — Vielleicht iſt dies das beſte Zeichen für mein Fortſchreiten als Künſtler? — Vielleicht iſt das Endergebnis: einer Sache Form geben, was zugleich bedeutet: einer Sache Klarheit geben. Das Ergebnis der Form als einzige Klarheit.

*

Ich mache die ſchöpferiſche Tauglichkeit eines Künſtlers abhängig von dem Umſtande, in wie weit „der Fettbürger“ (der Menſch der herrſchenden Allgemeinheit) in ihm getilgt iſt.

*

Aller schöpferischen Kunst liegt zu Grunde: Aufruhr der Seele gegen die Tyrannei des Bestehenden.

*

Ich taufe das gewaltige Bild Millet's „Der Mann mit der Hacke": der Arbeit Grenze. Ich glaube damit die Seele des Bildes benannt zu haben.

*

Jedes große Kunstwerk muß Unendlichkeit ausstrahlen — gleichsam ausatmen wie das Dasein. Es wäre also Kunst im höchsten Sinne: Ein Festhalten der Unendlichkeit im Bilde.

*

Ein Künstler-Bekenntnis: Ich habe gelebt, was in mir ist. Ich übertrug meine Seele nach außen in Taten. Wahrhaftigkeit war mein einzig Führendes, Lauterkeit mein Weggenosse, alle Berechnung blieb mir stets fremd.

*

Wo die Kunst eingeht, erblüht das Kunstgewerbe. Oder *lügt* die Zusammenstellung der Begriffe? — (Man forsche danach in München.)

*

Es scheint das Sich-Mitteilenkönnen abhängig von dem Zu-Mitteilenden auch *der Form nach*, sodaß Kleinerem eine kleinere Form entspräche und Größerem eine größere. Nun will sich Kleines für Großes ausgeben: Ursprung des Epigonentums. — Gefühlchen kleiden sich in die Tracht der Gefühle: Wesen desEpigonentums. — Schlußfolgerung: Jeder Künstler muß sich erst seine Form gebären.

*

Das Fragwürdige im Dasein wäre: daß der *Schein* herrscht und *nicht das Sein*. Aber vielleicht ist das wieder nur Schein, und überall ist doch *das Sein* zuletzt maßgebend. In der Kunst gewiß: wenigstens *verlangt es so mein Glaube*. Hier erwächst mir der Unterschied zwischen Pseudo-Kunst und Kunst, — zwischen Pseudo-Künstler und Künstler. *Dieser* muß sein Werk mit seinem ganzen Menschentum aufwiegen, *jener entfernt* sich davon.

*

Vielleicht ist jene Gottesgnadengabe des Sich-Mitteilenkönnens nur ein Übermaß von Drang, der nach Klarheit ringt, — ein Überfließen von Empfinden, das allmählich in Bildhaftigkeit übergeht, sodaß es wie eine reife Frucht gepflückt werden muß.

*

Je größer der Künstler, um so größer muß in ihm auch der Psychologe sein. Denn die Kunst bildet nur das Geschaute — also im weiteren Sinn: nur Wirklichkeit. Die Beschaffenheit der Wirklichkeit ist dabei das Maßgebende; das Neue daran ist das Eigene. Der Psychologe schafft sich diese neue Wirklichkeit, er deckt eben erst auf.

*

Auch das zeugt für den Künstler, daß er das Zubildende erst dort meistert, wo er warm wird.

*

Ich bin Lyriker. — Wir, die wir vielleicht in kommende ethische Umwälzungen zuerst hineinlangen, müssen zur ursprünglichsten Dichtungsart greifen, um unterzubringen, was in uns ist. Große Epiker — große Gestaltende sind gewöhnlich das Letzte einer Zeit. So gibt eigentlich auch der große Gestalter Carl Spitteler nichts Schöpferisch-Neues; er ist vielleicht der episch-künstlerischste Abschluß seiner Zeit. Es ist in ihm nicht annähernd so viel schöpferisches Element wie in Nietzsche, doch ist seine Gestaltungskraft ganz anderer Natur, in ihrer Art weit größer. Er hat bereits für alles, was in ihm umgeht, Menschen gefunden von Fleisch und Blut — bereits alles an vorhandenen Menschen vorgefunden, was ihn beschäftigt. Die Kostümierung ändert daran nichts. Wir haben das nicht, ganz abgesehen vom Gestaltenkönnen. Deshalb: wir können nur sein: Berichterstatter unsres Menschentums.

*

Auch Giovanni Segantini ist nur Lyriker, wo er schöpferisch ist. In seinen Bildern ist vorerst nur sein Empfinden untergebracht, das vorausgeeilt ist: denn er ist ein Schöpferisch-Großer — ein Neuerer wie Walt Whitman — wie Nietzsche. In seinem „Sonnenaufgang" ebt vorerst nur seine Seele. Wer weiß, wie lange es währt, bis ein Künstler kommt, der Epiker und Gestaltender genug ist, — der

Menſchen darzuſtellen vermag, deren Seelen den Sonnenaufgang Segantini's in ſich tragen. Was wird er von ihnen erzählen können? — Wie mag ihr Ausſehen — ihr Gebaren ſein? —

*

In Kreiſen des Herkommens — der Satzung — der Allgemeinheit Gefallen erregen, muß im Künſtler, falls er ſeine Kunſt liebt, Mißtrauen zu ſich ſelber auslöſen.

*

Kunſt, wie ich ſie aufgefaßt wiſſen möchte, als ein Unterbringen der Natur, iſt Zuflucht für das Leben — vor dem Mangel an Leben, nicht Zuflucht vor dem Leben.

*

Es ſcheint, Härte macht auch im Künſtler Größe aus. Adalbert Stifter iſt groß, gemeſſen an ſeiner weichen öſterreichiſchen Landſchaftlichkeit, die ſeine Entfaltung umrankte. Gottfried Keller ſcheint größer, weil er die härtere Natur im Leibe — im ganzen Weſen hat, was in ihm härteres Empfinden und kraftvolleres Geſtalten auslöſt.

*

Objektiv ſein, hieße eigentlich: unſchöpferiſch ſein, indem es nur ein bereits Beſtehendes oder Beſtandenes zu ſchildern hätte. Es ſcheint mir zugleich ein Unmögliches, weil das Wahrnehmen nicht loszulöſen iſt von der Art des Schildernden.

*

Der winterliche Tolſtoi vielleicht hervorgegangen aus einer Wandlung, die gleichſam das Kind mit dem Bade ausſchüttete. Ihm oder in ſeiner Nähe ward vielleicht Sinnlichkeit ein Verderbliches, und ſo ſieht er nur mehr das Verderbliche der Sinnlichkeit überall hineinverpflanzt und lehrt alle Sinnlichkeit verabſcheuen. So iſt er nicht einmal imſtande ſeine Lehre konſequent zu Ende zu denken (denn es nähme ihm alle Gelegenheit zu lehren, — es nähme ihm alle Lernenden — alle Aufnahmefähigen, und er will doch lehren) geſchweige denn dieſe Lehre praktiſch durchzuführen, was alle Welt ausſterben machen hieße. Er hat etwas von einer Büßernatur an ſich — etwas

von einem Johannes dem Täufer, aber auch hier ist er nicht abgestimmt genug, — nicht konsequent genug, — er bleibt nebenbei doch der reiche Graf Leo Tolstoi. So ist er noch lange kein Jesus, kein ganz Großer, kein Aufbauer des Lebens, sondern mehr ein Säuberer — auch mit dem Beigeschmack eines solchen, als eines Schauenden, der überall so viel vom Schmutze wahrnimmt, daß er schließlich das Leben selbst als Schmutz ansieht — ansehen will. Aber Tolstoi ist Künstler — und sei er's wider Willen — und dies ist das Erlauchte und Bestehende an ihm. Als solcher trägt er den Charakter einer russischen Winterlandschaft.

*

Shakespeare und Tolstoi: in Beiden scheint sich die Seele ihrer Zeit — ihres Volkes — ihrer Landschaft zu offenbaren. Daraufhin erklärt sich auch eher das völlige Versagen des Verständnisses Tolstoi's Shakespeare gegenüber. Die Zeit und Landschaft des großen Briten, in dem das Nordisch-Heidnische zumeist noch ungebrochen umging, weist doch viel gewaltigere Menschentypen auf als das heutige Rußland Tolstoi's. Es war wohl in jener Vergangenheit in den Heimatlanden Shakespeares ein viel jüngeres und kraftvolleres Menschentum da — ein viel mächtigeres und ursprünglicheres Blühen der Sinne. Und soviel Gutes und sogar Großes man Tolstoi auch lassen mag, an der gigantischen Spannweite der Menschennatur Shakespeares gemessen wird es ein einseitig Unzureichendes. Der Abscheu des weisen Russen vor Shakespeare erscheint als ein „Allzu-Menschliches". Tolstoi mag sich zu spät den Werken des Briten zugewandt haben, — zu einer Zeit, da er schon zu alt war. Vielleicht war er aber immer zu alt dafür in seinem trüben Rußland, — oder daß Shakespeare ihn erst alt machte, und er nicht mehr erkannte, daß ihn dies empörte? — Es lebt eben zuweilen ein Weibsempfinden in jedem Künstler.

*

Unsere Zeit scheint in deutschen Landen suchen zu müssen: ob es noch vornehmen Reichtum gibt, der seine Mittel in den Dienst der Kunst stellt und nicht die Kunst herabzwingt, nur seinen Zwekken zu dienen, wie es überall zumeist geschieht — auch von hochtönenden Kunstunternehmungen auf zweierlei Art: die Eine, die Kunst be-

nützt, um Mittel hereinzubringen, — die Andere und schlimmere, die ihre Mittel benützt, um sich für Kunst auszugeben.

*

Auch Worte und Begriffe bedürfen der Erneuerung; sie verbrauchen sich wie alle anderen Dinge im Dasein und werden schwachbeinig und hinfällig.

*

Alle Gläubigkeit ist undogmatisch — ist Gefühlswertung. Die Kunst, als höhere Gläubigkeit, mag dies Undogmatische bis zur Unerträglichkeit von allem Dogmatischen, — bis zum Gefühl einer Erniederung durch alles Dogmatische an sich haben.

*

Ich feiere den Sieg der Germanen in der Schlacht im Teutoburger-Walde als einen Sieg der Menschennatur. Wohl war auch der Intellekt daran beteiligt, und taten List und Verstellung das ihre dabei, doch immer war solches Tun dienend und untergeordnet dem Ganzen und überschritt nie seine natürliche Machtstellung. Die Kraftborne und Erreger des Ganzen aber waren blinde Triebe: Haß und Liebe und ähnlich helldunkles Gewühl der Menschenseele, das in der ungeschwächten Menschennatur übermächtig emporschoß und jeden Nerv und jede Ader besetzte und den ganzen Menschen in ein Gefühl wandelte, das zur Tat lechzte und aufzwang. So erst sehe ich den Sieg Armins jene Bedeutung annehmen, die einer Kulturwandlung zukommt, indem er dem selbstherrlich bestimmenden Auftreten neuer junger kraftvoller Völkerschaften die Wege bahnt, — indem er Platz schafft für ungeschwächte Menschennatur. So feiere ich Hermann als Herrn und Mann — als Germanensproß, etwa ja nicht als Begründer des heutigen Gang und Gäbe-Deutschtums oder gar als das Deutschland der Massen, in dem schon so viel Römisch-Verfallenes umgeht und so viel Intellektisches regiert, daß schier ein neuer Hermann not tät.

*

Der Tiroler, Andrä Hofer, ein Hermann im kleinen Maße. Seine Menschennatur erscheint abgeschwächt von der Kost der vorhergegangenen kirchenchristlichen Zeiten. Doch bleiben in ihm die An-

reger zu allem Unternehmen Glaube, Liebe und Haß und nie der Intellekt. Hofer's Tun bringt erst Entfaltung seiner Menschennatur. So wird der Freiheitskampf der Tiroler ein Kampf des *Volkes* der Tiroler. Die Kampferreger wie die Beschaffenheit der Kämpfer *erheben* die beteiligten Massen zum Volke. Ein *Volk* aber wird nur dort untertan, wo es *zugetan* ist, wie ein *Weib* sich nur dem hingibt, den es liebt. So sehe ich beifällig und stolz auf die heimatliche Kampfzeit zurück, die sich nun bald hundertmal jährt.

*

Was man zuweilen Tirol aufzudrängen sucht: ein Hinaussehen nach Deutschland wie nach einem Platz für Reichsuntertanenschaft, — dem Tirol, das einen so wettertrüben Teil Deutschlands — das ein München zum Nachbarn hat. Wenn der Bajuvare auch dem Nordtiroler verwandt sein mag, so ist doch etwas da, das einer Wesensverwandtschaft zuwiderläuft, insoferne der Bayer ein mehr Städtisch-faules und Landschaft-fernes aufweist, das in den Handlungen sich bemerkbar macht. So konnte schon Tirol vor hundert Jahren alles Bayrische nur als *Fremdherrschaft* empfinden. Es war wohl der städtische Dünkel des heranwachsenden München, der damals grob und roh in die tirolische Landbevölkerung als in ein Minderwärtiges hineingriff. Wie lohte da überall junger Haß empor, flammender und fruchtbarer als alle Bergfeuer, die heute zuweilen noch unsere Höhen zieren. Und dieser Haß war *germanisch*: er richtete sich zutiefst gegen die Anmaßung des Intellekts, er kämpfte für sein Empfinden — für seine Neigung, — er rang in seiner Art für die Freiheit der Menschennatur.

*

Mein Stolz als Tiroler wäre: daß Tirol zu klein bleibe, um sich als *Masse* zu fühlen, daß es zu *groß*, zu germanisch, zu naturhaft empfinde, um jemals deutsche Reichsuntertanenschaft als ein *Mehr*, als ein Wünschbares anzustreben.

*

Es soll mir eines Reiches Angehöriger zu sein nur Lust und

Ehre sein, wenn es bedeutet: eines großen Tuns — nicht eines Großtuns Angehöriger zu sein.

*

Ich sehe in Bismarck noch etwas anderes als den Schöpfer des deutschen Reiches, — ich sehe in ihm einen Herrn und Mann — eine machtvolle Hand — ein Aufrechtstehen — eine Natur — ein Element, das aufrüttelnd hineingriff in deutsche Verschlafenheit und standhaltend und ablenkend in die anwachsenden intellektischen Umtriebe und Bewegungen der Massen; ich sehe in ihm einen Menschen, der seinen Reichtum und seine Wohlgeratenheit, seine Menschennatur in die Politik hineintrug, der als Politiker Künstler war.

*

Ich sehe ein Verfallssymptom der Menschennatur darin: sich erst groß und sicher zu fühlen als Angehöriger eines großen gleichsprachigen Reiches. Es läßt mich für Tirol zumal sagen: wo das Germanische abstirbt, treibt das Reichsdeutschtum. Meine Anschauung bestärkt: daß die Führenden in solchen Bestrebungen oft genug unlautere und unfähige Menschen sind. Dasselbe gilt für den Irridentismus, der in meiner Heimat umgeht.

*

Je größer ein Reich, desto leichter sein Verfall. Je größer die Masse, desto schwerer ihre Entwicklung. Hier denke ich an Deutschland, das heute nur zu gerne seinen Machtzuwachs von seinem Bevölkerungszuwachs ablieſt.

*

Eine Sprache an sich sichert niemals den Bestand des Wortes, sondern das Was und Wie des Gesagten — die Natur des Sagenden. Jesus, der Sprache nach einem winzigen Völklein angehörig, fand doch für sein Wort ewigen Bestand.

*

Überall wo es Menschen gibt und nicht nur Leute, wird es auch ein Verstehen für mich geben. So ist es nicht nötig, Verständnis nur bei den Deutschen zu suchen, — so wird es freilich zu-

gleich ein Seltenes, richtig verſtanden zu werden. Der Verſtand allein iſt es nie, der mich ganz verſtehen wird.

*

Vielleicht kommt bald die Zeit, wo Deutſchlands flacher Süden (der Norden hat das Meer und die Heide, der Weſten Gebirge und Strom) an der Landſchaft der Alpenländer ſich aufrichtet und vertieft. Die Interpreten dieſer Landſchaft ſind aber vorerſt die Dichter und Künſtler der Schweiz und Tirols.

*

Bin ich nicht Künſtler — nicht Freiheitskämpfer: ſo kämpfe ich doch für die Freiheit des Menſchen und nicht nur des Deutſchen. Wird mir ſo der Begriff Deutſcher nicht wie eine Schranke — wie eine zu nahe Grenze? — Oder ſoll der Begriff Deutſcher ſo hoch ſtehen, daß er höchſtes Menſchentum in ſich unterbringt? — Aber dann darf man nicht ſagen die Deutſchen.

*

Wo Nationalismus etwas taugt (und es iſt ſelten genug), muß er natürliches Wachstum darſtellen und nicht gewaltſam der Menſchennatur aufgedrängt ſein, wie es das Nationalſein-Wollen mit ſich bringt, dem immer Abſicht zu Grunde liegt und nicht tugendhafte im Sinne von vorteilloſe. So erſcheint er nur als Sprößling des Intellekts und wird ſchweres Hemmnis unſrem Wachstum, unſerer Entfaltung und bedeutet ſchließlich eine Verarmung unſerer Menſchennatur, indem er Untergeordnetem in uns die Führung überläßt. Zuletzt aber ehrt man ſeine Nation immer noch am beſten durch Hebung ſeines eigenen Menſchentums. So mag es immer wieder heißen: Was für ein prächtiger Menſch — und er iſt ein Deutſcher! Und wenn deren mehr ſind, kann es heißen: Was für prächtige Menſchen haben doch die Deutſchen! Niemals aber wird man ſchließen: Er iſt ein Deutſcher: — alſo muß er ein prächtiger Menſch ſein! Dafür haben die Deutſchen doch ſchon zu viele Laſter in ſich aufgenommen — auch fremdländiſche Laſter.

*

Es iſt unſere Bodenſtändigkeit, weiters unſere Vorfahrenſchaft und deren Berufe und Neigungen, die einzig unſer natürliches

nationales Wachstum bedingen und auslösen: lauter Dinge, denen wir selbst wenig mehr anhaben können.

*

Wo in künstlerischen und dichterischen Dingen die Verherrlichung des Nationalen und Patriotischen als das Tonangebende allzu gewollt hervorsticht, kann man zumeist auf Unlauterkeit schließen, die menschlicher und künstlerischer Unzulänglichkeit entsprungen ist. Ich denke hier an Armin's und andrer Helden—Schemenreiter.

*

Niemals ist der Staat das höchste Gebilde der Menschen, wie Politiker gern glauben machen möchten. Der Staat ist im besten Falle ein Haus, ein Gebäude, das eine Nation — ein Volk oder auch Völker beherbergt. Es sei Fürsorge der leitenden Menschen, daß diese Herberge gut ist, daß die Menschen im allgemeinen darin gut gedeihen können, daß das höchste Gebilde, der Mensch, darin zu seinem Wachstum, zu seiner Entwicklung, zu seiner Entfaltung kommt. Es sei natürliche Pflicht der Beherbergten, daß sie sich für das Gutgefügte und Gutgeführte erkenntlich zeigen.

*

Nationalismus ist ein Massenbegriff. So bietet er Schleichwege und Unterschlupf genug dem Kleinen und Niedrigen am Menschen. Es erbringt mir die Wahrnehmung: Über unzulängliche oder defekte Körperlichkeit muß die Kleidung hinwegtäuschen, über unzulängliche oder defekte Wesensart der Nationalismus.

*

Vorbedingung für alle Selbstzucht und Selbsterziehung: Sich nicht als Masse fühlen. Es entläßt einen aus dem Bereiche der Menge; es entfernt von sich alle Bewegungen der Massen: die der Arbeiter wie die der Frauen; es läßt seine Reichsangehörigkeit weit in den Hintergrund sinken.

*

Tiefer gesehen erweist sich alles Konzessionen-Machen als eine Verunreinigung des Charakters, jedes Kompromiß-Schließen als eine Belastung der Seele.

*

Hohe Errungenſchaft: daß man die Schmähungen der Menge, der Maſſen, der Mehrheitsbegriffe wie einen Adel trage.

*

Wir, die wir innerlich keinen Hochmut kennen, getrauen uns hochmütig zu ſcheinen.

*

Heute weiß ich als Künſtler: es darf kein deutſches Reich für mich geben, es ſei denn, ich meine mit einem deutſchen Reiche mich!

*

Es iſt viel wunderbarer um den Inſtinkt eines Tieres beſtellt als um die Art, wie ein Menſch Profeſſor oder Doktor wird. Dies iſt ein Erlernbares, jenes ein innerlich Gewachſenes aus der Grundtiefe der Natur heraus.

*

Kaiſer Wilhelm, der Zweite: vielleicht ein impulſiv ſcheinender Intellektmenſch mit der ganzen ungereimten Selbſtverſtändlichkeit eines Dogmengläubigen. (Man denke nur an den Begriff: „Von Gottes Gnaden".) Als Geſamtperſönlichkeit etwas, dem ein Künſtler gern aus dem Wege geht — dem ein Seltenes aus dem Wege geht.

*

An Lügen betreffs ſich ſelber glauben heißt doch: ſich ſelbſt belügen. Glauben aber nicht die Machthaber den Schmeichlern? — Erziehen ſie ſich nicht die Schmeichler?

*

Aller Undank rächt ſich. — Erhielt aber Wilhelm II. ſein geeintes Reich nicht durch Bismarck? —

*

Das Wirken der Nur-Intellektmenſchen wird zumeiſt Verwirken. Iſt aber des deutſchen Reiches zweiter Wilhelm nicht Intellektmenſch?

*

(Fortſetzung folgt.)

Kämpfen / von Peter Scher.

Das iſt kein Kämpfen:
Wenn du mit trotzverbiſſenen Lippen
Durch den Tag, durch die Gaſſen gehſt,
Im Kreiſe deiner Schmerzen ſtehſt,
Und aus den leergefreſſenen Krippen
Des Lebens matt wie Spreu verwehſt —
Das iſt kein Kämpfen!

Aber wenn aus einſamer Ferne
Hoch und hell ein Lachen klingt,
Daß es in die Tiefen dringt
Und zum Licht der ewigen Sterne —
Dann horch aus ſchwülen Krämpfen
Auf dieſen Ton, auf dieſen Ton:
Das Lachen iſt des Leidens Lohn.
Lachen heißt Kämpfen!

Brixner Chronik / von Hartmann.

In heißen Sommertagen muß einer durch die einſamen Gaſſen dieſer ſtillen Stadt gehen, wenn er ihre ſeltſame Schönheit, ihre in ſich verſunkene Größe lernen will; und von den Menſchen muß man denken, die vor vielen, vielen Jahren in dieſen Häuſern wohnten, an die überlegene Ruhe und die beſcheidene Größe ihres Schaffens. Wohin wohl die viele unbewußte Schönheit und herbe Bürgergröße gegangen iſt? Ob die auch ſo haſſen konnten, wie wir es heute können? Ich glaube, ſie hielten mehr auf ihre Stadt und die Scholle war ihnen heiliger als der eigene Geldſäckel.

Uns aber fehlt die rechte Heimatliebe und der Zuſammenhang mit jener größeren Vergangenheit. Wir ſtehen auf dieſem Boden losgelöſt von ihr — und haben unſere Zeit noch nicht erreicht.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Statthalter Baron Spiegelfeld
oder
„Der Abkanzler von Tirol“.

Wenn ich vor den verwitterten Fresken an den Häusern stehe, muß ich an viele Geschichten denken, von den Leuten, die diese Bilder gemalt, wie die mit Bischof und Prälat lustige Nächte durchzechten und nebenbei große Männer waren. Und da fällt mir eine Geschichte aus unsrer jüngsten Zeit ein.

War da eine Gesellschaft von jungen, lustigen Leuten, die tauften sich in ihrem Übermute „die schwarze Hand". Natürlich eine Ortsgruppe der berühmten Freimaurer aus irgendwo in Amerika. Aber da kam die liebe Fürsicht Gottes dahinter, und so erging es den Leichtfertigen schlecht. Und das kam so: Eine Unternehmung zur Verbesserung des christlichen Lebenswandels unter den jungen Leuten männlichen Geschlechts kommt auf die Idee, sich ihr Vereinshaus von einem Baumeister bauen zu lassen, der der genannten „Schwarzen Hand" angehört. Weil aber das doch ziemlich unschicklich wäre, unternimmt es ein weiser und gottesfürchtiger Priester, dem arggeschädigten Parteichristentum rettend unter die Arme zu greifen, und bald ist auch der Teufel los. Weise Männer wiegen das schimmernde Haupt und reiben sich die gesalbten Hände.

Ist es nun ein bloßer Zufall, oder war der leibhaftige Böse im Spiele, daß die Geschichte einen etwas lächerlichen Ausgang nahm? Man erkundigte sich, um doch schließlich ganz sicher zu gehen, bei der Besitzerin des anrüchigen Lokales und es stellte sich heraus, daß die „Schwarze Hand" eine ziemlich harmlose „lustig teutsche Sing- und Saufgesellschaft" war, mit den berühmten Freimaurern in Amerika lediglich dem furchtbaren Namen nach verwandt. Das Bundesmitglied aber baut das fromme Haus, und der liebe Gott hat's bis heute noch nicht zusammengeblitzt oder -gedonnert, obwohl es ihm bei dem vielen schlechten Wetter eine Kleinigkeit sein müßte.

Die Geschichte ist keine von den liebenswürdigen, über die man lachen kann, erweckt im Gegenteil etwas unbehagliche Gefühle, wenn man aus ihr weitere Folgerungen für seine persönliche Sicherheit und Bürgerruhe ziehen soll.

Es tut einem leid, daß die Leute so patzig ungeschickt sind. Ich glaube, früher war selbst der Haß menschlich heiliger, echter, jedenfalls doch weniger Geldwirtschaft.

Soll man sich noch viel über andere Dinge wundern, die in dieser Stadt geschehen, wenn Leute, die früher in Seifen oder Hemdknöpfchen machen, nun in das Wohl und Wehe dieses Gemeinwesens machen dürfen?

Man kann zur vollen Zufriedenheit seines Prinzipals in gewissen Artikeln reisen, und trotzdem genügen hier andere Fähigkeiten, als zur Leitung städtischer Angelegenheiten notwendig wären. Wie aber soll ein Mann, dessen Geschäftseinnahmen täglich zwischen 10 Kreuzern und einer Krone schwankten, mit seinen Greislerallüren die tiefsten Tiefen einer Bankverwaltung erschöpfen?

Im Verhältnis zu diesem Manco des Naturells stehen auch die Elaborate, die nach langwierigen Debatten in Öffentlichkeit umgesetzt werden. Daß Stadtwege ein gewisses Maximum von Schmutz und Wasserlachen fassen können, dürfte auch in kleineren Ansiedlungen möglich gemacht werden; oder um Straßen zu bauen, zu denen kein Mensch zufahren kann, werden keine zu großen äußeren Schwierigkeiten zu überwinden sein. Es soll auch in der Tiefe von Brixen eine Kanalisierung liegen, über die näheren Details sowie über den Zweck der Anlage fehlen sichere Gerüchte.

Wem jedoch für solche Wohlfahrtseinrichtungen das Verständnis fehlen sollte, der kann sich an dem Anblick eines k. k. Gymnasiums erfreuen, das alljährlich neben einer größeren Anzahl von Seelsorge-Kandidaten auch einige hübsche Epidemien ausbrütet. Allerdings ist hiebei zu bedenken, dies Gymnasium ist ein konservativer Besitz, und es wird kein halbwegs ruhig denkender Mensch an eine christlich-soziale Stadtverwaltung das Ansinnen stellen, dem Erzfeind ein neues Haus zu bauen. Dafür besitzen wir den Eckstein eines noch zu errichtenden Spitals, der vorläufig als Beruhigungsmittel für die schwerbesteuerten Hunde gedacht zu sein scheint. Er ist auch wirklich sehr schön und ich freue mich jeden Tag, daß er über Nacht nicht gestohlen wurde. Wen jedoch seine Phantasie genügend unterstützt, der kann sich auf besagten Stein setzen und sein Gemüt mit dem Gedanken erheitern, daß er die vielen, vielen Krankheiten nicht besitzt, denen dies Haus geweiht sein soll.

Man denke jedoch nicht, ich wolle bösartig sein, im Gegenteil, ich rühme unsern Fortschritt, unsre Spzial-Brixner-Kultur.

Freilich will ich dadurch niemanden zu der Ansicht verleiten, als hätten wir hier in Brixen etwa eine Kunstausstellung, wie das benachbarte Klausen sie besitzt, obgleich es auch hier Leute gibt, die sich mit Malerei beschäftigen. Vor ungefähr einem Jahr starb hier ein fröhlicher Dilettant. Begeisterungtriefend hängte man seine Bilder in einen großen Saal, und die halbe Stadt war närrisch, denn der Mann war Priester, und daß ein geistlicher Herr so etwas kann, schien allen eine Offenbarung. Aber das sind Dinge, die weit hinter dem Horizonte dieser Berge liegen. Ich will auf etwas viel Näherliegendes verweisen. Es zeugt doch immerhin von einer gewissen Höhe der Kultur, wenn in einer Stadt eine Zeitung erscheint; und hier erscheinen gleich mehrere. Leider erlauben es mir meine Verhältnisse nicht, sie alle zu lesen, ich kann mich nur mit der „Chronik" befassen, aber sie lese ich mit größtem Interesse und würde sie jedem Lernbegierigen auch aufs wärmste empfehlen, denn man erfährt hier immer „Unerhörtes" und „Nochniedageweſenes". Ich lese sie auch hauptsächlich, um meinen Stil zu bilden, und bin seither ein stiller Bewunderer der Deutschlehrer des ganzen Bezirkes geworden; denn durch deren bildnerische Hand sind doch schließlich die meisten der zahlreichen Mitarbeiter dieses Blattes gegangen.

Leider machte sich in der letzten Zeit unter der Bürgerschaft Brixens eine sehr bedauerliche Strömung gegen diese Zeitung geltend. Ich glaube, dies ist nicht klug, denn am Ende messen sich seine wackeren Journalisten wirklich noch irgendwelche Bedeutung zu.

Zum Schlusse noch ein kräftiges Heil jenen unbekümmerten Arbeitern, die uns die Plosebahn erbauen werden, vor allem unserem allverehrten Herrn Bürgermeister. In aller Stille ist dieses große Werk gereift und nun dürfen wir uns stolzen Hauptes an die Seite der Schwester Schweiz stellen und ihr freudentränentriefenden Auges die Hand reichen. Leider fehlt hier auch für diese Arbeit das entgegenkommende Interesse, und man scheint allgemein der Ansicht zu sein, Prospekte (bisher ist nämlich nur der Prospekt jener Bahn erschienen)

seien Vorsichtsmaßregeln, und die Arbeit sei auf die böswilligen Sticheleien einiger Unzufriedenen hin entstanden, und man suchte hier wenigstens durch den Schein irgendwelcher Arbeit größeren Unannehmlichkeiten zu entgehen.

Wenn ich den Mut zu einer persönlichen Überzeugung hätte, würde ich den Kalkulationen jener Leute vielleicht beipflichten, denn ich schätze die finanzwirtschaftlichen Fähigkeiten dieser Prospektmacher, die sich doch selbst in den unangenehmsten Verhältnissen zu behaupten wissen, viel zu hoch, als daß sie in klaren Momenten ihres Geisteslebens an die vorliegenden Berechnungen glauben könnten. Die Sache hat aber hier sehr böses Blut gemacht, und es wäre immerhin zu begrüßen gewesen, der unerschrockene Erfinder hätte diese Arbeit verloren wie Edison die „Berechnungen zu seinem Taschenakkumulator."

Das sind alles böse Dinge, die viel Unlust in einem Herzen erzeugen könnten, wenn man sie ernster nehmen wollte, als sie gemeint sind. Man muß diesen Bürgen tiefer in die Augen schauen, um sie mehr zu verstehen und weniger zu hassen. Da sieht man viel erstaunte Kinderaugen; und es sieht fast schon niemand mehr nach dem Wind, der manchmal noch durch die engen Gassen pfeift, nur der Hahn auf dem Kirchturm, und selbst dem wirds bald zu dumm werden, denn er ist schon sehr rostig.

Da sitz ich oben im Wald und hör den Glocken zu, die aus der stillen Stadt heraufläuten durch den weiten Sommertag. Wer ihrer Sprache lauscht, hört viel schöne Dinge aus ihrem hartsilbernen Klang. Die armen Dinger, wenn sie wüßten, wofür sie ihre Schönheit geben. Wie dieses ganze Volk seine herrliche Seele für die Unkraft. Das ist das tieftraurige Elend dieses Landes, daß es unbewußt heimtückischen Schmeichlern seine Schönheit opfern muß; das die Tragik seines Lebens, daß sein Schweiß nur Tempel bauen darf für landfremde Römlinge.

Wie schön und herrlich und stark könnten sie sein, wenn sie an sich selbst glaubten. Umwälzung müßt es in diesen Seelen schreien, die Berge müßten sie in ihre arbeitsharten Hände nehmen und sich ihre neue Heimat daraus bauen und Amen sagen: So — sei — es!

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe. Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.

Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.

Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Aida. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.

Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

„Kunst in Klausen"

Ausstellung von Werken bildender Kunst

veranstaltet von den heimischen Künstlern und den Künstlergästen des Malerstädtchens

Klausen am Eisack, Tirol.

Geöffnet vom 15. Juli bis Ende September.

Besuchsstunden: 8—12 vorm., 2—6 nachm.

Eintritt: 50 h.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 9.

Hugo Neugebauer: Von der Güte / Carl Dallago: Lust I. / Otto Alscher: Der Überlebende / Ludwig Seifert: Die Fremden / Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her III. / Max von Esterle: Karikaturenfolge IX. (Heinrich v. Schullern) / Ludwig von Ficker (Fortunat): Eine Boykott-Erklärung.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1 75). für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Okt. 1910. Heft 9.

Von der Güte / von Hugo Neugebauer.

Ich möchte zu den Weiſen ſprechen, nicht zu den Toren, zu allen, die Blendwerk verabſcheuen um der Wahrheit willen, zu allen, die da ſind einfältigen Herzens und unbefangenen Geiſtes. Ich weiß, daß meine Worte mißverſtanden worden ſind, abſichtlich und unabſichtlich. Es waren einige, die da meinten, ich hätte die Güte geleugnet. Ich habe aber nur die Heuchelei getroffen und die Knechtheit: die Heuchelei, die ſich gebärdet, als täte ſie das Gute um der Güte willen, und tut es aus Klugheit, und die Knechtheit, die da gut iſt aus Furcht vor der Peitſche, die auch das Gute tut, nicht weil es gut iſt, ſondern weil ſie gut bezahlt zu werden hofft für ihre guten Taten.

Dieſer Art iſt die Güte der Sittlichen, die ſich aufbaut auf Furcht und Begier, auf Wirtſchaft und Handel. Denn nicht minder ſchändlich iſt vor den Augen der reinen Güte der Tauſch von Gut um Gut als die Frohnde um Lohn und die Zucht der Geißel. Handel und Wirtſchaft ſind Eins im Grunde. Denn auch mit Arbeit wird geſchachert wie mit der Arbeit Erzeugniſſen und alles aus Not getan oder unterlaſſen.

Aber die reine Güte hat mit dergleichen nichts zu ſchaffen. Nichts weiß ſie von Gebot und Geſetz, nichts von Furcht und Begier, nichts von Wirtſchaft und Handel und Nutzen. Nicht zu drohen braucht man ihr und nicht ſie zu locken, frei wirkt ſie und gehorcht dabei nur ſich ſelbſt, ihres Weſens Triebe.

Ich spreche von der natürlichen Güte als von einer Naturkraft, die vor dem Staate war, die auch im Staate ist, aber nicht wegen des Staates, sondern trotz ihm. Siehe, so stark ist die echte Güte, daß sie selbst die beugende Gewalt des Staates überdauert, in ihm frei ist, der alles binden, alles bändigen möchte, alles seinen Gesetzen unterwerfen. Wie ein Wunder ist sie da und wirkt im Verborgenen, unkenntlich dem Geiste, aber dem Herzen offenbar.

Woran sollen wir sie erkennen? Daran, daß sie frei ist von jeder Art äußerlichen oder innerlichen Zwanges, daß sie gar keinen Begriff hat von Not, daß sie ohne Verstand ist. Denn dem Verstande eigentümlich ist Messen, Wägen, Zählen, Wählen, Verwerfen, Schwanken, Zaudern. Das sind innere Nöte. Sie aber ist ohne Not und lebt sich selbst in kindlich lachender Freiheit aus. Oder hat etwa die Sonne Verstand und das Wasser und die Luft und die Erde? Doch davon später.

Es wäre nicht ungefährlich, aber es wäre der einzige Weg zur allgemeinen Erkenntnis der wahren Güte: man müßte alle Gesetze abschaffen und alle Gebote mit ihrem Zwang. Wer dann noch gut wäre, der wäre es wirklich. Wer wagt das? Kein Machthaber. Und doch wäre es vielleicht nicht so gefährlich als man sich's vorstellt. Denn die Macht der reinen Güte ist viel größer als man glaubt, ja ich halte die Güte für stark genug, das Böse zu überwinden ohne Gebot und Gesetz. Ist etwa ein Gebot oder Verbot über der Natur? Ich meine eines, das nicht in ihr ist, sondern ihr auferlegt von einem Mächtigeren, dem sie sich unterwerfen muß? — Ich erkenne keines. Und doch überwiegt in ihr die Güte, sonst könnte kein Leben sein. Warum also sollte eine natürliche Gemeinschaft der Menschen ohne Gebot und Verbot mit Zwang undenkbar sein? Denn auch der Mensch ist Natur wie Sonne, Wind und Regen, die ihr Gesetz in sich haben als Trieb und nicht auf sich als Joch.

Eine solche natürliche Gemeinschaft wäre zwar nicht undenkbar, aber schwer denkbar. Wir müßten zuerst vom Verstande genesen und vom Zwange, von unserer bleischweren staatlichen Vergangenheit, ehe wir wieder werden könnten wie die Lilien auf dem Felde. Nur die

Dichter mögen solche Tage träumen: gedankenlose Tage voll freier Lebenstriebe, lächelnd Genießen des Lebens ohne Vergangenheit und Zukunft, in Reinheit und Unschuld des Herzens, das keine Sünde kennt. Denn die Sünde ist aus Gebot und Verbot entstanden. Als der reine Trieb getrübt, der starke gebrochen, der freie gebändigt wurde, um des Staates, das heißt um des Nutzens willen, da entstand das Schlechte. Denn also ist des Menschen Natur beschaffen, daß sie in Zwang und Not verdirbt. Nun haben wir die Sünde durch erzwungene Gemeinschaft.

Es würde viel zerstört, wenn die Menschheit entbunden würde. Aber ich glaube, daß mehr Falsches als Echtes dabei zugrunde ginge. Falsche Güte stünde auf einmal bloß da. Denn wo nichts mehr lockte und nichts mehr drohte, ließe sie die Larve fallen und wiese ihre Fratze. Mit ihrer Larve fiele alles, was nicht gut ist, sondern nur gut scheint, was nur durch Zwang besteht, und wir hätten seinen Untergang nicht zu beklagen. Echte Güte aber bliebe sich selbst gleich, denn sie allein empfindet den Zwang nicht, weil sie den Trieb in sich hat, der stärker ist als jeglicher Zwang.

Echte Güte hat für Gebot und Verbot keinen Begriff. Wie sollte sie denn, da sie das Gebotene unbewußt und stillschweigend in sich hat und darnach handelt und das Verbotene gleich triebhaft unterläßt? — Du sollst gut sein, das heißt der Güte: Du sollst sein. Aber das hat keinen Sinn für etwas, das ist. Und für etwas, das nicht ist, erst recht nicht. Denn zu einem Schlechten sagen: Sei gut, ist so albern wie zu einem Wolfe sagen: Sei ein Lamm. Es sind eben zwei verschiedene Naturen. Es muß also der Zwang hinzukommen, der die Natur verkehrt, der die Lüge an die Stelle der Wahrheit setzt durch Drohen und Locken, die Lüge in ihren vielerlei Gestalten.

Wo der Trieb zum Guten wohl da ist, aber nicht stark genug, um das Gute durch sich selbst zu erreichen, da entartet er zum Schlechten durch den Zwang, der ihn verständig fördernd verdirbt. Denn was immer vom Verstande einfließt in den Trieb der Natur verfälscht den Trieb. Solange der Verstand den Trieb noch nicht

ganz durchdrungen hat, ist das Schlechte noch nicht, aber es ist vollendet, sobald der Verstand den Trieb aufgesogen und in sich selbst verwandelt hat, sobald der Trieb der Natur zum Triebe des Verstandes geworden ist. Denn dann scheut der Verstand den Zwang nicht mehr, den er sich selber auferlegt hat und durchbricht ihn und — verbricht mit der Kraft des in Verstand verkehrten Triebes der Natur. Darum sage ich, daß der Zwang der Gesetze die Verbrechen nicht verhindert, sondern erzeugt. Was sie verhindert ist der freie Trieb der Natur.

Ich habe gesprochen vom wirklich Guten, das da geboten, vom wirklich Schlechten, das da verboten wird. Denn wo das Gebotene schlecht und das Verbotene gut ist, da bricht wahre Güte Gebot und Verbot und wird zum Opfer des Zwanges, wächst aus dem Staate empor in den Bereich des verhängnisvollen Zufalls, aus dem Untermenschlichen ins Übermenschliche, in die Freiheit des unmittelbar wirkenden Gottes. Mit Recht nenne ich also Lieblinge Gottes alle, die für die Freiheit des Geistes und Herzens den Tod erleiden durch das Gesetz, die da dem Zwange widerstehen ohne List und Gewalt, nur durch die Standhaftigkeit reiner Menschennatur, die da gebrochen werden, ohne gebrochen zu haben.

Man sollte einmal versuchen, das Gute und das Böse sich frei wider einander auswirken zu lassen. Der Ausgang wäre entscheidend für das Schicksal der Menschheit. Gelänge es dem Guten nicht, das Böse durch sich selbst zu überwinden, dann wäre die Menschheit reif für den Untergang. Denn dann wäre es offenbar, daß das Gute nur mit Hilfe des Zwanges, also des Bösen bestehen kann. Dann gliche die Menschheit einem Vergifteten, der mit Gegengift am Leben erhalten wird und stürbe, wenn er seiner Natur überlassen bliebe. Wäre es nicht besser, wenn man einen solchen Kranken sterben ließe? Ist denn der reine Tod nicht besser als ein doppelt vergiftetes Leben? Dann hätten alle Recht — und Unrecht, die in der Freiheit kein Gut, sondern ein Übel erblicken: Recht, weil dann Gesetzlosigkeit der Menschheit Ende wäre, Unrecht, weil Tod durch Freiheit besser ist als Siechtum am Gesetze. Überwände aber das

Gute das Schlechte durch bloße Güte, dann wäre es offenbar, daß die Menschen der Freiheit nicht nur im Geiste, sondern in der Tat würdig sind. Dann erst wäre es eine Lust zu leben, dann erst gäbe es keinen Winkel mehr, wo die Lüge unterschlüpfen könnte.

Aber ich fürchte fast, daß es für einen solchen Versuch schon zu spät wäre. Die Menschheit ist in der Zwangsjacke des Staates, die seit Jahrtausenden ihren edeln, nackten Naturleib vergewaltigt, verwachsen und verkrüppelt. Dieser sieche Leib käme zum Vorschein, wenn man sie jetzt entblößte, und nicht ohne Abscheu möchte man sie ansehn. Denn was den Staat macht im Geiste: Herrschaft auf der einen, Knechtschaft auf der andern Seite und zwischen beiden der Schacher in der Wirtschaft und auf dem Markte, das fraß sich — o wie tief! — in unser Fleisch und Blut und Mark, krebste sich von außen nach innen fort, und hat sogar der deutschen Sprache sein Metzenmal aufgedrückt. Oder ist es etwa unerhört, daß wir Blicke und Küsse tauschen, unser Wort verpfänden oder in die Wagschale werfen, mit den Umständen rechnen und die Tragweite unserer Handlungen ermessen? Ach, selbst die edle Sprache der Dichter ist nicht mehr frei vom Brandmal des Verstandes: erst vor kurzem hat eine Dichterin bekannt, daß sie auf dem Seelenmarkte Locken tausche, wie das auf dem Rialto mit Warenballen geschieht!

Es müßte ein Mächtiger kommen und uns die Vergangenheit von der Seele nehmen, unser Gedächtnis zerstören, unsere Geschichte. Fürchterliches Wort: Geschichte! Es stinkt nach Schlachtfeldern und Richtstätten, nach noch glimmenden Scheiterhaufen, nach Kerkern voller Folterwerkzeuge. Wie ein Alp legt sich dieses Ungeheuer Geschichte auf die Herzen der Jugend und belädt ihre Geister mit den grauenhaften Malen der Vergangenheit. Immer und immer wieder werden wir daran erinnert, wie wir geworden sind und daß unsere Gegenwart das Erzeugnis unserer Vergangenheit ist.

Siehe die zwiefache Wurzel allen Übels: Gewalt und List; List, die erhält, was Gewalt gegründet hat. Was wirklich schlecht ist und nicht nur schlecht scheint, stammt von den beiden Teufelinnen ab. Denn so eng sind sie einander verbunden, daß sie ihr Blut

vermischen in jeder schlechten Tat. Und der Verstand ist der Vermittler zwischen beiden, der da schlau abwägend und erklügelnd den Vertrag schließt zwischen List und Gewalt, der sie ermächtigt zu allen Geschäften, die einbringen und abwerfen. So ward der Markt gegründet unter dem Roland mit Schild und Speer, die ruchlose Werkstatt der Zählenden, Wägenden und Messenden, wo das starke, reine Licht der heiligen Sonne gebrochen und vergiftet wird zum schlauen Geblinzel gewinngieriger Augen. Alles, alles ist ihnen dort feil um schmutziges Geld, um kaltes, gleißendes Metall, kalt und gleißend wie die giftigen Augen der Händler. Und der Roland mit dem steinernen Herzen und den kalten, harten, gleißenden Waffen aus Metall beschützt die Knechte Mammons: Gewalt die List.

Siehe da: List und Gewalt, die beiden Grundübel, die mannigfach vermischt die Grundlage und den Nährboden erzwungener Menschengemeinschaft bilden. Können aus solchem Boden gesunde Kräfte gesogen werden, kann wirklich gut sein, was auf solchem Boden gedeiht? Es ist verfälscht durch seine Nahrung: gut für den Überwältiger und den Überlister, schlecht für den Überwältigten und den Überlisteten. Überall und in jedem Staate ist ein Riß und eine Kluft zwischen solchen, die leiden und solchen, die genießen. Nur die Formen der Herrschaft und der Knechtschaft wechseln, das Wesen der beiden Mächte bleibt dasselbe immer und überall. Wirfst du mir ein, daß diese Formen milder würden? Darauf erwidere ich, daß dies ein Trug ist. Ehemals waltete Gewalt vor List, jetzt geht List der Gewalt voran. Nur die Mischung hat sich verändert. Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, niemand kann mehr eines anderen Fleisch kaufen oder verkaufen, aber die Kraft deiner Arme oder deines Gehirns mußt du verkaufen, wenn du leben willst, du hättest denn Geld genug, um dir selber Kraft zu kaufen. Ist es also wirklich besser geworden? Mit nichten. Denn du bist nicht mehr wert im Staate als du Kraft oder Geld hast nach wie vor. Was also tun, die wohl Kraft haben, aber kein Geld? Sie schachern mit Kraft, mit Arbeit. Ist das gut? Nützlich, aber nicht gut. Denn nicht minder schlecht ist der Schacher mit Kraft vor den Augen der reinen

Güte, denn der Schacher mit Gut. Was immer erſchachert wird verhilft dem Gelde zur Macht, dem Kuppler. Ich aber rufe Wehe über alle, die ihre Nacken unter das Joch dieſes Kupplers beugen. Denn ſeine Herrſchaft, die Herrſchaft des Metall gewordenen Verſtandes, iſt noch weit ſchmählicher als die Herrſchaft der nackten Liſt oder der bloßen Gewalt.

Nur die Formen des Übels wechſeln, ſein Weſen bleibt dasſelbe. Darum iſt Gerechtigkeit im Staate ein Vergleichen und Vertragen, ein Fordern und Gewähren, ein Feilſchen und Markten. Stärker wird der Knecht, wenn der Herr erlahmt, Schlauheit bietet Schlauheit die Stirn, nirgend iſt Güte und reine Menſchlichkeit im Staate durch den Staat. Denn ſie haben es mit der Schlangenmütter Milch eingeſogen, das freſſende Gift, und ſie haben keine Arzneien dawider als wieder Gift und dasſelbe: Liſt muß überliſtet, Gewalt überwältiget werden. Und zwiſchen Liſt und Gewalt brütet das Mißtrauen, ſchleicht der Verrat, die Tücke, die Schadenfreude. Brandig iſt der Krieg, faul der Friede, überall, wohin du blickſt, Verderbnis, offenbare oder heimliche Wunden und Geſchwüre.

Es kann alſo nicht geleugnet werden, daß die erzwungene und durch Zwang erhaltene Gemeinſchaft der Menſchen, daß der Staat ein Übel iſt, weil er an den beiden Grundübeln krankt, außer denen nichts Schlechtes, keine Sünde iſt. Ich frage nun: Iſt er ein unbedingt notwendiges Übel? Ich halte ihn nicht für ein ſolches, weil ich an die Übermacht der reinen Güte im Menſchen glaube, an die Menſchlichkeit. Ich glaube, daß das Schlechte nicht urſprünglich im Menſchen war, ſondern erſt im Staate entſtanden iſt, daß der Staat das Schlechte im Menſchen erzeugt und gezüchtet hat. Es war das notwendig, denn wenn es anders hätte kommen können, ſo wäre es ſo nicht gekommen. Alles was iſt, hat ſeinen Grund in ſich ſelbſt, das heißt: zutiefſt in Gott. Vielleicht — denn daran gibt es nur ein Glauben und kein Wiſſen davon — ſoll ſich das Schlechte im Staate auswirken wie eine Seuche, die in Jahrtauſenden ſich ſelbſt verzehrt und erliſcht. Vielleicht iſt der Staat eine Art Schule, aus der die Menſchheit einmal als reif für das

Leben der Menſchlichkeit entlaſſen werden, das heißt ſich ſelbſt entlaſſen ſoll. Denn auch die Schule iſt eine Art Staates im Staate mit Machthabern und Machtloſen, mit Peitſche und Lockbiſſen.

Wie dem auch ſei, ich verwerfe Gewalt wider Gewalt. Denn Gewalt iſt ein Übel und kann nur wieder Übel zeitigen, Übel gleicher Art. Entweder wird der Staat von ſelber abfallen vom Leibe der Menſchheit oder er wird ſie bis an ihr Ende umzwängen. Uns bleibt nichts anders übrig, als zu leiden und zu hoffen auf Erlöſung vom Staate zum reinen, freien Menſchentum.

Die Menſchheit kann ihre Vergangenheit nicht vergeſſen, aber der Menſch kann's. Er kann wenigſtens ſein inneres Leben vom Zwange befreien, der ſein äußeres beherrſcht. Er kann's und er ſoll es. Denn unwürdig des Namens Menſch iſt, wer ſeinen Geiſt knechten läßt vom Geiſte eines andern und ſein Herz von Furcht oder Begier.

Ihr aber, die ihr das Gute erzählet, erwäget und ermeſſet, laſſet die natürlich Guten gut ſein auf ihre Art und verſuchet nicht, ihnen eure ſittliche aufzuzüchtigen. Dieſe behaltet für euch, die ihr nur gut ſein könnt vor der Peitſche und dem Lockbiſſen. O wie gerne täten ſie das Schlechte, wie gelüſtet ſie's darnach! Aber die Strafe: der Verluſt des Vermögens, der Kerker, der Galgen! Alſo beſſer, ſeine Luſt bezähmen und gut ſein — aus Feigheit. — Wie mühſelig iſt das Gute, wie viel Arbeit koſtet es doch! Aber der Lohn: Vermögen, Ehre, Genüſſe aller Art! Alſo beſſer, ſeine Unluſt überwinden und gut ſein — aus Gier. Iſt das aber noch gut? Gewiß nicht. Denn das herausgelockte Gute iſt ſeinen Köder, das erdrohte die Fuchtel wert. Und wer da Gut um Gut tauſcht etwa mit dem, den er Freund zu nennen nicht errötet, der ſchachert mit dem Freunde und das Gute, das einer dem andern erweiſt, iſt nicht mehr wert als Dirnenliebe um Dirnenſold.

Aber wahre Güte fragt nicht warum? und wozu? Sie iſt gut, weil ſie nicht anders ſein kann, wie der Wind wehen, die Sonne ſcheinen, der Regen fallen muß. Dieſes iſt das Kennzeichen echter Güte: Menſchlichkeit, die ſich ſelbſt in andern erblickt und denkt und fühlt

und das ohne Zwang, ganz natürlich. Ist sie darum entlicht? Mit nichten. Aber sie fühlt ihr Ich in jedem wie ihr eigenes, ohne darum ihr eigenes zu verlieren. — Kein Guter überwältigt oder überlistet, denn andern Gewalt antun, andere betrügen wäre ihm sich selbst vergewaltigen, sich selbst betrügen. Ihm ist Menschlichkeit Natur und es ist ihm unmöglich dem Menschen zu schaden, weil er selber der Mensch ist, nicht Kunz oder Heinz oder Jakob, sondern der Mensch. Ist er darum zu loben? Gewiß nicht. Denn wer lobte die Welle, weil sie nicht bergauf fließt? Wer wirklich und ganz gut ist, hat keinen Begriff für Lohn und Lob und Dank, ja nicht einmal für das Gute selbst, weil es ihm Lebenstrieb ist.

Fragt etwa der Regen nach Befruchtung? Gleich reichlich fällt er auf fette Schollen wie auf öden Felsengrund. Treibt der Wind die Schiffe der Heimat zu? Er bliese, auch wenn kein Schiff da wäre. Nicht anders ist die Güte. Sie waltet auch in der Einsamkeit. Daß sie in der Gemeinschaft offenbar wird, ist Zufall. Sie sucht die Gemeinschaft nicht, wie auch der Regen die Scholle nicht sucht und der Wind das Segel.

Kommt die Güte von Gott? Wie der befruchtende Regen von Gott kommt und der erleuchtende, erwärmende Sonnenschein. Nicht als Güte kommt sie von Gott, der über alles Natürliche erhaben ist, sondern als Zufall. Sie ist ein glücklicher Zufall wie der Anblick des sonnenfunkelnden Meeres, wie das Lächeln eines schönen Weibes, die Geburt eines lieblichen Kindes. Sie ist ein Ereignis wie tausend andere. Man erlebt es und freut sich. Das ist alles. Und wenn man sie irgendwo vermißt, so kränkt man sich. Aber heimlich lächelt man, wie man innerlich lächeln kann bei Erdbeben und Seuchen, Mord, Treubruch, Verrat, wenn man wissend ist: Zufall.

Denn wer den Zufall erkannt hat in der Tiefe des Lebens, der hat die Gemütsruhe der Stoiker auf dem Wege Epikurs erreicht. Ist das bedauerlich? Ich glaube nicht. Denn auf das Ziel kommt es an, nicht auf den Weg.

Luſt / von Carl Dallago.

I

Urgefühl in meiner Menſchenbruſt,
ſag mir, wirſt du dir noch je bewußt
in Klarheit, was dein Wille ſich zutiefſt erſehnt —
was meine Seele ſchmerzt und mir die Glieder dehnt? —

Du biſt das Dunkel und zugleich das Licht,
vor dem das Herz erſchauert und zuſammenſchrickt
und ſelig geht dabei und ſchwer an ſich ſich ſchmiegt
und niederſinkt und flammt und betend liegt,
dann ſich zu Füßen deiner Allmacht legt
ganz ruhig und ſich nur mehr deinem Tun bewegt.
Wie biſt du tief und etwas, dran das Wort verſtummt
und biſt ſo wunderlich und immer gehſt du dicht vermummt,
ſo greifbar du auch biſt in jedem Tropfen Blut,
in Mark, Nerv, Atem und wo ſonſt noch Leben läuft und ruht.

Du biſt das Große, dem das Kind entgegenreift,
das einem Sturme gleich in jedes Wachstum greift, —
das Reifende befällt wie wild bewegt Gewog
ein Schifflein, das bis jetzt nur Wellenfrieden ſog.
Ich fühlte dich von jeher. — O du warſt in mir
ſchon von der Stunde an, da ich in mir mich ſah —
mich fühlte, noch nicht ſehend, was mit mir geſchah
von außen her, — und immer unterlag ich dir!
Und immer unterlag ich mir, denn Du biſt Ich:
Ich grub und grub nach dir und ſo ergrub ich mich.

Ganz ſtill iſts jetzt in mir von Dingen rings der Welt;
ihr Lärm iſt tot für mich, nach ihr frägt nun nichts mehr
in mir. Nun bin ichs ſelbſt, der in mein Leben fällt.
Die Dinge ſtehn in mir und wachſen zu mir her,
ich werde immer mehr und trage mich hinaus
und nehm mich in der Landſchaft wie gewachſen aus.

Erſt ſo erkenn ich dieſes Sein: — wie reich — wie groß
es iſt, wie weit und licht, wie unentdeckt ſein Schoß,
der über alle Jenſeits Wohnung legt und Dach
und Gott und Götter ewig offen läßt und wach.

Ein Ton iſt mein Gefühl — ein einziger großer Ton,
den warteten die andren Töne wohl von jeher ſchon.
Es mag der Urton ſein in meiner Menſchenbruſt;
erſt meine reife Mannheit ward ſich deß' bewußt —
wie ſeiner mächtigen Art: des Wehs, der eingedämmten Schrei'
nach Luſt, des Willens, ſich zu leben voll und frei.

Ein Sinnen hält mich ſtill.
Nachhorchend fühl ich: reg ſich rühren meines Leibs Gefild,
zugleich erſcheint mir eines andren Leibes Bild,
mir deutend warm: daß ſich zu leben mehr als ſich nur will.
Und knieend lauſch ich, knieend die Empfindung mich umfängt:
daß ſich mein Menſchtum in ein anderes drängt,
das meine Art mir ſelbſt erſt völlig offenbart, —
verhaltner Luſtdrang in mir der Erfüllung harrt.
Und ſchwer und drangvoll ſchreit es in mir auf: Weib — Weib!
Ich fühle: das Geſchlecht leibeignet meinen Leib, —
leibeignet mich, mein Denken, Fühlen, prägt mein Tun,
ſchleicht ſich in meine Träume und erfüllt mein Ruhn. — —

Es war am erſten Menſchen wohl der erſte Hang,
der heiß ſich ſelbſt beſtürmte — heiß ſich ſelbſt umſchlang,
bis aus der eigenen Glut heraus das Weib ſich wob
und ſich zur Menſchvollendung ihm entgegenhob
mit hohem Schoß, verankert tief in Mannesluſt, —
mit Brüſten, die ſich betten an des Mannes Bruſt,
der ſo erſt als ein Menſch ſich ſelber ganz empfing, —
als ein Bekenntnis zu ſich, als ein glühend Ding,
als ſchöpferiſch Gefüg, das in die Schöpfung trägt
ſich ſelbſt und ſich verſchenkend ſeinen Samen legt.

Bewegt geh ich so nach der Urahnenspur,
mich tief bekennend noch zur Urahn-Natur.
Und immer mehr, vermächtnisfroh, wird mir bewußt:
Ihr Sprößling nur bin ich — zu Anfang war die Lust.

Der Überlebende / von Otto Alscher.

Nachts am Ufer eines Stromes. Im Hintergrunde das Wasser, rechts Büsche und verknorrte Weiden. Unter dem Ufer gurgelt es eintönig, dann wieder grollt weit draußen ein Wirbel auf. Über allem aber liegt die Nacht.

Der Herr und der Zerlumpte kommen von links. Sie gehen nebeneinander, wobei der Zerlumpte den Herrn mit abgezogenem Hute anbettelt. Plötzlich aber stürzt er sich auf ihn und versucht ihn niederzureißen.

Der Herr verteidigt sich, erst wortlos und keuchend, dann gerät er in jähe Aufregung und sucht die Hand des andern zu fassen. Er schreit ihn an, will sich loswinden, taumelt aber mit einem Schrei zurück und tastet sich einer Weide zu, an die er sich stöhnend lehnt. Er hat einen Messerstich erhalten.

Der Zerlumpte steht zum Sprung gebeugt, nach dem andern spähend. Nach einer Weile macht er einen Schritt nach vorne, bleibt aber wieder stehen. Da tönt matt die Stimme des Verwundeten: „Warum hast du das getan?“

Der Zerlumpte (richtet sich rasch auf, eilt zwei Schritte nach rechts, unruhig wieder zurück und sagt hart). Weil ich dein Geld haben will.

Der Herr (nach einer Weile schweren Atmens). Was hat dir aber mein Leben getan?

Der Zerlumpte. Du hättest mir freiwillig doch nicht dein Geld gegeben.

Der Herr. Was willst du damit machen?

Der Zerlumpte. Leben wie du.

Der Herr. Mit meinem Blut? — —

Der Zerlumpte. Was Blut — — es ist nicht das erste, welches ich sehe ... Ihr habt ja auch alle blutige Hände.

Der Herr. Meine Hände sind rein.

Der Zerlumpte. Woher hast du dein Geld?

Der Herr. Ich hab es mir verdient. Mein halbes Leben gab ich dafür und viel Mühe, viel Arbeit.

Der Zerlumpte. Doch du nahmſt es jemand ab.

Der Herr. Die mir ihr Geld geben, denen gebe ich meiner Hände Arbeit dafür.

Der Zerlumpte. So viel Arbeit und Mühe als ſie brauchten, um es zu erwerben?

Der Herr (zögert etwas). Vielleicht nicht ſo viel — — —

Der Zerlumpte. Siehſt du, es war doch nicht ſo ehrlich verdient.

Der Herr. (will etwas ſagen, ſtöhnt ſchwer, gleitet tiefer, ſodaß er mit dem Rücken an den Stamm gelehnt zu ſitzen kommt. Kein Laut in der Nacht, nur das mühſame Keuchen des Verwundeten).

Der Zerlumpte (ſtarrt wieder vorgebeugt den andern an. Wie ihm die Stille zu lange dauert, kommt er vorſichtig näher. Da ſtöhnt der Herr tief auf; er ſchrickt zurück).

Der Herr. Mein Blut, mein Blut!

Der Zerlumpte (wegwerfend). Du mußt an Blut auf einmal geben, was die anderen in langen Jahren dir gegeben. Sei zufrieden!

Der Herr. Es iſt wenig, um das du mir das Leben nimmſt.

Der Zerlumpte. Kann ich etwas dafür, wenn du in deinem Leben nicht mehr zuſammengebracht?

Der Herr. Wenn ich dir alles geben ſollte, was mich mein Leben gekoſtet ....

Der Zerlumpte. Die Mühe wohl auch? — —

Der Herr. Wie kommſt du aber dazu, mir ſo leicht, ſo mühelos alles nehmen zu wollen?

Der Zerlumpte (auffahrend). Mühelos? ... Es iſt ſchwerer, ein Mörder zu werden als ein Reicher. Das erträgſt du nicht, was ich ertrug, um zu werden, was ich bin.

Der Herr. Und der Lohn dafür?

Der Zerlumpte. Was war der Lohn für deine Arbeit?

Der Herr. Ich konnte leben, wie ich es wünſche.

Der Zerlumpte. Und ich lebe auch nach meinem Willen.

Der Herr. Iſt es dein Wille, andere zu töten, oder iſt es Not?

Der Zerlumpte. Mein Wille iſt es. Die Not allein verlangt, nicht den Mord, etwas Größeres zwingt dazu: der Menſch in mir, der Haß.

Der Herr. Was hab ich dir getan, daß du mich haſſeſt?

Der Zerlumpte. Weil du ein Menſch biſt.

Der Herr. Wenn du die Menſchen haſſeſt — du biſt auch ein Menſch.

Der Zerlumpte. Eben weil ich auch einer bin, darum haße ich alle.

Der Herr. Du haſſeſt dich ... Darum töteſt du. — Aber warum raubſt du auch? (Er zuckt plötzlich zuſammen und krümmt ſich in Schmerzen).

Der Zerlumpte (ſchaut unruhig erwartend auf den Herrn, greift wieder nach ſeinem Meſſer im Gurt, läßt aber davon ab).

Der Herr (mit matt gewordener Stimme). Warum beraubſt du die, welche du töteſt?

Der Zerlumpte. Weil Raub ein guter Grund zum Mord iſt.

Der Herr. Und das Gemeine dabei? ...

Der Zerlumpte. Um Geld etwas tun iſt nie edel ... aber man will auch leben.

Der Herr. Doch wie blutig lebſt du.

Der Zerlumpte (reckt ſich wild). Ich will ſo leben! Lebt von euch einer anders? — Schweiß oder Blut klebt an jedem Geld, Geld ſchon iſt Schweiß oder Blut. Wenn ihr nach Geld greift, greift ihr nach Blut, das wiſſen alle, tun alle, aber keiner empört ſich dagegen. Mordet aber einer um des Geldes halber, ſo rächt er das Blut, das alle in Händen haben .... Ich haſſe das Geld, ich haſſe eure blutigen Hände. Ich räche Blut mit Blut. Ihr aber verachtet mich, weil ich nach dem Blut in euren Händen ſehe, weil ich es euch entreiße. Ihr wollt nicht begreifen, daß mich eure blutigen Hände zum Mörder gemacht. Und alle, die ich töte, ſind nichts als die Sühne für das Blut in der Menſchen Hände.

Der Herr. Bedauerſt du den nicht, den du getötet? ... Auch mich nicht?

Der Zerlumpte. Bedauern? ... Dich kleines Sühnopfer eines großen Leides. Ich freue mich über deinen Tod ... Aber das bedauere ich, daß ich zum Henker werden mußte — zum Henker Verachteter.

Der Herr. Ich bin ein Mensch — mehr nicht. Und was ich tat war menschlich, mußt du mit Menschenaugen ansehen.

Der Zerlumpte. Darum seid ihr so klein und zu verachten, weil ihr in euch immer nur den höheren Menschen, das höhere Lebewesen seht. Ach, ich möchte einen finden, der sich genug damit ist, nur Mensch zu sein. (Nach einer Weile). Stirb doch, nur ein Mensch stirbt!

Der Herr. Und gar nicht, gar nicht bedauerst du mein Sterben?

Der Zerlumpte. Nur ein Mensch stirbt, stirb doch!

(Pause).

Der Herr (atmet schwerer, zeitweise schüttelt es ihn fiebernd. Ihm gegenüber hockt der Zerlumpte, in die Nacht, auf den Strom starrend. Dann scheint der Herr ohnmächtig geworden, der Zerlumpte aber dehnt sich, sinkt wieder in sich zusammen und schaut in die Nacht).

Der Herr (ist wieder bei Bewußtsein und sagt leise, wie um jede schmerzverursachende Erschütterung zu vermeiden). Es dauert lange, nicht wahr.

Der Zerlumpte (rasch). Ja, es dauert lange.

Der Herr. Schwer stirbt ein Mensch.

Der Zerlumpte. Was ist ein schweres Sterben gegen ein schweres Leben.

Der Herr. Wie wirst du einst sterben?

Der Zerlumpte. Leicht, glaub mir das. Die Fürchterlichkeit meines Lebens kann mir mein Tod nicht mehr bringen. Aber ich will mein Leben, ich will die Rache.

Derr Herr. Auch an dir wird einst die Rache in Erfüllung gehen, denn auch eine Tat der Rache bleibt nicht ohne Sühnung.

Der Zerlumpte. Ich fürchte keine Rache, denn wer kann meinen Tod schrecklicher machen, als mein Leben war. Menschen nicht; über diese herrscht meine Faust, herrsche ich als Sühner.

Der Herr. Du liebſt dich als Sühner, du ſiehſt darin eine Sendung.

Der Zerlumpte. Ja, eine Sendung, die Blut durch Blut zu ſtillen hat. (Sich wieder reckend). Daß ich damit offen auftreten könnte, vor alle hin, von allen gefürchtet. Das iſt mein Wunſch: eine Fürchterlichkeit für alle Menſchen zu bedeuten, vor der es keinen Schutz gibt. Kalt und gleichmütig würde ich dann ihre Reihen lichten, bis, durch eine große Angſt klein geworden, ihr ganzes Geſchlecht kriechen lernte. All ihr Wollen möchte ich vernichten.

Der Herr. Du haſſeſt damit eine Kultur, die mit viel Leid, mit viel Begeiſterung geſchaffen, in der die Stillung einer großen Sehnſucht liegt, die ein Himmelreich der Menſchheit geworden.

Der Zerlumpte. Ein Himmelreich?! In dieſem Himmelreich herrſcht als Gottheit die Erbärmlichkeit, herrſcht der Ekel der Menheit vor dem Menſchen. Die Begeiſterung, mit der ſie dieſe Kultur geſchaffen haben, war blutige Selbſtſucht, das Vernichtenwollen des Nebenmenſchen. Und auf dieſe Kultur ſollte ich Rückſicht nehmen? . . . Daß ich Menſchen zu töten imſtande bin, aber ihre Kultur nicht vernichten kann, frißt an mir. (In einer Weile, während der andere ſtumm bleibt). Stirb doch, — ich haſſe dich.

Der Herr (krümmt ſich, preßt die Hand auf die Wunde, ſtarrt den Zerlumpten unter Schmerzen an und ſpricht): Was wirſt du mit meinem Gelde tun?

Der Zerlumpte. Leben!

Der Herr. Wie ich gelebt?

Der Zerlumpte. Ausſchweifender.

Der Herr. Du ſchändeſt damit deine Sendung.

Der Zerlumpte. Wenn ich kein Geld mehr habe, will ich wieder an ſie denken.

Der Herr. Du haſſeſt die Menſchen, weil du ihr Geld verachteſt . . . du bettelſt aber um ihr Geld. Du beneideſt ſie . . .

Der Zarlumpte. Ich bettle nicht, ich beneide nicht. Dadurch, daß ich ihr Geld mißbrauche, zeige ich, wie ſehr ich ſie verachte.

Der Herr. Doch du erniedrigſt dich.

Der Zerlumpte. Ich verachte auch mich.

Der Herr. Warum vernichteſt du dich dann nicht?

Der Zerlumpte. Weil dann mein Haß ohne Rache bliebe.

Der Herr. Die Rache an dir vergißt du.

Der Zerlumpte. Meine Sühne habe ich gefunden.

Der Herr. Du lebſt doch noch.

Der Zerlumpte. In meinem Leben liegt meine Sühne.

Der Herr. Du ſuchſt doch zu leben wie die, welche du verachteſt.

Der Zerlumpte. Ich lebe nicht ihnen gleich.

Der Herr. Du bettelſt aber doch um ihr Geld, mit dem ſie ſich ihr Leben ausgeſtalten.

Der Zerlumpte. Ich verachte mich viel zu ſehr, um mich noch um mein Leben zu bekümmern.

Der Herr. Die Menſchen verachteſt du — für dein Leben aber haſt du kein Ziel?

Der Zerlumpte. Frage nicht ſo viel, gib mir das, was ich dir abnehmen will und laß mich gehen. Wenn ich einſt ſterbe oder getötet werde, ſo werde ich mein Ziel kennen lernen.

Der Herr. Du ſchleppſt dich fort, ein Bettler vor dem Leben, um dich an dem Tod vorbei zu ſchleichen, dem Tod, den du für andere als Verſöhnung haſt.

Der Zerlumpte. Mir wird die Verſöhnung nicht verſagt bleiben.

Der Herr. Du ſollſt die Verſöhnung ſuchen. Erſt wenn du ſie gefunden, iſt deine Rache vollendet. Sonſt ſtirbſt du, zu früh deiner Rache, zu ſpät deinem Tode.

Der Zerlumpte (groß ſtaunend). Nur meine Verſöhnung mit dem Leben kann meine Rache vollenden?

Der Herr. Nur ſie.

Der Zerlumpte (noch immer ſtaunend). Gib mir die Hand, daß ich dir danke. Du haſt mir mit dieſen Worten einen großen Weg gewieſen.

Der Herr. Wenn du deine Verſöhnung gefunden, dann will ich gerne ſterben.

Der Zerlumpte. Dann willſt du gerne ſterben?

Der Herr. Dann will ich für einen Menſchen geſtorben ſein, der mir größer erſcheint, als ich war ... Und doch, du töteſt Menſchen, die du kleiner glaubſt als du es biſt ...

Der Zerlumpte (ſchweigt betroffen. Dann, ſich dem Verwundeten nähernd). Höre, iſt die Wunde tief?

Der Herr. Ja.

Der Zerlumpte (ganz nahe ſich vor dem Herrn niederkauernd). Bitte, laß mich die Wunde ſehen.

Der Herr. Wozu, ich werde mich bald verblutet haben.

Der Zerlumpte. Bitte, laß mich die Wunde verbinden.

Der Herr. Weshalb willſt du das tun?

Der Zerlumpte. Ich — ich will dir die Wunde heilen.

Der Herr. Warum willſt du mich nicht ſterben laſſen?

Der Zerlumpte (erregt). Ich will, daß du lebſt, weil ich durch dich meine Verſöhnung zu finden hoffe ... Bitte, laß mich deine Wunde heilen.

Der Herr. Es iſt zu ſpät, mein Wunſch iſt: ſterben.

Der Zerlumpte. Du ſollſt nicht ſterben, hörſt du, du ſollſt leben, weil ich ſonſt nicht meine Verſöhnung finden kann.

Der Herr. Ich will ſterben, ich bin meines Lebens müde geworden.

Der Zerlumpte. Du ſollſt nicht ſterben, du mußt dich mit deinem Leben ausſöhnen. Soll ich mit Waſſer deine Wunde kühlen? (Er wendet ſich zum Ufer).

Der Herr (wie der Zerlumpte mit Waſſer im Hute zu ihm zurückkehrt). Laß mich erſt trinken. — So, und jetzt kühle mir die Wunde.

Der Zerlumpte (alles tuend). Du wirſt ſehn, die Wunde heilt.

Der Herr. Jetzt laß mich ein wenig ruhen.

Der Zerlumpte (kauert ſich neben dem Herrn nieder, ihn fürſorglich betrachtend).

Pauſe.

Der Zerlumpte (nach einiger Zeit ſich unruhig gegen den Schlafenden neigend). Hörſt du, du wirſt doch nicht ſterben?

Der Herr (die Augen öffnend). Nun fühle ich faſt keine Schmerzen mehr.

Der Zerlumpte. Du wirſt geſunden, wirſt dein Leben neu beginnen und froher leben. Ich will immer um dich ſein, dich vor allem zu bewahren. Aber du mußt mich lehren, meine Verſöhnung zu finden. Den Menſchen in mir, der mich zur Rache getrieben hat, den will ich vergeſſen, will an dich glauben, vielleicht auch an mich.

Der Herr. Und wenn du das nicht kannſt?

Der Zerlumpte. Dann will ich wieder ... nein, ich will doch an mich glauben.

Der Herr. Was willſt du von dir glauben?

Der Zerlumpte. Daß ich das Gute will.

Der Herr. Das Gute iſt ſchwer zu erkennen.

Der Zerlumpte. Du ſollſt es mir ſagen.

Der Herr. Nur aus ſich ſelbſt kann man es erkennen.

Der Zerlumpte. Ich werde es aber nicht erkennen, ohne daß es mir jemand weiſt.

Der Herr. Verſöhne dich mit dir ſelbſt, mit den Menſchen.

Der Zerlumpte. Mit mir ſelbſt verſöhnen, das geht, aber mit den Menſchen — hier kann ich nur haſſen.

Der Herr. Töte wieder!

Der Zerlumpte. Meinſt du?

Der Herr (immer ſchwerer ſprechend). Dein Glaube liegt darin.

Der Zerlumpte. Töten iſt ſo zwecklos, wenn ich nicht auch verachten kann. Auch mich ſelbſt verachten ...

Der Herr. Du willſt wieder rauben?

Der Zerlumpte. Ich muß; ſonſt kann ich nicht verachten, nicht töten.

Der Herr. Und immer nur dich ſchänden.

Der Zerlumpte. Ich finde keinen andern Weg.

Der Herr. Suche nicht den Menſchen, ſuche das Tier mit deinem Leben.

Der Zerlumpte. Das Tier?

Der Herr. Suche ein Zeichen, daß du nicht so bist wie sie.

Der Zerlumpte. Ein Zeichen, daß ich nicht wie sie bin?

Der Herr. Ein Wollen, ein Zeichen.

Der Zerlumpte. Was für ein Zeichen?

Der Herr (ermattet plötzlich, läßt den Kopf sinken, dann fährt er jäh mit einem Schrei auf und starrt den andern wild an).

Der Zerlumpte. Was für ein Zeichen?

Der Herr (krümmt sich stöhnend vor Schmerz.)

Der Zerlumpte (faßt den Arm des Herrn; dringend). Was für ein Zeichen?

Der Herr (sinkt ganz in sich zusammen. Wie ihn aber der andere immer wieder dasselbe frägt, schaut er ihn verständnislos an)

Der Zerlumpte. Ich lasse dich nicht sterben, du mußt mir das Zeichen zeigen. (Er schüttelt wieder den Arm des Herrn). Das Zeichen!

Der Herr (faßt krampfhaft seine Wunde. Dann wischt er plötzlich dem Zerlumpten mit der Hand Blut in das Gesicht. Er hat sich dabei erhoben und zurücktaumelnd stürzt er in den Strom.)

Der Zerlumpte (hat sich weit über das Wasser geneigt und starrt hinein. Kein Laut kommt herauf, nur einmal ein leises Gurgeln. Mechanisch murmelt der Zerlumpte): Was für ein Zeichen? (Wie er sich dann seufzend über die Stirne fährt, fühlt er das Blut. Er wirft einen raschen Blick darauf, der sich zum wahnsinnigen Entsetzen steigert, schnellt auf, streckt weit die Hand von sich und stürzt schreiend in die Nacht hinaus).

Die Fremden / von Ludwig Seifert.

Wir kommen aus dem Land, das ihr verrufen nennt,
Wo blaustes Meer um goldne Schlösser schäumt,
Wo Blumen duften, wie ihr sie nicht träumt,
Und wo sich Schätze bergen, die man hier nicht kennt.

Die Nacht iſt unſer Tröſter, unſer Freund der Wind.
Wir dürfen unſres Volkes Kleid nicht tragen,
Wir dürfen unſrer Heimat Lied nicht ſagen,
Weil wir aus unſrem — dem verrufnen Lande ſind.

Wir ſind die ſchweigenden und unerforſchten Gäſte
In eurem Saale. Und nur uns allein
Bezwingt nicht euer leichter Freuden-Wein,
Mit allzuhellem Auge ſchaun wir eure Feſte.

Und ſelten, ſelten iſt's, daß wir uns, Brüder, kennen
— Wir ſind ſo wenige, ihr ſeid ſo viele —
Dann iſt's, als ob ein Flammenregen fiele,
In dem wir jubelnd uns und unſer Weh verbrennen.

Sämereien vom Gebirge her III / von Carl Dallago.

Dem Weiblichen, das ewig anzieht — aber nicht hinan, verleiht erſt Weiblichkeit jenes ungeheuer Ergänzende, das die Seele zu ſich zwingt und ſo die Sinnenluſt zu ſeeliſchem Erlebnis geſtaltet, ſo daß ſelbſt die völlige Unterwerfung und Hingabe der weiblichen Leiblichkeit als ein Hinanziehen empfunden wird. Dieſer Wunderrahmen der Weiblichkeit iſt überaus leicht befleckbar, etwa wie der Schmelz eines Schmetterlingsflügels, der keine Berührung verträgt — keine Berührung von außen her. Was wäre aber für Weiblichkeit mehr und gröbere Berührung von außen her als die Eingriffe des Intellekts? Hier ſchau ich ein unmöglich Vereinbares: Höhere Hingabe und Frauenrechtlerin. Aber iſt nicht auch Dichtung und Kunſt höhere Hingabe? Und nur wo höhere Hingabe iſt, gerät höhere Wirkung. Demnach wären Frauenrechtlerinnen unvermögend zu höherer Wirkung.

*

Nietzſche, der große Wiſſende um den Kern der Dinge, ſagt einmal: „Wogegen ich kämpfe: daß eine Ausnahme-Art der Regel

den Krieg macht, — ſtatt zu begreifen, daß die Forteriſtenz der Regel die Vorausſetzung für den Wert der Ausnahme iſt. Zum Beiſpiel, die Frauenzimmer, welche, ſtatt die Auszeichnung ihrer abnormen Bedürfniſſe zu empfinden, die Stellung des Weibes überhaupt verrücken möchten". — Hier muß ich an alles Bedeutende denken in Tun, Wirken und Schaffen, von Frauenzimmern herrührend, die dieſe Ausnahmeprägung erſichtlich an ſich tragen. Alle großen weiblichen Menſchen ſcheinen eben auch das von Nietzſche Geſagte unausgeſprochen in ſich gehört und inſtinktiv befolgt zu haben. In dieſem Sinne verweilt meine Verehrung vor großen Dichterinnen wie Annette von Droſte und Selma Lagerlöf, wie auch vor den an Menſchlichkeit und Weiblichkeit reichen Schriften einer Malvida von Meyſenbug. Vor Frauenrechtlerinnen aber ſcheut mein ganzes Empfinden. Sie haben weder Ohr noch Sinn für das Auszeichnende eines Ausnahme-Empfindens oder hätten ſie keine „abnormen" Bedürfniſſe, was hier ſagen will: keine höheren Bedürfniſſe? —

*

Die Geſamtauffaſſung der „entwickelten" Frauenrechtlerin ſehe ich um den Naturbegriff Weib hangen wie blinde Nacht um Landſchaft und den Tag. Nun denke ich aber: die einzig würdige Aufgabe aller Kultur iſt die Herausarbeitung des Begriffes Natur im allgemeinen wie der Naturbegriffe im beſonderen: ja dieſe Herausarbeitung im Sinne einer Klärung, Erhebung und Vertiefung macht erſt den eigentlichen Sinn, — die Tauglichkeit einer Kultur aus. Und es iſt immer ein Wahn mit einem völligen Verſagen vor einem Naturbegriff noch zu glauben, an einer Kulturſchöpfung mithelfen zu können. Es iſt auch von der Frauenrechtlerin ein Wahn, zu glauben, mit ihrem Tun etwas zu förderu, das die Bezeichnung Kultur verdient.

*

Der weibliche Inſtinkt des bedeutenden Menſchen in Ellen Key ſcheint jenes große Natürliche zu diktieren, das das Wertvolle in ihren Schriften ausmacht und das eine ängſtlich geordnete Profeſſorenſeele als „Ein Spiel mit Feuer" empfindet. — Geſetzt: es wäre ſo — iſt aber das Leben ſelbſt nicht viel mehr noch ein

Spiel mit dem Feuer, und dies umsomehr je stärker so ein Leben ist? — Demnach hieße mit dem Feuer spielen lehren: leben lehren.

*

Es ist gerade im kultiviertesten Europa ein physischer Niedergang — eine körperliche Schwächung der männlichen Rasse bemerkt worden. Es bedeutet mir eine notwendigste Folge der vielen Stubenberufe. Das Weib in seiner noch mehr natürlichen Lebenssphäre, erscheint dem gegenüber emporgegangen, gewachsen an physischem Vermögen. Das hat vielleicht manche Männer besorgt gemacht, denn die Herrschaft der Kraft ist wie ein Naturrecht, das sich ewig Geltung verschafft. Von hier aus nach der Frauenbewegung — nach der Frauenrechtlerin gesehen, erstünde ihr ein neuer Sinn: ein schlagender Sinn für ihre Berechtigung einem solchen Manne gegenüber. Aber was für ein Sinn: am Weibe nachzuholen, was am Manne bereis geschehen ist, am Weibe den Niedergang nachzuholen. — Sofern man den gewöhnlichen Zeitungsschreibern die nötige Findigkeit zutrauen dürfte, möchte man geneigt sein, ihnen einen solchen Beweggrund unterzuschieben. Denn: sind nicht die Zeitungen die eifrigsten Förderer und Begünstiger der Frauenrechtlerin und der Frauenbewegung? — Genügt es ihnen nicht oft und oft das Unlautere nur verbergen zu können? — Und sind die gewöhnlichen Journalisten nicht weibische Menschen?

*

Von der vollen Menschennatur aus gewertet, ergibt sich überall Niedergang und Verbrauchtheit für dort, wo der Intellekt die Herrschaft an sich gerissen. Schon die Willigkeit für eine rein intellektische Weltanschaung läßt immer auf Verbrauchtheit schließen. Haeckel's „Welträtsel" bedeuten eine Weltanschauung dieser Art. In England und Deutschland haben sie größte und willkommenste Aufnahme gefunden. Ich folgere daraus eine große Verbrauchtheit der betreffenden Bildungsschichten bei Engländern und Deutschen.

*

Drei wichtigste Frauen: Die Mutter Jesu, uns näher: die Mutter Göthe's, die Mutter Napoleons. Was wir von ihnen wissen, zeugt für

naturhafteſte Weiblichkeit. Ein Unmögliches an ihnen: Die Frauenbewegung.

*

Napoleon: Soldat im höchſten Sinne von Natur aus — ein Menſch, in dem Tatentrieb und Schlachtengelüſte elementariſch umgehen, — Korſenblut, darin Meer und Gebirge ſich ſpiegeln, dem welken Europa zur Aufmiſchung und Aufrichtung zugeſellt.

*

Napoleon, der Gewittermenſch, wirkte reinigend für die alte Welt wie ein Gewitter für die Luft. So erſcheint er als Mann der großen Leidenſchaft, dafür das Weib zu wenig war.

*

Napoleon: kein Intellektmenſch, wie es der Dramatiker Bernard Shaw iſt, der eben deshalb ein Manko als Dichter aufweiſt. Wo Napoleon etwas rein intellektiſch erklären — ja beſchönigen will, kommt er ſelber nicht mehr an ſein Tun heran — nicht an die Gründe ſeines Tuns, die höher ſind als er ſich ausdenkt, weil ſie naturhafter ſind. Wenn Shaw's Napoleon Schlachten gewinnt rein nur durch den zufälligen Inſtinkt eines Pferdes, ſo iſt das echt journaliſtiſch. Trotzdem laſſen auch wir Napoleon dem Inſtinkt eines Pferdes Siege verdanken! Aber dann liegt die Sache ſo: Napoleon's Anweſenheit wie Weſenheit iſt es, die den entſcheidenden Pferdeinſtinkt auslöſt.

*

„Hütet Euch vor den Schriftgelehrten und Phariſäern!" Es iſt ein „Hütet Euch!", das durch Jahrtauſende gellt. Ob jenen Berufen heute nicht entſprechen: Pfaffen und Journaliſten? —

*

Der gewöhnliche zünftige Journaliſt, namenlos als kleine Funktion eines großen Apparates, dabei überaus herrſchſüchtig iſt ein Feind aller Individualität, — iſt ein Erbfeind der großen Perſönlichkeit. Erkennt man nun das Phariſäertum des Journaliſten, — erkennt man ſeine feile Geſchäftlichkeit? —

*

Journaliſten-Deviſe: Berechnung iſt viel, Frechheit iſt alles.

*

Bedenklichster Auswuchs des Journalismus: das Interviewen. Es geht von der Ansicht aus, daß der Journalist den Menschen und Ereignissen über ist, in Wirklichkeit ist es aber umgekehrt.

*

Es mag noch immer Vereinzelte unter den Journalisten geben, (jene die bei einer Zeitung nur des lieben Brotes wegen wirken, sind keine Journalisten), die sich ihres Amtes als eines dienenden Berufes bewußt sind; sie erfüllen noch den ursprünglichen Sinn des Journalistentums. Aber was vereinzelt ist, ist nicht gewöhnlich.

*

Journalismus und künstlerisches Schrifttum sind Gegensätze wie Journalist und künstlerischer Schriftsteller. Was jenen unerträglich macht, trägt erst den künstlerischen Schriftsteller: Die Subjektivität — das Durchdringen des Stoffes mit der eigenen Wesensart. So kommt es wohl: daß den Rang einer Zeitung erst ihre Objektivität des Anstandes in der Berichterstattung sowie ihre Mitarbeiterschaft von künstlerischen Schriftstellern bestimmt. In dieser Ausnahmeform mag die Zeitung ungescholten sein! —

*

Was der künstlerische Schriftsteller schafft, die schönsten und lebendigsten Wortbegriffe, übernimmt ohne Bedenken der Journalist, verbraucht sie bis zur Entstellung und Einbuße aller Lebendigkeit, und immer wieder ist es der künstlerische Schriftsteller — der Dichter, der das einfache Wort zu neuem Leben erwecken muß.

*

Wir leben im Zeichen des Journalismus — im Zeichen der Journalisierung der Dinge. Es bedeutet: im Zeichen der Veräußerlichung und Geschäftlichkeit auf allen Gebieten, — im Zeichen hohler Schwatzhaftigkeit und geschwätziger Hohlheit, — der Herunterwürdigung und des Verkommens der Wortbegriffe, — im Zeichen der Anmaßung und des Dünkels, — der Entstellung, der Fälschung und der Gewissenlosigkeit, — der größten Verwahrlosung aller Wahrhaftigkeit, im Zeichen widrigen Schmarozertums mit allen scheinbaren Machtbeständen — im Zeichen kleinlichster Machtgelüste und eines

windigen Strebertums, — im Zeichen der Siege und des Obenaufkommens der Mittelmäßigkeiten und eines versteckten und darum umso übleren Philistertums, — im Zeichen des Ansporns und des Aufreizes zu platteſter Gefallsſucht, — im Zeichen der Förderung aller Maſſenbegriffe und größter Bedrängnis und Verwirrung von Kunſt und Künſtler, — im Zeichen des Verfalles aller inneren Machtzuſtände, im Zeichen tiefſter Notſtände des Gefühls und einer ungeheuren Vereinſamung der Seele. — Aber da fließt es wie ein Schimmer herein. Kann dies alles nicht ein Seltenes — ein Höchſtes bedingen helfen? — Läßt es nicht die Möglichkeit offen zu größten Menſchen? — Und eine Regung ſteht in mir auf, die froh um ſich ſieht und einer dienenden Gewalt danken will, indem ſie ausruft: Es lebe der Journalismus! — So läßt vielleicht den Tod ein von Erkenntnis durchleuchtetes Leben leben.

*

Wie reimt ſich Germanentum mit Journalismus? — Geht der nicht gierig darauf aus, Scheu einzuflößen vor der Macht der Öffentlichkeit — alles zu beugen und untertan zu machen ſeiner vermeintlichen Großmacht? — Mein Menſchentum, dem mein Germanentum unterſteht, ſpornt mich an: Eher ſtolz zu ſein auf Verunglimpfung aus ſolchem Munde der Öffentlichkeit, zur Rechtfertigung einzig vor meinem Gewiſſen, — in mir ſelber zu ſuchen und zu finden die letzte Inſtanz in allen Dingen.

*

Je gemeiner ein Blatt iſt, umſo mehr weiß es ſich als Teilhaber des Großmachtringes der Preſſe aufzuſpielen — und dieſe Großmacht als Erſte herauszuſtreichen und ſich ſelbſt, wenn möglich, als ein Führendes an dieſer Großmacht. Ich verſpüre da immer den Geruch von Fäulnis heraus — von einem völlig Kraftloſen, das nicht mehr auf eigenen Füßen ſtehen kann. Aus wirklich geſchulten und wertvolleren Blättern hingegen, die ſich ihrer dienenden Stellung bewußt und ſelten genug ſind, weht es zuweilen doch wie ein Hauch von äſthetiſchem Empfinden, das die Zeitungslaute zu

dämpfen scheint und sich nie korporativ gebärdet, wie instinktiv vermeidend so fragwürdige Gemeinschaft anzudeuten.

*

Es ist nicht Mut, wenn ich so rückhaltlos von den Journalisten rede. Mein Empfinden geht darauf aus, mich bei dem gewöhnlichen, zünftigen Journalisten verhaßt zu machen. (Die widerlich anmaßende Nachbarschaft der vermeintlich Alles regierenden Münchner-Journalisterei mag es bei mir verursacht haben). Wir Künstler sind eben oft so weiblich, daß wir wie ein junges Mädchen empört sein können über die Zumutung, daß uns ein Häßliches seine Verehrung schenke oder gar liebe.

*

Die zünftigen Journalisten sind zumeist wie die Fliegen: sie fressen allen Dreck. Sie sind keine Bienen — auch nicht dem Stachel nach: dafür sind sie zu unvermögend. Wo hat ein Journalist einen wirklichen Dichter oder Künstler jemals ernstlich verletzen können? — Und wie sollten so beschaffene Journalisten im Stande sein, den goldesten und süßesten Honig aus den Blumen der Dichtung herauszufinden!

*

Es rasselt die Tonart durch süddeutsche Lande, die Nietzsche längst für überwunden erklärt. Die Haupttrommler dieser Weisheit sind gewöhnliche Journalistenseelen. Ich denke: um etwas zu überwinden, muß man es vorher erlebt haben. Kann nun der gewöhnliche Journalist in sich Nietzsche erleben? Darum: wie diese Überwinder Nietzsche, so überwanden wohl die Fliegen längst den Honigduft der Blüten.

*

Der gewöhnliche zünftige Journalist von heute: Ich sehe ihn als Hanswurst und Krämerseele, der nur das gelten lassen möchte, was ihm schön tut — was ihm Respekt zollt. Dieses Respektzollen von ihm zum ersten Begabungsausweis erhoben auch in Dingen der Kunst. Was für einen Beigeschmack gibt das seinen Begünstigten? Wie bringt solche Gunst noch Fragwürdigkeit in den Klang des besten Namens! — Ich sehe ihn als Fälscher und übelsten Pharisäer, der sich immer für das ausgibt, was er am wenigsten ist. Was

soll das Überherrgott-Gebahren an ihm, den doch seine Gefallsucht und seine Leerheit der Schar der Übervielen zuteilen, die es nie zur Menschwerdung bringt. — Ich sehe ihn nie als allein, immer nur als Mehrheit — als Menge sich wissend und fühlend, und dieses Menge- oder Herdengefühl in ihm den Mut auslösend zu Ausfällen gegen die Einzelnen — gegen Alleinstehende — gegen Große: denn je mehr ein Mensch ins Große wächst, umsomehr kommt er dazu, allein zu stehen. — Ich sehe ihn als lärmendes, anmaßendes, machthungriges Etwas, das zugleich völlig unvermögend ist. Er hat nichts in seiner Gewalt, was unser einem das Leben lebenswert macht. Jenseits seines Totschweigens, jenseits seiner Verunglimpfung wie seiner Lobpreisung, ja jenseits seiner Sehweite — seiner Wahrnehmung beginnt erst unsere Neugierde und all unser Glück. (Wenn ich ihn mir so vorstelle, kann ich ihn nicht einmal hassen.)

*

Eine Frucht des Journalismus: Überlegenheit zur Schmach — zum Gebrechen — zum Unvermögen stempeln. Man denke an den von süddeutschen Journalisten längst totgesagten Nietzsche.

*

Ein Endergebnis: Die Zeitung, als journalistisches Erzeugnis — als Brutstätte der Journalisterei, kann für die Menschennatur wie für das Leben nie ein Führendes sein; sie ist und bleibt der Hauptsache nach immer ein Übel und durchaus kein notwendiges.

*

Wenn man auf die Zeitungsposaune der deutschen Kunststadt hören möchte, so gäbe es heute keinen Namen von Belang in Kunst und Dichtung, den sie nicht gemacht hätte. Und es ist vielleicht wahr in dem Sinne: daß sie kaum jemals ein wirklich Großes zuerst erkannt und in der Folge ihm sein Schaffen leicht gemacht hätte. Damit lernt aber so ein Großer erst seine Kraft erkennen und entfalten.

*

Ich habe meine Tageszeitung (ein „freisinniges" Münchner-Blatt) ausgehen lassen: es ist, als sei damit etwas Unfreies und Unsaubres aus dem Hause.

*

Ob das heutige München nicht dem journalistischen Fahrwasser, in das es hineingeraten ist, seinen Niedergang als Kunststadt zu verdanken hat? — Nicht nur, daß dort ein Schriftsteller- und Journalistenverein seine Arme ausbreitet, man sagt dort zutreffend: „Journalisten und Schriftsteller-Verein".

*

Die leichte und mehr verschwendende Art Wiens vermag es nicht, ein so wohlgeordnetes Geschäftsleben in die Kunst hineinzubringen wie die deutsche Kunststadt, wo heute dem Kleinen und Willfährigen der Brot- und Ruhmkorb reichlich ausgefüllt wird, die Besten aber trotz alldem sich insgeheim fortsehnen, weil ein Tiefstes in ihnen hungrig bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Boykott-Erklärung.

Jene Innsbrucker Tagesblätter, deren Redakteure dem Verein „Deutsche Tiroler Presse" angehören — bekanntlich einem Vereine zur Förderung von Standesinteressen um jeden Preis — veröffentlichen ebenso fettgedruckt wie hier folgende

Erklärung.

Da der Direktor des Innsbrucker Stadttheaters, Herr Leopold Thurner, in einem am 29. ds. M. im Saale des „Grauen Bären" gehaltenen Vortrag einen Theater-Referenten direkt, zwei Theater-Referenten indirekt in ihrer Ehre ungerechtfertigt angegriffen hat, so sehen sich die Redaktionen des „Boten für Tirol und Vorarlberg", der „Innsbrucker Nachrichten", der „Neuen Tiroler Stimmen", des „Allgemeinen Tiroler Anzeigers" und der Halbmonatschrift „Der Föhn" gezwungen, die Aufnahme aller auf das Innsbrucker Stadttheater bezugnehmenden Mitteilungen bis auf weiteres einzustellen.

Darauf nehme ich mir die Freiheit, für heute folgendes zu bemerken: Da diese erst in der Zeitungs-Öffentlichkeit so empfindlich

(gez. von Max v. Eſterle.)

Heinrich von Schullern.

gewordenen Herren Theater-Referenten hier nicht nur die Gekränkten, sondern geradezu die Verdutzten spielen, da sie sich coram publico geberden, als hätte sie gleichsam über Nacht ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen, so gestatte ich mir festzustellen: Daß diese Herren, die sich anscheinend nicht nur als Diktatoren der öffentlichen Meinung, sondern auch als Souveräne ihrer eigenen Brotgeber aufspielen dürfen, daß diese Herren, sage ich, wohl wußten, gegen wessen Ehre der mir — im Gegensatz zu ihnen — persönlich unbekannte Theaterdirektor seine Ehre zu verteidigen genötigt war. Denn erstens unterdrückten sie die Ankündigung seines öffentlichen Vortrags in ihren Blättern (obschon dieser Vortrag über Theaterfragen unserer Zeit gewiß ein allgemeineres Interesse beanspruchen durfte als etwa die belanglose Mitteilung, daß Herr Rudolf Greinz aus der Sommerfrische zurückgekehrt sei), und zweitens blieben sie samt ihren Schutzbefohlenen dem Vortrag wohlweislich fern. Man mag da — umgekehrt wie bei Herrn Thurner — ihre Vorsicht, nicht aber ihre Tapferkeit rühmen. Denn sie ließen sich so leider die gebotene Gelegenheit entgehen, Freimut mit Freimut zu bekämpfen, d. h. an Ort und Stelle die eingehend motivierten Angriffe des Herrn Thurner oder richtiger gesagt seine einer Ehren-Notwehr entsprungene Zurückweisung von Angriffen entsprechend abzuwehren.

Wenn die Herren dieses ihr Defizit an gutem Gewissen und persönlichem Mut nachträglich dadurch wett machen zu können glauben, daß sie an Stelle eines individuellen Ehrgefühls ihr kompaktes Solidaritätsgefühl ins Treffen führen und wenn sie den klipp und klar formulierten Beschuldigungen des Herrn Thurner nichts anderes entgegenzusetzen wissen als diesen ebenso kümmerlichen wie unbekümmerten Pauschalversuch einer wirtschaftlichen Schädigung (die nota bene auch die Bühnenkünstler und das Publikum in Mitleidenschaft zieht,) so mögen dies die Herren vor sich selber verantworten. Noch besser freilich vor Gericht. Aber sie mögen sich ja nicht unterstehen, die Öffentlichkeit zum Helfershelfer ihrer skrupellosen Willkür aufzurufen. Denn die Großmäuligkeit von Angegriffenen, die in grotesker Selbstentäußerung solidarisch übereinkommen, nicht ihren Angreifer, sondern sich selbst mundtot zu machen, hat jedes Recht verwirkt, in der Öffentlichkeit noch weiterhin gehört zu werden. Und daß der Teil der Öffentlichkeit, der in diesem Falle einzig in Betracht kommt — nämlich das

Theaterpublikum — sich tatsächlich noch mündig genug fühlt, einem dummdreisten Terrorismus, der zur Rede gestellt sich selbst das Wort entzieht, die Stirn zu bieten, das bewies die demonstrative Genugtuung, die es dem boykottierten Direktor in der heutigen Eröffnungsvorstellung dieses Spieljahres bereitete. Und wenn vollends die genannten Blätter ihr Ansehen dadurch zu fördern glauben, daß sie die Ohnmacht ihrer Redakteure fettgedruckt an den Pranger stellen, wenn sie glauben, dieser Ohnmacht dadurch einen Schein von Leben einzuhauchen, daß sie darauf beharren, eben demselben Publikum gegenüber, auf dessen blinde Gefolgschaft sie spekulieren, ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nicht zu erfüllen, so ist es immerhin nicht ausgeschlossen, daß dieses Publikum einmal zur Abwechslung ihnen etwas pfeift oder sonst in gebührender Weise Stellung nimmt gegen die Brüskierung seiner Interessen und gegen die präpotente Auffassung, daß das Publikum für die Zeitung und nicht die Zeitung für das Publikum da sei. Doch mag auch schließlich eine Zeitung die Gläubigen haben, die sie verdient — auf keinen Fall ist es zu dulden, daß deshalb, weil ein Herr oder meinetwegen auch ein paar Herren von der Presse nicht imstande sind, ihre persönliche Reputation aus Eigenem zu wahren, einfach die primitivsten Wünsche jener zahlreichen Theaterbesucher ignoriert werden, die unbefangen genug sind, sich um die Personalangelegenheiten jener Herren einen Pfifferling zu kümmern. Darum und im Interesse einer reinlichen Verfechtung künstlerischer Interessen in dieser Stadt behalte ich mir vor, auf diesen Fall des Näheren zurückzukommen und diese Boykott-Erklärung, die auf den Stelzen einer invaliden Kriegs-Erklärung einherschreitet, als das bloßzustellen, was sie ist: Als eine Bankrott-Erklärung, die die Augen vielleicht auch jenen öffnen wird, die etwa heute noch geneigt sind, sich weis machen zu lassen, daß die Ehre eines Theater-Reporters sakrosankt, die eines Theater-Direktors aber vogelfrei sei. Was mich im übrigen nicht hindern soll, mich ungestört dem Eindruck der überwältigenden Komik hinzugeben, den mir und manchem Kenner der Verhältnisse die ernsthafte Versicherung beschied, daß auch — eheu fugaces! — die Redaktion des „Föhn" vom Innsbrucker Theater und seinem Jammer keine Notiz mehr zu nehmen in der Lage sei.

Ludwig von Ficker (Fortunat).

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 10.

Robert Michel: Der Berg Isel und die Brennerstraße / Carl Dallago: Lust II. / Richard Huldschiner: Choraula / Karl Berger: Herbstabend / Hugo Neugebauer: Wallfahrt / Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her IV. / Arthur von Wallpach: Freiheit ist in deinem Herzen / Max von Esterle: Karikaturenfolge X. (Fritz von Ebner) Ludwig von Ficker: Boykott-Bankrott.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 15. Okt. 1910. Heft 10.

Der Berg Iſel und die Brenner-Straße / von Robert Michel.

Das Herz eines Landes iſt wohl gewöhnlich die Hauptſtadt; aber das Herz von Tirol iſt der Berg Iſel. Wenn man den bloßen Namen hört, vermeint man den Pulsſchlag Tirols zu vernehmen.

Die Leute, die zum erſten Mal Innsbruck beſuchen, bringen deshalb eine große Begierde mit, dieſen berühmten Berg kennen zu lernen. Die meiſten möchten ſo gerne durch Vermittlung der Örtlichkeit die Wunder von 1809 nacherlebend neu erfahren. Wenn ſie ſich nicht vorher genau unterrichtet haben, glauben ſie einen Berg Iſel finden zu müſſen, der ſchon durch eine gewaltige Höhe ſeinen Ruf rechtfertigt. So laſſen ſie ſich im Wagen oder mit der Elektriſchen bis an den Fuß des Berges führen und ſtehen nun in den genagelten Schuhen da, mit Bergſtock und Rucksack, und fragen erregt nach dem kürzeſten Weg auf den „Iſelberg". Es iſt dann eine Art Enttäuſchung für ſie, daß ſie nur fünf Minuten auf einem gepflegten ſteilen Parkweg zu gehen brauchen, um den gefeierten Berg zu erſteigen.

Oben ſtoßen ſie zuerſt auf ein großes Gebäude, das Muſeum der Kaiſerjäger. Darinnen ſind Trophäen aus allen Schlachten und Gefechten, in denen Söhne des Landes gekämpft haben, und beſonders reiche Erinnerungen an das Jahr 1809. Und nun ſollen dieſe

Zeichen aus längst vergangenen Kriegstagen die Einbildungskraft entfachen. Aber der Arm mit der Faust, die jenen Säbel geschwungen hat, ist vermodert; der Zorn und der Jubel, mit dem die feindlichen Fahnen entrissen wurden, ist dahin; und verklungen ist der Widerhall der Schüsse aus allen diesen Gewehren und Geschützen. So sind die Heldentaten aus diesen Dingen kaum mit mehr Sicherheit herauszulesen als etwa die Werke eines Dichters aus der Schreibfeder, die er hinterlassen hat.

Dann treten die Leute wieder hinaus und stehen wieder auf dem Boden, auf dem so Heldenhaftes vollführt worden ist, und schauen sich weiter nach einer Anregung um. Da sehen sie in einiger Entfernung das Standbild des Andreas Hofer. Ja, das ist etwas anderes: hier steht der Bauernheld ganz leibhaftig da und in der Geberde seiner erzenen Hand ist soviel Kraft, daß man es spürt, wie seine Schar dem Winke dieser Hand gehorchen mußte. Ja, Andreas Hofer steht noch immer da. Aber seine Bauern sind nicht mehr um ihn und nicht mehr das Geknatter der Stutzen und sein Widerhall von der hohen Nordkette. Und unten von Wilten her rücken nicht die geschlossenen Reihen der Bayern vor und ihre Kanonenkugeln schlagen nicht ein in das Geäst des Waldes. Und die Buben, die auf dem Hange vor der Front nach feindlichem Blei suchen, um es dem Alten zu bringen, der hinter einem Felsvorsprung frische Kugeln gießt, die in die tiroler Stutzenläufe passen; und die Dirn, die mit dem Weinfäßchen von einem Schützen zum andern geht, um sie zu laben, und ihre Finger an die Faßwand drückt dort, wo sie durchschossen ist; und das hochgehobene Kruzifix in der Hand Haspingers — alles ist dahin; nur Hofer allein ist stehen geblieben.

Kommen die meisten den Ereignissen von 1809 nicht doch näher, wenn sie in das „Panorama der Schlacht am Berg Isel" gehn? Da sehen sie den bunten Bilderbogen der Schlacht angenehm wirklichkeitsähnlich in der Geschlossenheit eines Rundblickes um sich mit der bekannten Landschaft. Freilich fehlt hier die Kraft des Symbols, die den Dingen am Berg Isel trotz allem innewohnt; aber dafür bedarf es für die Phantasie keiner besonderen Anstrengung mehr.

Indeſſen pilgern doch viele zum Berg Iſel, die nicht allein einen Hauch vom Jahre 1809 verſpüren möchten, ſondern die auch erwarten, daß ſie hier irgendwie den Pulsſchlag des Landes vernehmen werden, ſo wie er ſich ihnen ſchon früher von ferneher immer beim bloßen Klang des Namens „Berg Iſel“ angedeutet hatte. Solche kehren dann mit einiger Enttäuſchung zurück. Die Eindrucksfähigen könnten wohl einen einfacheren Weg einſchlagen, um zu dem gewünſchten Ziele zu gelangen: irgendein lebenswahres tiroleriſches Buch leſen, eines von den wenigen zuverläſſig echten. Sie wünſchen aber vielleicht nicht die Vermittlung eines Dichters, ſondern möchten die Menſchen und die Landſchaft und alle Dinge, die in ihr ſind, ſprechen laſſen. Sie hatten beim Berg Iſel angefangen, den ſie doch für das Herz des Landes hielten, und hatten hier nicht den Pulsſchlag des Landes verſpürt. So ſuchen ſie weiter. Sie gehen nach Innsbruck in die winkligen Gaſſen der Altſtadt, in die Hofkirche zu den dunkelglänzenden Erzfiguren, ſie gehen zu Exl und zu irgend welchen tiroler Sängern; und dann wandern ſie weiter ins Land hinein und in andere tiroler Städte. Sie beſteigen wohl auch manchen Gipfel, gehen über Gletſcher, ſprechen in den Schutzhütten mit Führern und lernen auf ihren Wanderungen Bauern aus den entlegenſten Hochtälern kennen. Und wiederholt können ſie ſich da ſagen: „Ja, das iſt Tirol“; aber zu dem erwünſchten einheitlichen ſtarken Empfinden ſind ſie vielleicht doch nie gelangt.

So rate ich allen dieſen nach Innsbruck zurückzukehren und es noch einmal mit dem Berg Iſel zu verſuchen. Freilich ſollen ſie dann nicht mehr den ſteilen ſchmalen Parkweg hinaufgehn und ins Muſeum und zum Andreas Hofer. Sie ſollen auf einen Punkt gehn, von dem ſie das ganze Gebiet überblicken, das die Bauern in der Berg Iſel-Schlacht beſetzt hielten, und weiterhin Innsbruck und das Inntal und die umgebenden Berge. Es muß auch nicht ein beſtimmter Punkt ſein; um es möglichſt wenig feierlich zu machen, kann man einfach einen Spaziergang auf dem erſten Anſtieg der Brennerſtraße machen, der ja ſo innig zum Berg Iſel gehört wie zu einem ehrwürdigen Grabſtein ein Efeu, der ihn umſchlingt. Ja, ſo

ſei es: ein Spaziergang auf dem erſten Stück der Brennerſtraße. Ich ſage mit großer Zuverſicht voraus, daß dann die meiſten jenes gute Gefühl empfinden werden, als hörten ſie den Pulsſchlag dieſes Landes; und ſie werden verſtehn, warum ihnen der Berg Iſel, noch ehe ſie ihn kannten, als das Herz von Tirol erſchienen war. Allerdings kann ich ihnen nicht noch raten, wie ſie ſich dabei verhalten ſollen; es muß von ſelbſt kommen und ſie werden nicht einmal notwendig haben, ſich zu verſichern: „Ja, das iſt Tirol". So bleibt mir nur, allen jenen, die dieſe Straße noch nicht kennen, zu ſchildern, wie jenes erſte Stück im Gebiete des Berges Iſel ausſieht.

Es iſt mir noch nie eingefallen, danach zu fragen, wer die Brennerſtraße erbaut hat. Wenn ich aber aus der Stadt hinauskomme und den Beginn des Aufſtieges ſehe, ſo denke ich, daß es nur junge, kühne Männer geweſen ſein können. In der Richtung der Hauptſtraße ganz gerade hinaus aus Innsbruck dem Süden zu, ſenkrecht gegen die Berge, ſtrebt ſie hinan. Ein breiter Damm hebt ſie in gleichmäßigem Steigen über den Reſt des ebenen Talbodens. Und dieſes erſte Stück ſcheint nichts anderes zu ſein als ein ſtarkes Sprungbrett zum Aufſchwung über das hemmende Gebirge.

Am Hange angelangt aber biegt die Straße rechts ab und ſchmiegt ſich an die Böſchung. Dieſer Berg Iſel konnte doch nicht ein wirkliches Hindernis ſein? Oder ahnten ſchon damals die Erbauer, daß der Berg, obſchon er ſo klein iſt, unter den vielen Bergen der Umgebung von Innsbruck einmal dem Lande ſo viel bedeuten würde, und ſcheuten ſich dieſen Boden aufzureißen, den einſt der Kampf um die Freiheit heiligen ſollte?

Indeſſen kann der Grund, warum die Erbauer von ihrem urſprünglichen Plan abſtanden, auch noch ein anderer geweſen ſein. Der Plan war wohl einem raſchen, ſtarken Denken entſprungen; dann kam aber die langſame beſchwerliche Ausführung des Werkes. Und eben im Beginn bei dem erſten geraden Stück, wenn ſie da den Blick manchmal von der Arbeit weg hoben, um ihn an den weiten Fernen ausruhen zu laſſen, mochten die Erbauer erkannt haben, daß

ihnen die ungezählten Wanderer, die je diese Straße bergan schreiten würden, wenig Dank dafür wüßten, wenn sie die Straße allzu rasch aus dem Bereiche dieses Tales entführte. Und da änderten sie den Plan und entschieden sich für ein allmähliches langsames Aufsteigen mit zögernden Schlingen, damit der Weg dem Wanderer reichlich Gelegenheit böte, die Schönheiten des Tales im Abschiede immer wieder voll zu genießen.

In der Tat ist etwa in der Mitte des ersten geraden Stückes eine Stelle, die ich ob ihrer Aussicht zu den gesegnetsten Punkten des Erdenrundes zählen möchte. Ich meine dabei besonders die Aussicht gegen das Oberinntal: die absteigenden Linien der seitlichen Gebirge fließen da auf so wunderbare Weise ineinander, als ließen an ihnen die selbstbewußten Bergriesen achtlos alle ihre Schönheit hinabgleiten. Schon dieses unnachahmbare Zusammentreffen der Linien mit der schroffen Senkrechten der Martinswand müßte den Beschauer immer wieder mit Bewunderung erfüllen. Aber da ist noch der Himmel und das Licht im Wechsel des Tages und der Stunden; und da ist noch der Inn. Unsichtbar zunterst der Talsohle windet er sich zwischen den abfallenden Hängen; sein klares Spiegellicht durchleuchtet manchmal die weitesten Fernen und macht sie ganz durchsichtig; manchmal aber hüllt er das Bild in leichte Schleier oder er zieht gar einen dicken Nebel daher, aus dem nur die Martinswand wie ein ungeheures Etwas gespensterhaft herausragt. Jedesmal wird der Beschauer ein anderes Bild finden; so unerschöpflich vielfältig ist der Wechsel dieses Bildes wie etwa im Winter der Wechsel der Gebilde auf ein und derselben Fensterscheibe von Frost zu Frost.

Fürwahr dieser Ausblick ins Oberinntal allein kann einem diese Stelle so teuer machen, daß man ihren Besuch nicht einen einzigen Tag unterlassen möchte. Man genießt aber von da außerdem noch den Anblick auf die Nordkette, die mit ihrer hochgezogenen, ungebrochenen Gratlinie auf diese Entfernung leicht allzu eintönig erscheinen könnte; aber ein geübtes Auge erkennt auch von hier ihren Reichtum an den mannigfachsten Formen. Bergwärts gegen Süden sind die

hohen Gipfel durch das bewaldete Mittelgebirge zumeist verdeckt. Nur die Nockspitze mit ihrem scharfen Abriß wußte sich einen Platz in dem Bilde zu sichern; und über die Baumwipfel des Berg Isel schaut noch der flachgerundete Gipfel des Patscherkofels ein wenig herüber. Aber schon hier ist es unverkennbar, daß die Berge des Südens den Zugang zum Inntal erleichtern wollten. Linkerhand, den Inn abwärts, weitet sich das Tal, bis es von einem breitgelegten Gebirge begrenzt wird, das meist auf einer leichten Nebelwolke schwebt wie ein Märchengebilde, getragen von der Phantasie über den Abgründen des Ungewissen.

Wahrlich, es ist unbegreiflich, daß ich mich trotz täglichen Genießens dieses Ausblickes auch manchmal noch nach anderen Orten sehnen kann: nach den lichtvollen, bescheiden schönen Hügeln um Florenz oder nach einer Meeresküste oder nach den kahlen grauen Karstbergen bei Mostar; oder nach den bewaldeten Hügeln meiner Heimat, die den weiten Horizont in leichten Wellen umsäumen und die so sanft sind, daß ich in der Erinnerung am liebsten mit der bloßen Hand über ihre Kämme streicheln möchte.

Es schadet nichts, daß sich die nächste Umgebung dieser Stelle auf der Brennerstraße in den schroffsten Gegensatz zu der Schönheit des Rundblickes gestellt hat. Da steht auf dem linken Dammhang ein häßlicher Kohlenschupfen und weiterhin breitet sich ein stilloser Bahnhof aus mit seinen Geleisen und Bauten. Bedauerlicherweise verdirbt auch dieser Bahnhof den Blick auf das Wiltener Kloster. Dieses Kloster mit seiner Kirche, das, von beliebigen entfernten Punkten gesehen, immer eine bewundernswerte Silhouette gibt, möchte man auch von der Nähe gerne frei sehen. Ist doch schon die Harmonie dieses köstlich verfärbten Rots seiner Mauern mit den umgebenden Farben dem Auge immer ein Ergötzen, sei es im Weiß des Schnees, oder überragt vom Dunkelbraun der Dächer im Grün der Bäume und Gärten, oder in den unbestimmten Farben der Uebergangszeiten.

Und rechts steht eine lange, kahle Friedhofsmauer, nicht hoch genug, daß sie den Blicken wehren könnte, das eintönige Aneinander von Grabsteinen und hölzernen Kreuzen zu sehen. Kein Baum und

kein Strauch, der in diese starre Rechtwinkligkeit eine erwünschte Abwechslung brächte. Obzwar ich diesen Friedhof auch aus den Fenstern meiner Wohnung sehe, beachte ich ihn nur selten; birgt er doch niemanden, der mir im Leben näher gestanden wäre. Ich kann nicht wissen, in welcher Brandung sich einst die Wellen meines Schicksals brechen werden; aber wenn mein Denken manchmal, vielleicht in unbestimmtem Sehnen, Stätten des Todes aufsucht, so sind es Orte, die von hier weit weg liegen: etwa der untere Teil des Gottesackers von San Miniato oder der Friedhof in einem kleinen böhmischen Dorf, dessen Grabhügel von breiten Lindenkronen umschattet sind; auch an den merkwürdigen alten Judenfriedhof in Prag kann ich da denken oder gar an die Türkenfriedhöfe in Mostar, die nach jahrelanger Vernachlässigung zu blühenden Gärten geworden sind, in denen die unregelmäßigen schlanken Grabsteine nichts anderes zu sein scheinen als feste Stützen für die wuchernden wilden Rosen und den Epheu.

Langsam ansteigend strebt dann die Brennerstraße immer mehr nach rechts, als wollte sie um jeden Preis noch einmal den Ausblick in das Oberinntal finden. Ein allzu scharfer Vorsprung hat ihr diesen Wunsch versagt; so wendet sie sich im weiteren Aufsteigen in entgegengesetzter Richtung gegen die Schönheiten des Sonnenaufganges. Dann schmiegt sie sich mit einer langen Schlinge in eine tiefe Falte des Hanges und läßt den Wanderer so bedünken, er wäre in einer völlig neuen Gegend. Nach abermaliger Wendung erschließt sie ihm allmählich ein letztes Mal den weiten Ausblick über die ganze Stadt und das schöne Inntal; und schon strebt sie der Stelle zu, wo sie durch eine leichte Einsenkung zwischen dem Berg Isel und den westlichen Höhen in das Tal der Sill dem höheren Gebirge zu hinüberleitet.

Hier hält indessen ein jeder Wanderer wohl ein Weilchen inne und überschaut nochmals das ganze Inntal und läßt den Blick jenseits bergwärts gleiten, als müßte er auch dort einen ähnlichen Uebergang finden. Dort aber steht die Nordwand hochaufgerichtet und geschlossen, das ganze Tal gegen den Norden absperrend. Es wäre

nicht ſchwer daran zu glauben, daß ſich dieſe mächtige Mauer erſt vor hundert Jahren aufgetürmt hat, um das Land in ſeiner größten Not vor den Feinden zu ſchützen. Glaubt man doch auch gerne daran, daß ein Berg von dieſer Kette vor grauen Zeiten bei dem Fluch einer verhöhnten Bettlerin ſich in dumpfer Empörung hoch aufgerichtet hat und ſo ſtehen blieb, das Steinbild der verfluchten Frau Hitt weithin zeigend.

Die Feinde von 1809 ſind Freunde geworden, aber die Bergmauer iſt ſtehen geblieben für alle Zeiten. So müſſen die Freunde mit friſchem Wagemut den nächſten Weg zu einander durch das ſteinige Innere dieſer Berge bahnen.

Luft / von Carl Dallago.

II.

Weit in die Waldung greift der wellige Wieſenplan,
ſein morgenkühles Schweigen rührt mich linde an
und macht ein leiſes Lied aus mir, das baumhaft klingt
und mit der Bäume Raunen ſich vermengt und ſingt
wie Kronen ſingen, die der wache Wind bewegt,
um die der Tagesanbruch ſeine Flügel ſchlägt.

Der Waldung Einſamkeit iſt noch von Träumen ſchwer,
verſchlafen wehn die Baumgeſtalten um mich her,
nur in der Lichtung, wo der Himmel offen ſteht,
ſchon der erwachte Tag in Duft und Klarheit geht.
In meinen Träumer-Schritt die Waldung lauter rauſcht,
ihr Hauch wie Wind ein Segel meine Seele bauſcht
und mich ſo vorwärts treibt, — mich Lied, das mehr nun gleicht
dem Sang der ſchwanken Wipfel, die das Licht erreicht.
Und Fleck um Fleck aus Gold prägt ſich im dunklen Rund,
umwogt vom Fliehn der Schatten ſprüht der taunige Grund.
Schon iſt die weite Waldung ſo erfüllt von Licht,
daß Kronenriß und Aſtung güldner Glanz umflicht.

In Lichtluſt dehnt und reckt ſich hoch der Stämme Schar,
ſtrafft ſich der Lärchenleiber flatternd Seidenhaar.
Von höher her ſich wellt der Almen duftiger Bau
umtaumelt von des Sommerhimmels trunknem Blau.

Ich weile ſtill im Licht. Verträumte Müdigkeit
läßt unter einem Baum mich ruhn: ſo ſpäh ich weit
in mich hinein, mich hörend in der Stille wie
die Bäume ſelbſt ſich hören — ihres Wachstums Melodie.
Der Glanz um mich wie eine Mauer hält
und leitet von mir alles Hinſehn nach der Welt.
Zuweilen nur mein Blick die Bäume ſtreift, die mich umſtehn,
die hart und rauh und ſtark wie Krieger gehn, —
die kämpfen für ihr Wachstum — ihren Daſeinsſtand
vom blinden Samen an bis jetzt noch unverwandt.
Ein unbeugſamer Wille ſie noch immer ziert,
und dieſen ſtarken Willen ihre Luſt gebiert. — —

O Luſt! Luſt, Luſt! Der Dinge Wurzel du
und Halt und Flammenkern, — du fällſt in jede Ruh
ſo ungeſtüm und heiß. Vielfältigſte Geſtalt
erkürt dein Weſen ſich, und wo ſich deine Urgewalt
nur niederläßt, kommt erſt in ſo ein Ding ein Zug, —
du gibſt dem Tun erſt Flügel und den Flügeln Flug
und nie — nie wirſt du müde, niemals fühlſt du Ruh,
denn wo du müde biſt und Ruhe, biſt du nicht mehr Du! — —

Ich hab mich eingewühlt tief in Geſtrüpp und Kraut
und Waldgrasgrund: ich höre jedes Halmes Laut.
Ein zärtlich Tier iſt meine Hand und zieht verliebt
durchs Gräſerheer, verweilt auf Moos wohllüſtig, ſchiebt
ſich weich in Klee, herzt jedes Blättchen, koſt und flirrt
in Geſten, lächelt, ſtößt auf Wurzeln, faßt ſie, irrt
dann weiter ziellos tappend, taſtend, ſucht nach Land
für Luſt, — dies liebend liebbedürftig Tier, die Hand.

Nach Land für Luſt — für Liebe! — Machtvoll tönt es auf
in mir und findet Widerhall in jedem Baum. Hinauf
zu Wipfeln klimmt mein Blick und wieder raſch zurück
umklammernd jeden Zweig im Lauf, den Stamm umſchnürend,
bohrt ſich ins Wurzelreich hinein, die Kraft aufſpürend —
die blinde Kraft, (es pulſt mein Blut, als träf mich Glück) —
das dunkle Ding, das greift mit tauſend blinden Augen,
die alle wie in einen Ausblick feſt ſich ſaugen,
der Raum es faſſen läßt wie ſehend, — Raum für Liebe —
für Luſt: — 's iſt Neuland für des Lebens Schöpfertriebe.

Choraula / von Richard Huldſchiner.

Das war im Jahre des Herrn 1346 eines Sonntags Abends auf der Wieſe vor dem Schloß des Grafen Peter von Greyerz im Saanenland.

Auf dem Tiſch unter der Linde ſtand Jörg Siedel, der Spielmann, hatte die Laute am grünen Band um den Hals, ſtrich mit den Fingern anmutig präludierend über die Saiten und ſang:

Laß rauſchen, Lib, laß rauſchen;
ich acht nit, wie es get,
ich hab ein bulen erworben
in veigel und grünen kle.

Und haſt ein bulen erworben
in veigel und grünen kle,
ſo ſte ich hier alleine
tut meinem herzen we.

Laß rauſchen, ſicheln rauſchen
und klingen wol durchs korn —
ich weiß ein meidlin trauern,
hat iren bulen verlorn — — —

Da kamen die Mädchen gelaufen mit glänzenden Augen und friſchen Wangen, wiegten ſich im Takt und ſahen nach ihren Bur-

ſchen aus. Denn es war ein linder Wind in den Bäumen, und wenn man recht acht gab, konnte man in der Ferne das Rauſchen der Bäche und im Buchenwald drüben den Kuckuck hören, der nach der Liebſten rief. Oben in der Krone der Linde aber war ein Vögelſingen, daß es ſchier des Spielmanns Stimme übertönte.

Da faßten ſich ein paar Mädchen bei den Händen, der Spielmann ſtrich über die Laute, und fröhlich begann der Springelreigen:

Ich weiß ein fein brauns mägdelein,
wolt gott, ſie wäre meine,
ſie müßte mir von haberſtro
woll ſpinnen braune ſeiden.

Und ſoll ich dir von haberſtro
wol ſpinnen braune ſeiden,
ſo mußtu mir von eichenlaub
ein neu paar kleider ſchneiden.

Und ſoll ich dir von eichenlaub
ein neu paar kleider ſchneiden,
ſo mußtu mir die ſchere holn
zu mittels aus dem reine.

Und ſoll ich dir die ſchere holn
zu mittels aus dem reine,
ſo mußtu mir die ſterne zeln,
ſo an dem himel ſcheinen.

Und ſoll ich dir die ſterne zeln,
ſo an dem himel ſcheinen,
ſo mußtu mir ein leiter baun,
daß ich darauf künt ſteigen — — —

Und die Buben kamen gelaufen, ein jeder ſtellte ſich zu ſeinem Mädchen, ein Küſſen gab's und Tuſcheln, und die alten Leute, die ſich des ſchönen Abends freuten, taten, als ſähen ſie es nicht. Iſt doch ein jeder jung geweſen, und der Mai rührt auch an erloſchene Herzen.

Über den Schneehörnern im Süden war warmroter Schein, die Fenster des Schlosses blitzten ins Land, und die Sonne stand groß und rund, ein flammender Purpurschild, eine lange Weile über dem Saum der grünen Hügel, als zögere sie, von dem lieblichen Tal Abschied zu nehmen.

Just als sie nun doch begonnen hatte, hinabzusteigen, kam vom Schloß hernieder ein lärmender Zug, voran die Spielleute, Vögtlin, Sebald, der Krumme, Armbald, Notker und Meierlin, und hinter ihnen der junge Graf Rudolf in Gugel und Zatteltracht und viele Junker und Knappen. Und alles lief ihnen entgegen. Hei, wie da die Bänder und Kränze flogen! „Der gute Graf Rudolf ist da!" Aber seine Geliebte, Marguita, des Löblin Tochter, die abseits auf der Wiese Veilchen und Himmelschlüssel gesucht hatte, flog allen voraus, kniete vor dem jungen Grafen hin und bot ihm, rot wie die untergehende Sonne, ihren Strauß.

Da bückte sich der Herr, hob sie auf und küßte sie auf den Mund.

„Marguita" sagte er, „Deine Blumen nehme ich und Dich küsse ich und heut ist Maienfest. Jetzt wollen wir tanzen."

Da hub ein Singen und Drehen an, wie es noch nie gesehen war im Saanenland.

„Die Choraula! Die Choraula! Wir wollen die Choraula tanzen!" schrieen die Jüngsten und Glühendsten.

Den Mädchen pochte das Herz in freudiger Erwartung. Die Junker warfen die hohen Kegelmützen fort, ein paar ältere Leute aber, die herzugetreten waren, mahnten ab: „Es ist bald Nacht" und „anfangen ist leicht, aber aufhören schwer".

Aber da traten schon hinter den Spielleuten sieben zur Choraula an, der Graf Rudolf mit Marguita und Junker Walter von Karlsberg, seinem liebsten Freund, Berchtold, der Jäger, Anna, des Waldhüters Tochter, und Kerman und Gäuerlin.

Die anderen Mädchen wanden Kränze aus Vergißmeinnicht und steckten sie auf ihre hohen Schapel, von denen buntfarbige Schleier lang über den Rücken hinabwehten, die Burschen zogen die Gürtel fester um den Leib zusammen, und dann ging es im Reihen

über die Wieſe hinab; immer mehr ſchloſſen ſich an, alle Leu t dem Dorf kamen gelaufen, die Hunde kläfften und tugelten ſich vor Entzücken im friſchſaftigen Gras, oben auf dem Schloſſe ſtieß der Wächter in ſein Horn, und der laue Abendwind verwehte den Schall durch das ſtrahlende Land.

Zu ihrem Reigen ſangen ſie das Lied, das keiner verſtand:

le comte de Gruvire
se leva on matin,
il appellé son padge
et lei dit: bon Martin,
va-t in seller ma mula
et mon cheval grison
et vu alla in Sazima,
yo mes vaches y sont —

Hand in Hand, eine lange, lange Kette, bunte Kleider, Blumenkränze, klingende Schellen an Rock und Schuh, geſchälte Haſelnußſtäbe mit aufgeſteckten Anemonenſträußen — ſo ſchlängelte ſich die Choraula mit Zinkenſchlag und Geigenſang über die Wieſen. Hinter den Bäumen des Waldes, der heimelig dunkelnd mit wiegenden Kronen ſich über dem Zug zuſammenſchloß, verſanken die Zinnen des Schloſſes, der blaue Rauch aus den Schornſteinen des Dorfes, wo die Mütter die Abendſuppe kochten, das Bellen der Hunde und das Lärmen der Kinder. Stärker klang der fremdländiſche Sang unter dem dichten Blätterdach, und das Kniſtern und Raſcheln der noch vom Herbſt her den Boden bedeckenden, toten Blätter unter den ſpringenden Füßen war wie ein Feuer, das Haus und Hof ergriffen hat und ſchwelende Glutgarben gen Himmel ſchickt. Feſter faßten ſich die Hände, ein jeder lachte der Seinen zu, und die Augen ſagten herzhafte und ſüße Dinge, da man nicht Muße hatte, ſtehen zu bleiben, um ſich zu liebkoſen. Immer weiter rauſchte die Choraula, bergab, bergauf, durch Dickicht und Weitung, über Fels und Moos. Der gute Graf Rudolf hatte ſeinen Arm um Marguitas ſchlanke Hüften geſchlungen, Walter von Karlsberg zog des Sperwerts Tochter hinter ſich her, Burſch hatte ſich zu Mädchen gefunden, ehrenfeſte Männer, die im Rat ſaßen, faßten behäbige Frauen an den Händen,

die Spielleute fiedelten und bliesen, und alles sang durch die lichte Nacht.

Hinterdrein aber zog mit des Grafen Rudolf Pferd Elzhart, der Knappe. Und wenn der Zug sich wie ein Schlänglein wand, und die Vordersten der Nachhut nahe kamen, dann senkte er sein Haupt, und drückte die Hand, die die Zügel hielt, gegen das klopfende Herz. Marguita, was lachst Du so hell? Marguita, was schaust Du nicht her? Marguita . . .

Aber zwischen den Baumkronen stand der Mond und warf hellweißen Schein über die Moosgründe. Und rote Lippen sogen den bleichen Schein in langen Zügen ein. Vom Himmel flimmerte der Nachttau herab, tief durch den Wald mit Sang und Rauschen zog die Choraula.

Weit ist das Dorf, weit ist das Schloß, nahe der Tag . . . . .

Ein Rößlein wieherte, und über einer bleichen Heide stieg die Dämmerung empor. Matt vom Singen, vom Tanz und vom Weg, matt vom Lächeln und vom Pressen glühender Hände, taumelte der Zug durch die Morgenfrische dahin. Auf seinem Pferd saß Rudolf von Greyerz, die schöne Marguita im Arm, und Elzhart, der Knappe, führte am Zaum. Marguita, ich führe Dein weißes Rößlein, Marguita, warum siehst Du nicht her? Ach Marguita . . . . .

Sieben Schluchten gingen sie aus, sieben Hügel überschritten sie. Da kamen sie in ein großes Dorf, aßen Brot und tranken Milch, und jauchzend, und durch neue Zuzügler verstärkt, schwärmte die Choraula dahin . . . . .

le comte de Gruvire
se leva on matin — — —

Über Berg und Halde, durch Wald und grüne Wiesen taumelte die Choraula der steigenden Sonne entgegen, machte trunken wie ein Feuerwein, ließ Tag und Stunde, Sorge und Tod, Müdigkeit und Hunger vergessen, zog dahin wie ein Schwalbenflug an Sommerabenden, wie Storchentrieb, der nach dem Süden führt.

Auch ein trauernder Jüngling war im Reigen, Wernher der Jackler, dem die Liebste getötet war, da sie im Walde auf ihn wartete, erschlagen durch den Blitz. Er sah nicht rechts nicht links,

matt lag ſeine Hand in Hildens Hand, Hildens des Gerbraudt Tochter. Er ſang und hörte nicht ihre zitternden Worte. Ach Wernher, warum ſiehſt mich nicht an? Mein Vater ſchläft ſo feſt in der Nacht! Ein Baum ſteht vor meinem Kammerfenſter, ein Baum mit Äſten und Zweigen. Wie eine Leiter iſt mein Baum. Wernher, mein Vater ſchläft ſo feſt in der Nacht — — — aber Wernher hörte nicht, ſchritt im Tanz mit den anderen dahin, blickte gradaus mit geröteten Augen und ſang.

Gutfried und Aglei, die lang Getrennten, hatten ſich wiedergefunden, Ettl hielt hoch eine grüne Fahne und ſah nach dem fröhlich flatternden Tuch, Sebald, des Meiers Sohn auf Arnen, hatte ſeine Geliebte auf die Arme genommen und trug ſie ſtolz und ſingend dahin, Ugo ſelbſt, der Bucklige in der Schellenkappe, ſtampfte im Takt mit den kurzen Beinen, ſchmatzte und gröhlte und warf den ſchalkhaften Blick bald auf dieſes, bald auf jenes Mädchen, nickte jeder zu und tat wie ein Prinz, dem alles untertan iſt.

Die Lerchen flogen vor dem Zuge auf, ſchoſſen wagrecht darüber hin, ſtiegen jählings gen Himmel und verloren ſich oben im ſatten Blau. Marguita ſaß allein auf milchweißem Zelter und ſorglich geleitet von ihres Grafen Knappen. Aber immer lag ihr Blick nur in des Liebſten Auge, immer noch ſtrich ihre Hand mit zärtlichem Druck über des Liebſten Haar und Elzharts Wangen wurden bleich, als ob das Mondlicht darauf läge.

So tanzte die Chorauln durch Saauenland. Und alles, was ſie unterwegs traf, jung und alt, Greis und Kind riß ſie im Taumel mit ſich fort, bis es abermals Abend wurde und der weite Spiegel des Arnenſees erglänzte.

Und Marguita tanzte mit ihrem Herrn und, da er müde wurde, mit ſeinem Freund und Geſpielen, Herrn Walter von Karlsberg, und, da auch dieſer ermattete, mit Elzhart, dem Knappen. Der aber wurde nicht müde, faßte ihre Hand mit ſtarkem Druck, ſang, atmete in ſchnellen Zügen und raunte ihr heiße Worte zu. Marguita, ſieh mich an! Marguita, ich bin ſtark und jung und treu — ich werde nicht müde, mit Dir zu tanzen — — ſie aber ſah immer nur nach jenem,

der auf weißem Pferde ſaß und ſtrahlend übergoſſen vom roten Schein der ſinkenden Sonne allen voraus hinabritt gegen den See. Nein, ſie hörte nicht, was Elzhart ſprach. Und da er immer begehrender und drängender wurde, wollte ſie ihm ihre Hand entziehen; aber er hielt ſie mit eiſerner Klammer.

„Marguita, da iſt der See. Ich trage einen Dolch im Gürtel. Soll ich Dich befreien? Marguita, ein Sprung, und mein Dolch ſitzt in ſeinem Herzen — Marguita, küſſe mich! Marguita, ſieh, ich halte Dich bei Deiner Hand und tanze mit Dir, fort in ferne Lande; wenn Du nur willſt, Marguita, ſo holt uns keiner ein. Wir tanzen bis Burgunderland, Marguita — ich liebe Dich, ich gebe Deine Hand nicht frei — —

Und immer näher kamen ſie dem See, immer heißer wurden Elzharts Worte, und immer wilder ſein Blick, da Marguita in ſeiner Fauſt ſich wand, ſich zu befreien.

So laſſe mich, Wilder! was preſſeſt Du meine Hand? —

Ich laſſe Dich nicht, Marguita; ich will mit Dir tanzen, da alle müde ſind.

Aber ich will nicht. Ich haſſe Dich. —

Und wenn Du mich haſſeſt, Marguita, ſo iſt dort der See —

Rauſchend wie ein Waſſerfall flutete die Choraula den letzten Hang hinab, von der weiten, glatten Fläche des Sees kam der jubelnde Hall zurück.

Da gellte ein Schrei: Marguita, Elzhart zurück!!

Aber der Ruf verklang, hochauf das Waſſer rauſchte, Wellenkreiſe weiteten ſich, floſſen leiſe ſäuſelnd auseinander, verrannen an den Ufern.

Vergebens ſtürzte ſich Rudolf, der gute Graf von Greyerz, in die dunkelnden Waſſer. Marguita, des Löblin Tochter, fand er nicht mehr.

* * *

Trüb, mit geſenktem Haupt, ritt Rudolf, der Graf, den Schloßberg hinan. Das Rößlein wieherte, hoch winkten die Rauchfahnen von den Zinnen, aus tiefem Wald herauf brauſte das Blättermeer.

Über Wolkenſchleiern ſtand glutdampfend die Sonne.

Herbſtabend / von Karl Berger.

Kalt weh'n die Winde ſchon.
Du feurige Abendwolke
Dort über den Pappelbäumen,
Den rötlich flimmernden,
Vermagſt die Flur
Nicht mehr zu wärmen,
Vermagſt ſie ſchön nur,
Daß tiefer das Scheiden
In's Herz mir ſchneide,
Zu überleuchten.
Ein weiß Erſtrahlen
Im Graugewölke
Bald hier, bald dort,
Es ſtaut und bäumt ſich
Dem Sturm entgegen,
Streut Winterſaat,
Im Licht erblüh'nde,
Auf alle Höh'n.
Kalt weh'n die Winde ſchon,
Und Schwermut
Dunkelt im Auge dir,
Die Wolkenroſe
Pflückt bald die Nacht,
Und all' meine Sorge,
Dich zu beſchirmen
Und treu zu hüten,
Iſt jäh erwacht.

Wallfahrt / von Hugo Neugebauer.

Apolliniſch:

Dunkler Erwartungen voll,
ahndender Süchte,
rollen die Tage dahin,
Welle wiegt mir und Wind
das ſehnende Herze,
Seufzer und Puls.
Winkend aus Nachtgewölk,
du der Liebe Geſtirn,
ſegne die ſinnende Fahrt,
lenke dem Ziele ſie zu! —
Göttlich Auge du nun,
das mir hienieden einmal
lächelte Seligkeit
welker Blütengeſchlechter,
lieblich tageſt du, Lenz,
mir in die herbſtende Nacht! —
Trunkene Sprüche raunt
Herzen Welle und Wind,
Seufzer und Puls.
Inſel im Aethermeer,
lächelnd aus Nachtgewölk,
du der Liebe Geſtirn,
ſegne die ſinnende Fahrt,
ſegne ſie, ſeliges Ziel!

Dionyſiſch:

Wilder Begehrungen voll und ſtürmiſch drängender Triebe,
wälzen dich Woge und Wind: ſeufzerbeflügelter Puls.
Himmel entriſſenes Herz, in Meeres Gebrauſe geſchleudert,
währt noch lange die Fahrt, dämmert noch immer nicht Land? —
Kraft zu zeugen verlor durch Sohnes Tücke der Vater,

aber die zeugende Kraft, lieblich entſtieg ſie der See.
Bäume dich, blühendes Herz, zu Weh und Wonne zerſtäube,
biſt du erſt leuchtender Schaum, hat dich die wandelnde Macht! —
Silber entdämmert der Nacht, es brütet der blutende Morgen
feuerbeſchwingte Gewalt goldener Sonne ſchon aus.
Liebe erwartet dich ſchon an der lachenden Inſel Geſtade,
bald unter bildender Hand lächelt verjüngt das Geſchöpf!

Sämereien vom Gebirge her IV / von Carl Dallago.

Auch eine Gefahr für die Zukunft: das rapide Fortſchreiten der Impfungen. Bald wird wohl gegen alles geimpft und man hat dabei nur den nächſten Vorteil vor Augen. Das verſteckte ferner liegende Uebel iſt nicht gleich erſichtlich. Doch das Leben lehrt, daß das zunächſt Erſichtliche zumeiſt das Kleinere, das Unmaßgebendere und Flüchtigere an einer Sache iſt, — daß Vorteile an Solchem oft Schäden an Größerem, an Maßgebendem und von Dauer werden können. Was ſoll man ſagen, wenn ein Arzt im Ernſt Zwangsimpfung gegen Syphilis vorſchlägt, die ſexuelle Gefahr zu beſeitigen, wie „Mittgart-Blätter" mit Recht entrüſtet berichten? — Weiß man denn, was der Giftſtoff des Luſtſeuche-Serums in einer urſprünglichen Menſchennatur alles verderben mag? — Blut wird Sinnlichkeit. Was das Blut vergiftet, verdirbt auch dieſe. Der Sinnlichkeit aber entſproßt das Leben — entquillt die Zukunft.

Dem müßte doch allergrößtes Bedenken erwachſen für derlei Anſinnen. — Vielleicht wäre ſogar nach dieſer Richtung hin noch zu erforſchen, daß der hohe und machtvolle und mehr ſeltene Zuſtand der Brunſt im allgemeinen dem Menſchen verloren ging oder vielmehr einer ſchwächlichen Geilheit und Lüſternheit Platz machte, die ſich zerſetzend durch die ganze Lebenszeit hinzieht. — Jedenfalls iſt das Motiv der Impfungsvornahme ein höchſt fragwürdiges. Es

bedeutet eine Verschneidung der Menschennatur am Blute: um an ihr ein mögliches Verderben zu verhüten, verdirbt man das Blut an seiner Gesundheit. Dies kennzeichnet das Impfen als zu den gewaltsam nivellierenden Eingriffen gehörig, die der Mannigfachheit der Menschennatur Abbruch tun und sicher mithelfen, den Menschen als Glücksfall — als *geglückten* Fall der Natur zu einem immer Selteneren zu machen. Hier sei noch daran erinnert: Goethe, gewiß ein *seltenster Glücksfall* der Deutschen, hatte die Pocken.

*

Ursprung der Impfungen: Je gesunder ein Mensch ist, desto *mehr* Krankheiten scheint er ausgesetzt. Höchste Gesundheit — das *Seltenste*; sie bedeutet höchste Widerstandskraft — höchste Kraftleistung. Anstatt nun hier einzusetzen und der Gesundheit ihre Widerstandskraft — ihre Kraftentfaltung als einen Lust- und Glückszustand anzurechnen, sieht man nur das Ausgesetzte an ihr und ist bestrebt, dies Krankheiten-Ausgesetzte zu verkleinern, indem man die Gesundheit verkleinert. Daher: Impfungen sind Kompromisse, die man mit Krankheitsstoffen schließt. Sie tragen das Schwächliche, Belastende und Bedenkliche aller Kompromisse.

*

Impfungen, die ihren Sinn erfüllen, sind Sicherungen. Aber Sicherungen sind zugleich Verheerungen. Beispiel: Die größte Sicherung gegen das Weib, das Eunuchentum — die größte Verheerung am Mannestum.

*

Auch Alkohol und Tabak sind Sicherungen, — sind gleichsam Impfungen auf dem Genußwege. Wo sie *sichern*, sind gewiß auch Verheerungen angerichtet. So mag das Rauchen erotischen Wallungen sich verebben helfen. Denn jedes Ding hat seinen Geruch. Das Rauchen schwächt — ja entzieht zuweilen die Wahrnehmung von Geruch und Düften. Die Düfte doch haben ihre Wirkung und tun mit im Gestalten der Sinnlichkeit. Es ist Duft der Leiblichkeit — Duft der erwachten Geschlechtlichkeit, die den Rausch der Brunst aus-

lösen und zugleich verschleiern hilft. Ein starker Raucher kennt wohl nur ein rohes oder ein schwächliches Lieben.

*

Ein an Sicherungen klebender Mensch: der Philister — ein an Verheerungen klebender Mensch; aber die merkt er nicht. Daher bei den Vielen uneingestanden: Welche Wonne, ein Philister zu sein!

*

Nichts hat mehr Feinde als die Gesundheit. Die natürliche Anfeindung der Gesundheit besorgen die Krankheiten. Ich beziehe meinen Satz, den ich in den „Spiegelungen" für Nietzsche, den Ueberwinder, prägte, auch auf die Gesundheit. Er heißt: „Zum eigenen Wert gehört der Feinde Schwarm". Er erklärt mir heute die feindliche Gegensätzlichkeit zwischen Interpreten einer Gesundung für die Menschennatur und den Begriffen wie Gesellschaft, Altruismus, Journalismus, Zivilisation und dergleichen mehr. Er läßt auch mich alle Anfeindungen von solcher Seite als Sicherung meines Wertes fühlen.

*

Volk und Pöbel sind Gegensätze. Volk: ein Zusammenstehen — ein Zusammengehen von Vielen, davon jeder für sich besteht. Als Ganzes tief genug empfindend, um jede Menschennatur in sich unterzubringen, — tief genug wurzelnd im Boden der allgemeinen Natur, um ein harmonisches Zusammenfließen der verschiedensten Menschennaturen hervorzubringen. Ein Etwas auf festem Grunde, an der Oberfläche brandend — unruhig.

*

Pöbel: Vereinigung der Übervielen, denen alles Eigene der Menschennatur abhanden gekommen, die nur als Masse leben und bestehen können, — die nur als Masse wirken, oder richtiger: ins Wirken gedrängt werden — ja überhaupt nur als Masse wahrgenommen werden. Die Außenseite das Maßgebende, daher für kleinste Einflüsse zugänglich. Innerlich und vereinzelt: machtlos, tot. Im Grunde hohl, leer, zerrissen, — ein schwankender und zerbrechlicher Fetzen. Pöbel allerorts. Das Volk ein Seltenstes.

Mitleid ist etwas anderes als Güte, vielleicht eher ein Gegensätzliches. Güte ist Kraft und richtet immer auf, Mitleid bringt herunter.

*

Ich sehe bei der Kindererziehung als das Wichtigste an: ja nicht den Geist ausbeuten! Das Aufblühen eher zurückhalten wie oft bei Bäumen und Blumen. Schonung angedeihen lassen der kindlichen Kraft, zugleich Zuschuß fremder, — Speisung mit fremder Kraft. Es verspricht das beste Gedeihen der Kinder von der Güte, als dem mächtigsten Kraftquell — als dem größten Kraftvermögen, — als jenem, das am meisten Kraft abzugeben vermag. Und eine junge Natur kann nie Kraft genug bekommen für ihr Wachstum — für ihre Entwicklung — für ihre Entfaltung.

*

Daß wir Erwachsene oft ratlos sind in der Kindererziehung, mag an uns liegen — an unserem guten Willen, der sich zum Besten bekennt, ohne fähig zu sein, es aufzufinden. Doch der gute Wille hinterläßt zumeist einen Fingerzeig. Der wäre hier vielleicht: Die natürliche Ueberlegenheit des Kindes — im Kinde mehr Natur sich äußernd als in uns. Hören wir darauf: Lernen wir Ehrfurcht haben vor der Natur des Kindes! Nehmen wir das Kind als Wegweiser!

*

Das Konservative soll überall seinen Platz finden, wo es als Zurückgezogenheit und nicht angreifend auftritt. Es ist etwas Ansammelndes — etwas Vorbereitendes in ihm. Es muß überall lange Zeiten hindurch vorhanden gewesen sein, wo eine Kraft auftritt, die große Wandlungen hervorruft.

*

Lauterkeit ist Fähigkeit. Etwas rein nur um seiner selbst willen tun, — aus Drang, aus Lust und Bedürfnis, zuweilen auch mit neugierigem Ausblick auf die Wirkung: ihm liegt immer ein größter Vorrat von Kraft zu Grunde. Die lautersten Menschen waren immer zugleich die kraftvollsten und mächtigsten Menschen. Dafür höchste Beispiele: Jesus, uns näher gelegen: Walt Whitman, Nietzsche, Segantini.

Lauterkeit ist immer noch der verläßlichste Wegweiser in Kunst und Kritik. Unlauterkeit verringert zuweilen die Fähigkeiten bis zum völligen Verluste.

*

Auch das größte Lob kann einem den Namen verderben durch die Fragwürdigkeit des Charakters des Lobenden. Es soll mir höchstes Lob sein, daß mein Lob unlautere Menschen und Begriffe nicht im Munde führen.

*

Energie ist in der Kunst nichts, Geduld nahezu alles. Man muß das Getragene sein, nicht das Tragende, — das An-sich-Gerissene, nicht das An-sich-Reißende.

*

Des Künstlers Wille ist die Willigkeit. (Auch hier diktiert die Weibsnatur im Künstler, — die Natur, deren Wille auflebt als Willigkeit, die sich hingeben muß, um empfangen und gebären zu können.)

*

Meine Jugend war voller Energieen. Ich habe vielleicht alles erreicht, was ich wollte und ich habe zugleich nie erreicht, was ich wollte. Nun will ich nichts mehr erreichen: ich bin nur noch neugierig, was mit mir erreicht wird. Und ich fühle, um ein Getragenes zu sein — um Großem dienstbar zu sein, ist man nie leicht genug — nie gefügig genug.

*

Der „Mittgart"-Gedanke eines Willibald Hentschel, so schön und mannhaft er auch gedacht sein mag, hat ein Verfehltes: daß er eben allzu gedacht ist. Das Führende und Entscheidende in diesen Dingen ist nicht einem Erdenken untergeordnet. Alles Erdenken und alles Erkennen vermag der Willkür der Liebe nicht zu gebieten; ihre Zuchtlosigkeit scheint immer noch als die beste Zucht. Der Affekt der Liebe verleiht erst dem Zeugenden höchste Kraft — bettet den besten Samen in das förderlichste Erdreich. So mag es kommen, daß Schwächere in Liebe Besseres zeugen als Stärkere ohne Liebe. So kommt in die berechnende, gewollte Zucht allzu oft Unzucht. Denn Liebe läßt sich nicht züchten. Die Zeugung ist aber zu abhängig von der verlangen-

den Zuneigung der Zeugenden, von der Spannkraft des Begehrens: von der Liebe. Hier tue ich die Frage: warum Adalbert Stifter, der doch den Naturwiſſenſchaften mit Eifer oblag, ein Pariakind ſo ſchön ſein läßt? — Oft belehrt wohl der Dichter die Wiſſenſchaft.

*

Nietzſche's „Ecce homo" (aus der Ferne ſkizzenhaft wahrgenommen): ein Bekenntnisbuch, das dem großen Schaffenden die Dornenkrone des Dulders aufſetzt und die Glorienkrone eines Zeitenbeherrſchers. Zwiſchendurch, blitzartig ſchimmernd, die bunte Flitterkrone König Lear's.

*

Was verhängnisvoll hereingreift in das Leben der Gegenwart, iſt die Sucht nach Erwerb — die Gier nach Reichtum, die ſich allenthalben ſchamlos breit macht und alle Kräfte an ſich ſaugt. Immer aber iſt der Reichtum zugleich eine Armut. „Der Beſitz beſitzt" erkennt Nietzſche und Jeſus ſagt: „Leichter iſt es, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr kommt, als ein Reicher in das Reich Gottes". Das Reich Gottes aber iſt das Reich der rätſelhafteſten und größten Machtentfaltung — das Reich der Verinnerlichung. Wo der Beſitz von Äußerlichem völlig in Anſpruch nimmt, bleibt nichts mehr für Verinnerlichung übrig. Und der Beſitz von Äußerlichem nimmt überall in Anſpruch. So gehen die Worte Jeſu und Nietzſche's innig Hand in Hand. Es entfiele damit für die Überreichen an Beſitztümern und Unternehmungen ein niedriger Platz der Entfaltung, ihrer Menſchennatur nach gewertet. Schon ihr Beruf ſchließt ſie von höherer Einwertung aus: es fehlt ihnen an Kultur der Seele, an Entwicklung der Innerlichkeit; — es fehlt ihnen an Zeit. Alles innere Wachstum aber will Zeit, will mit ſich handeln laſſen, nicht ſelber handeln. Nun ſteht es aber ſo in Wirklichkeit: Alles beugt ſich vor dem goldenen Kalb.

Wer hat das in die Menſchen hineingetragen? Weſſen Beiſpiel? Eine Antwort läge an der Oberfläche bereit: die Juden. Und falls die Juden es wirklich ſein ſollten, die den Hang für das goldene Kalb in die anderen Völker und Stämme hineinpflanzten, wären ſie

wohl das Gift der Völker. Denn alle Veräußerlichung in diesem Sinne zehrt am Mark eines Volkes. Aber ich glaube: es sind *nicht* die Juden. Ihre ganze Vergangenheit spricht dagegen. Das alte Testament, als Gefühlsauszug dieses Volkes, weist zahlreiche Stellen auf höchster Verinnerlichung. Hat nun auch später (abgesehen von dem wundersamen Ereignis: Jesus) ihr erfolgter Niedergang sie eine *derartige* Machtstellung nicht mehr erreichen lassen, so gab und gibt es immer noch unter ihnen lautere und höchst bedeutende Menschen, die der größten Opfer fähig sind und aller Mammonsvergötterung ferne stehen. Auch ist der Niedergang eines Volkes nicht auf die Rasse, sondern zunächst *auf die Berufsart*, die die Allgemeinheit dieses Volkes aufgreift, zurückzuführen und die dann langsam die Rasse verkümmern hilft. Von ferne her aber leuchtet dem Volke der Juden immer noch das alte Testament als gewaltige Urkunde ihrer einstigen landschaftlichen Betätigung, da sie noch waren: ein Volk von Hirten, von Bauern, von Kämpfern, von Gottsuchern und bekundet aufrichtend die viele große Natur, die in ihnen umging. Und die zionistische Bewegung der Gegenwart scheint mir — wo sie lauter ist — etwas wie ein Aufflackern der Sehnsucht zur Rückkehr zu ihrer einstigen Natur, zur Rückkehr zur Landschaft in sich zu schließen. Deshalb glaube ich auch: es sind *nicht* die Juden, die das goldene Kalb überall zu Ehren bringen, es sind in unserer Zeit eher die Fürsten und Machthaber — die Beispiele von Philistertum in Fürsten und Machthabern.

*

Ein größter Mangel: daß wir keine Fürsten mehr haben, keine *fürstlichen* Menschen, die die Kunst als eine Kraft, als ein Aufrichtendes zu genießen verstehen, das von dem Kunstwerk wieder in das Dasein fließt.

*

Wie ich es sehen will: daß die zionistische Bewegung keine Massenbewegung, sondern ein Zurücksehnen der Besten des in alle Welt zersprengten und in üble Berufe hineingeratenen, hineingedrängten israelitischen Volkes nach *ursprünglicherer* Heimat — nach Landschaft ist.

Man ſagt: die monogame Ehe ſei eine Errungenſchaft der Ziviliſation. Es ergäbe das größte Bedenken für den Wert dieſer Ehe. Es läßt mich gegen ſie ſagen: ſie kann ein Höchſtes ſein und ein Unding; erſteres aber unmöglich dort, wo ſie Satzung iſt.

*

Ich ſchaue: Die Pflichten, die uns die Welt oder Satzung und Herkommen in irgend einer Sache auferlegen, verringern die Pflichten, die wir uns ſelbſt in derſelben Sache auferlegen, weil die Sache durch den erwähnten Umſtand in ihrem Anſehen ſchon geſchützt ſcheint. Dies gelte beſonders in Dingen der Liebe.

*

Ich ſchaue als die glänzendſten Urteilsſprüche: das Urteil Salomons bei dem Streit der Mutter um das Kind und das Urteil Jeſu über die Ehebrecherin. Es ſind Urteile größter Seelenkenner. Jeder Richtende ſoll deſſen eingedenk ſein.

*

Mit körperlichen Züchtigungen erziehen zu wollen: die Hundegemeinheit, die es in einem vorausſetzt — die es in einen hineinverlegt, die es in den Erzieher ſelber verlegt. Gott ſtraft —: die Hundegemeinheit, die dabei in das Verhältnis von Gott und Menſch hineingetragen erſcheint. In Wirklichkeit für die Größe Gottes Zeugnis ablegend: Gott ſtraft nicht, jede Schlechtigkeit ſtraft ſich ſelbſt. Das Sichgeſtraft-Fühlen ſchon verwachſen mit Schlechtſein — mit Schlechtigkeit. Das Gegenſätzliche ein Hohes: ſich durch Leid und Unbilden ausgezeichnet fühlen. Zeugen hiefür: alle Helden und Märtyrer der Erde.

*

Affekt: ein höheres Aufblühen — Entfalten des Lebens der Seele auf Koſten der Leiblichkeit. Kein Künſtler aber iſt denkbar ohne Affekt. Folgen: Höhere Wertung der Leiblichkeit, ihr notwendiges, ſtarkes Vorhandenſein bei Künſtlern als Mittel zur Entfaltung der Seele, — zur Großzüchtung und Erhaltung der Seele, — zur Großzüchtung und Erhaltung der Affekte.

Wie ſchwer es ſich tut, bis die ganze Erziehung — alles Anerzogene von einem abfällt; und es muß ſein, um die Seele frei zu bekommen.

*

Gelaſſenheit, Gleichmut, Härte gegenüber Leiden macht ſich als unmenſchlich geltend. Härte zu ſich ſelber iſt aber ſchwerer zu üben als Härte zu anderen, iſt alſo unmenſchlicher. Die größte Härte zu ſich ſelber weiſt Jeſus auf; er rückt damit in die Sphäre des Unmenſchlichen. Und doch iſt Härte zu ſich ſelber das gewichtigſte Kennzeichen der Wohlgeratenheit und des Adeligen einer Menſchennatur im Sinne von Größe und Stärke der Seele. Aber es iſt nötig, daß dieſe Härte natürlich iſt und ohne Beweggrund: keine Härte des Büßens oder Härte, die auf Lohn hofft, — ja daß ſie nicht ein auferlegter Zwang iſt, ſondern eher Freude, — daß ſie eigentlich nicht mehr Härte iſt, ſondern nur etwas, das hart erſcheint von außenher geſehen an der Seite einer gütigen Weichheit, die ſich zu anderen äußert, — daß ſie auf dem Grunde nur Güte iſt. In dieſem Sinne: als Inbegriff höchſter Güte ſcheint es Jeſu erſt ermöglicht, größte Härte zu ſich ſelber zu üben bei aller Natürlichkeit. Es bedeutet: daß Güte Kraft iſt — höchſte Kraft.

(Fortſetzung folgt.)

„Freiheit iſt in deinem Herzen“

(Vedanta) **von Arthur von Wallpach.**

Aengſtlich in dein Ich verſchloſſen
Tappſt du auf dem Weg der Vielen —
Und von Rieſenkraft durchfloſſen
Könnteſt du mit Welten ſpielen.

Sterbenot und Wiederkommen
Grenzen deines Freiblicks Weiten,
Doch das Licht, in dir entglommen,
Lodert durch die Ewigkeiten.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Fritz von Ebner.

„Was machen wir jetzt?
Tiroler Bauern oder Rokoko-Damen?“

Boykott-Bankrott.

Die Herren vom Verein „Deutſche Tiroler Preſſe" haben mich in dankenswerter Weiſe der Mühe, mich mit ihnen ernſthaft zu beſchäftigen, enthoben. Sie waren nämlich ſo zuvorkommend, ſich ſelbſt bis auf die Knochen bloßzuſtellen. Volle zwei Tage nach jener freiwilligen Boykott-Erklärung erließen ſie die unfreiwillige Bankrott-Erklärung:

> „Da die Angelegenheit, die uns veranlaßte, die Berichterſtattung über das Innsbr. Stadttheater einzuſtellen, von Seite der drei in dem öffentlichen Vortrage des Herrn Direktors Thurner angegriffenen Herren dem kompetenten Gerichte überwieſen und dort zur Austragung kommen wird, nehmen wir mit dem heutigen Tage dieſe Berichterſtattung im Intereſſe des Publikums wieder auf."

Das klingt zwar ſehr herablaſſend und gnädig von den Herren. In Wahrheit aber liegt die Sache umgekehrt, und die Erklärung müßte richtig lauten: Da uns das Publikum nicht auf den Leim gegangen iſt, da es ſchnöderweiſe mit Abbeſtellung des Zeitungs-, nicht des Theaterabonnements gedroht hat — ein Effekt, mit dem wir im Vollgefühle unſerer Machtüberſchätzung unmöglich rechnen konnten —, ſo ſehen wir uns leider gezwungen, die Sache dem kompetenten Gericht zu überweiſen und den Boykott im eigenen Intereſſe aufzuheben. — Daß dieſer blamable Entſchluß juſt nicht der eigenen Beſonnenheit und Initiative der Herren Redakteure entſprungen iſt, daß ihr Entgegenkommen als ein erzwungenes Fiasko anzuſehen iſt, dafür ſpricht ſchon der Umſtand, daß ſie nun plötzlich liebedieneriſch ein Intereſſe des Publikums vorſchützen, — obwohl ihnen das Publikum ſeine Verachtung ganz unzweideutig zu verſtehen gab. Noch draſtiſcher jedoch erhellt es aus den ſelbſtbewußten Stimmungsberichten, die dieſe unentwegten Reporterſeelen — ohne Scheu, aus

ihrer eigenen Schmach noch Kapital in Zeilenhonorar zu schlagen — in die auswärtige Presse lancierten. Etwa aus dem folgenden:

„Schon seit längerer Zeit datiert eine Mißstimmung zwischen dem Theaterdirektor und den Referenten, die sich auch nicht immer nur lobend über das Theater, sein Repertoire und die Leistungen aussprechen konnten. Ein Ehrenbeleidigungsprozeß,in dem Direktor Thurner sowie zwei von den Theaterreferenten als Zeugen geführt wurden und der zu einer Untersuchung wegen falscher Zeugenaussage führte, sowie schon früher ein Artikel im „Föhn", der die Versprechungen des Direktors mit den tatsächlichen Leistungen verglich, wohl auch persönliche Momente in die Kritik zog, hatten die Spaltung verschärft, was sich erst gegen Ende der Theaterferien durch verschiedene Kaffeehausszenen ausdrückte. Eine solche führte auch zu einer Ehrenbeleidigungsklage gegen Direktor Thurner. Dieser hatte nun schon lange persönlich einen Vortrag angekündigt, in dem er mit der hiesigen Kritik abzurechnen drohte. Dieser Vortrag wurde nun vorige Woche gehalten. Die im Verein „Deutsche Tiroler Presse" organisierten deutschbürgerlichen Journalisten nahmen davon weiter keine Notiz, beschlossen jedoch nach der durch Kammerstenographen durchgeführten Berichterstattung den durch obige Erklärung eingeleiteten Theaterstreik, der so lange dauern soll, bis Direktor Thurner volle Genugtuung geleistet hat.

Nun, wie gesagt, volle zwei Tage haben die Herren ihre papierene Nackensteife ausgehalten; dann beugten sie die stolz erhobenen Häupter devot dem Interesse eines Publikums, das für die selbstherrliche Geberde der Herren leider kein Verständnis zeigte. Nach einem fehlgeschlagenen Versuch, Herrn Thurner zu einer verbindlichen Erklärung zu bewegen, streckten sie bedingungslos die Waffen. Nun frage ich die Herren: Sind Sie geneigt, auch dieses Ihr Debacle gewissenhaft nach auswärts zu berichten und so der primitivsten pub-

lizistischen Anstandspflicht zu genügen? Nein, ich weiß im voraus, dazu sind die Herren nicht zu haben. Wie sollten sie auch! Hat ihnen doch Herr Thurner nicht nur keine Genugtuung geleistet, sondern im Gegenteil die Außerdienststellung jener Theaterreferenten durchgesetzt, die ihn (in einer der albernen Ulk-Zeitungen des Vereines „Deutsche Tiroler Presse") offen des Meineids verdächtigt hatten. Daß Herr Thurner für derlei ebenso frivole als feige Journalisten-Späße kein Verständnis hatte, daß er Mannes genug war, sich öffentlich dagegen aufzulehnen, mag dieser Art Charakterdarsteller allerdings eine sehr unwillkommene Ueberraschung gewesen sein. Die unerwünschte Wendung der Affäre ermächtigt sie aber keineswegs, den Stiel nun einfach nach Belieben umzudrehen und den Verdächtigten als den Verdächtiger hinzustellen. Daß sie mit solcher Spiegelfechterei, die den Sachverhalt kurzerhand auf den Kopf stellt, zuständigen Orts just nicht viel Glück haben würden, diese Erkenntnis scheint allerdings den Herren selbst schon aufzudämmern. Denn einer von den abgesetzten Theater-Reportern war bereits so vorsichtig — oder soll man sagen unvorsichtig —, sich bei Herrn Thurner anzufragen, ob er sich wohl mit Recht beleidigt fühlen dürfe oder nicht. Und zwar in einem Schreiben, das, andernorts bereits veröffentlicht, den folgenden bemerkenswerten Wortlaut hat:

„Herrn Leopold Thurner, Direktor des Stadttheaters, Innsbruck. Mit heutigem stelle ich an Sie die Anfrage, ob Sie in Ihrem Vortrage vom 29. September bei Erwähnung der gerichtlichen Angelegenheit, in welche Herr R. W. Polifka verwickelt ist, direkt oder indirekt behauptet oder erklärt haben, daß ich vor Gericht eine falsche Zeugenaussage abgelegt habe. Ich verlange von Ihnen zum Schutze meiner persönlichen Ehre die dezidierte Erklärung, ob Sie die erwähnte Anschuldigung gegen mich ausgesprochen haben oder nicht. Ich bemerke, daß ich mir vorbehalten muß, von Ihrer Erklärung, im Falle dies

notwendig sein sollte, Gebrauch in der Oeffentlichkeit zu machen.

Da Sie mich für Ihren Gegner halten, erwarte ich umgehend Ihre Antwort."

Nun, die Antwort auf diese in manchem Betracht sehr sonderbare Anfrage dürfte sich Herr Thurner wohl erspart haben. Mit Recht. Denn Sie, meine Herren „gefürschteten Grafschafter für Tirol und die Katz", haben angeblich durch Hof- und Kammerstenographen den Wortlaut jenes Vortrags feststellen lassen. Auf Grund dieser Berichterstattung, die Ihnen bis jetzt als zuverlässig galt, erklärten Sie ja bereits öffentlich steif und fest, in Ihrer Ehre „ungerechtfertigt" angegriffen zu sein. Entweder wußten Sie das bestimmt, dann haben Ihre jetzigen Zweifel keinen Sinn. Oder Sie wußten es nicht, dann war Ihre Begründung der Boykott-Erklärung eine skrupellose Düpierung des Publikums und Ihr Streik eine potenzierte Windbeutelei. Daß der Boykott mißlang, gottsjämmerlich mißlang, — du lieber Himmel —, das können Sie doch nur der eigenen Unzulänglichkeit aufs Kerbholz setzen! Wie käme der Verfolgte dazu, jetzt seinen Verfolgern aus der Verlegenheit zu helfen! Was geht ihn jetzt noch Ihre Ehre an? Sind denn die Herren wirklich nicht imstande, ihre „persönliche" Ehre selbst zu schützen? Herr Thurner war ja auch nur auf sich selber angewiesen, als es galt, den Herren seinen Standpunkt klar zu machen. Was soll da diese läppische Interpellation post festum? . . . Wahrhaftig, man könnte es dem also naiv Apostrophierten nicht verdenken, wenn ihm zur Entgegnung nur die Wahl zwischen den beiden Shakespeare-Zitaten bliebe, von denen das eine heißt: „Geht, schert euch heim, ihr Stücker!", das andere: „Der Rest ist Schweigen".

Ludwig von Ficker.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Gute Bücher aus dem Verlage

R. Piper & Co., München

J. J. David, Gesammelte Werke.
Herausgegeben von Ernst Heilborn und Erich Schmidt.
7 Bände. Vornehm gebunden je M 6.—

— Der Übergang. Ein Wiener Roman.
Volksausgabe. 3. Auflage. Geheftet M 1.80. geb. M 2.80.

Anatole France, Thais. Roman.
Deutsch von Felix Vogt. Geh. M 3.—, eleg. geb. M 5.—.
Ein farbenprächtiges Bild der antiken Kultur.

— Auf dem weißen Felsen.
Deutsch v. Gertrud Piper. Geh. M 3.—, el. geb. M 4.50.
Dieses Werk bietet eine Fülle geistvoller Dialoge und Novellen.

Das Tier in der Kunst von Reinhard Piper.
Mit 130 Abbildungen, darunter ganzseitigen. Geheftet M 1.80, gebunden M. 2.80.
Ein Schatz für jeden Kunst- und Tierfreund.

Sittliche oder unsittliche Kunst
von Dr. E. W. Bredt, Kustos an der Kgl. Graphischen Sammlung in München
Mit 60 Bildern. Geheftet M 1.80, gebunden M 2.80.
Nicht die Kunst ist zu reformieren, sondern der Kunstbetrachter, er muß sehen, muß unterscheiden lernen. Dies lehrt ihn Bredt an der Hand eines reichen Anschauungsmaterials aus der Kunst aller Zeiten.

Walther Ziersch, Zwei Brüder. Roman.
Geheftet M. 5. -, elegant gebunden M 7.—.
Der Roman spielt im rheinischen Industriebezirk. Sein Thema ist der Kampf zweier feindlichen Temperamente, des rücksichtslosen Tatmenschen mit dem Idealisten.

— Wider die Welt. Roman.
Geheftet M 4.—, elegant gebunden M 5.50.
„Es hieße dem Buche Unrecht tun, wollte man versuchen, mit ungenügenden Worten allen Reichtum des Geschehens nachzuerzählen. Das ist ein starkes und tapferes Buch . . . . (Ludwig Ganghofer in den Münch. N. N.)

Margarete Siebert, Aus dem Leben des jungen Martin Wigelandt. Roman.
Geheftet M 2.40, elegant gebunden M. 3.60.
„Ein sehr herzliches und menschlich reiches Buch." (Neue Freie Presse)

— Rahel Hake. Roman.
Geheftet M 5.—, elegant gebunden M 7.—.
Rahel Hake rettet sich aus einer verzehrenden Liebe zu einem haltlos schwelgenden Manne, indem sie einem ganz anders Gearteten folgt, der in begrenzter Wirksamkeit unbeirrbar tätig ist.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 11.

Hugo Neugebauer: Vom Herzen Gottes / Carl Dallago: Luft III. / Hans von Hoffensthal: Das Orgelspiel Unserer Lieben Frau / Peter Scher: Von Berg und See / Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her V. / Arthur von Wallpach: Die Geisterbank / Hugo Neugebauer: Pezzeys Manen / Max von Esterle: Karikaturenfolge XI. (Innsbrucker Oktoberfest) / Hartmann: Brixner Chronik II.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1 75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Nov. 1910. Heft 11.

Vom Herzen Gottes / von Hugo Neugebauer.

Als Gott die Schöpfung des Menſchen beinahe vollendet hatte und das Werk ſeiner Hände vor ſich ſah, da erſchrak er, denn er erkannte, wie weit das Abbild hinter dem Urbilde zurückgeblieben war.

„Wehe mir“, ſo ſprach Gott zu ſeinem Geiſte, „was habe ich da für ein Geſchöpf hervorgebracht! Iſt es nicht, als hätte ich mich ſelbſt in dieſem Gebilde verhöhnt? Als Tier wäre es allerdings ein vollkommenes Weſen, das meinem erfinderiſchen Geiſte zur Ehre gereichte; da ich mir aber beikommen ließ, das Licht der Vernunft in dieſem Tiere zu entzünden, verdarb ich das Werk. Denn im Lichte der Vernunft wird der Menſch gar bald erkennen, wie weit der Abſtand iſt, der den Schöpfer vom Geſchöpfe trennt. So lange er noch in den Kinderſchuhen ſteckt, wird dieſe Erkenntnis mein Anſehen keineswegs verringern, ſondern ſogar noch erhöhen; ſobald er aber erwachſen ſein und in mir nicht mehr den Vater, ſondern nur noch den Künſtler ſehen wird, wie wird er dann über mich urteilen? Verwundert wird er ſich fragen, was denn das für ein Gott ſei, der ein Geſchöpf, gleich unvollkommen im Geiſte wie im Fleiſche erſchaffen habe, ein Trugtier, das der Geiſt hindere ein wirkliches Tier, einen Truggott, den das Fleiſch hindere ein wirklicher Gott zu ſein, ein mit ſich ſelbſt zerfallenes Zwitterweſen zwiſchen Gott und Tier, kurz

gesagt: einen Menschen. — So wird der Mensch verwundert sich selbst fragen und bald seine Vernunft verdüstern, um ganz Tier, bald sein Fleisch abtöten, um ganz Gott sein zu können. Dennoch wird er weder das eine noch das andere auf die Dauer bleiben können. Das gedämpfte Licht der Vernunft wird wieder auf- und in den Abgrund seiner Tierheit hinableuchten und den Menschen mit Abscheu vor dem Fleische erfüllen. Dann wird der Mensch das Fleisch kasteien, wird sich aus dem Tier zum Gotte hinaufpeitschen wollen. Aber das mißhandelte Fleisch wird aus der Erschöpfung zur Rache an seinem Peiniger Geist erwachen und des Menschen tierische Natur wird sich noch schrecklicher kundtun als vor der Kasteiung."

Mit solchen Gedanken trug sich Gott, als er den eben erschaffenen Menschen betrachtete, und unendliches Mitleid regte sich in seinem Busen mit dem unglücklichsten aller Geschöpfe, das er in seinem vorsehenden Geiste qualvoll zwischen Gott und Tier hin und her zucken sah. Und das Mitleid, das Gott mit dem Menschen empfand, war so groß, daß es nicht nur seinen Mißmut über das mißlungene Werk überwand und erstickte, sondern ihm selbst zur unerträglichen Pein wurde und seinen Himmel zur Hölle verwandelte.

Mit Entzücken wurde Satan, der Archidaimon, dieser entsetzlichen Verwandlung gewahr und hatte im Nu einen höchst boshaften Plan ersonnen, den Menschen, der ihm tödlich verhaßt war, in das tiefste Elend hinabzustoßen. Bereitete es ihm doch mehr als Höllenpein, untätig zuzusehen, wie ruhig der Mensch das mannigfache Mißgeschick ertrug, das ihm die feindlichen Naturkräfte und die unerbittliche Macht des Todes zufügten! Nur zu wohl wußte der Satan, warum der Mensch so ruhig dahinlebte, wußte, daß der Mensch noch kein Herz hatte und folglich zwar keine Freude, aber auch keinen Schmerz fühlen konnte. — Keinen Schmerz! Der Gedanke war dem Satan unerträglich, und so ging er denn darauf aus, dem Menschen das Herz zu erlisten.

In der Truggestalt des Menschensohnes nahete der Böse dem Throne Gottes und also begann er seine fein gesponnene heuchlerische Rede:

„Wie glücklich, o Vater, wäre doch der Mensch, wenn er sich deiner über alles Maß erhabenen Natur und der Gottähnlichkeit erfreuen könnte, mit der du ihn in deiner überschwänglichen Güte ausgestattet hast! So aber sehe ich ihn freudenlos von der Wiege zum Grabe wallen, ohne Gefühl für die Wunder deiner Schöpfung und ohne das beglückende Bewußtsein seiner Gotteskindschaft. Dich selbst aber sehe ich verdüstert und bekümmert in deinem Himmel deine ureigene Natur verleugnen, die Klarheit deines Wesens in Trübnis, die Wonne deines Herzens in Trauer verwandelt."

„Mein lieber Sohn", entgegnete der Vater, „diese unselige Verwandlung meines Wesens rührt wahrhaftig aus der Erkenntnis, wie unglücklich der Mensch ist. O hätte ich ihn doch niemals erschaffen, dann wäre ich jetzt nicht, von Scham, Reue und Mitleid mir selbst entfremdet, ein Gott, der sich selbst im eigenen Werke bedauern muß!"

Als Satan diese Worte hörte, da schwoll ihm das Herz so ungestüm vor Schadenfreude, daß er nur mit dem Aufgebot all seiner Verstellungskunst einen Aufschrei der Lust unterdrücken konnte. Aber daß sein dunkles Auge hell aufflackerte, konnte er nicht verhindern.

Gott sah den Aufblitz in Satans Auge und fragte:

„Wie wird dir, mein Sohn, was blickst du so freudig, während Trübsal und Kümmernis am Herzen deines Vaters nagen?"

Rasch entschlossen entgegnete der Satan:

„Wie sollte es mich nicht freuen, o Vater, dir in dieser Not helfen zu können? Nicht weil dir dies Geschöpf mißlungen ist — wie könnte denn dir ein Werk mißlingen? — nagen Trübsal und Kümmernis an deinem Herzen; daß aber der Mensch keine Mitfreude mit dir empfinden kann, das ist die wahre Ursache deines Leides. Darum, o Vater, zögere nicht länger, sondern gib ihm das Herz, das du ihm so lange vorenthalten hast, auf daß er sich mit dir der Werke deiner Schöpfung und seiner selbst, des vollkommensten deiner Werke, erfreuen könne."

Tief erschrocken entgegnete Gott:

„Mein Sohn, was sinnst du mir an? Des Menschen Leib ist das Werk meiner Hände, sein Geist ist Geist von meinem Geiste,

aber das Herz —? Es iſt nur ein Herz, mein Sohn, und dies eine Herz iſt mein Herz. Die Welt iſt ein Gebilde meines Herzens, aber mein Herz iſt kein Gebilde, ſondern das Urbildende, das ſich ſelbſt nicht bilden kann. In meinem Herzen beginnt, in ihm endet meine Allmacht. Die Welt konnte ich aus mir erſchaffen, aber mein Herz kann ich nicht erſchaffen, weil es ſelber das Erſchaffende iſt."

„Wohl denn", rief mit feurigem Aufblick der Satan, „ſo gib dem Menſchen dein Herz, das unerſchaffene, All erſchaffende Gottesherz! Gib dem Menſchen dich ſelbſt, Vater, vergöttliche ihn, indem du dich vermenſchlicheſt, werde Fleiſch von ſeinem Fleiſche, wie er Geiſt von deinem Geiſte iſt, werde Menſch, o Vater, in mir, deinem Sohne, gib mir dein Herz, o Vater!"

Alſo rief der Archidaimon und entfachte mit argliſtiger Redekunſt in Gottes Herzen die Urflamme der Liebe, die da erleuchtet und erwärmt die Verworfenen und die Erwählten. Aufjauchzend im Überſchwang des Liebesentzückens griff Gott in ſeinen Buſen, riß das Herz heraus und reichte es dem Satan:

„Da nimm es", rief er wonneſtrahlenden Auges, „nimm hin das Herz deines Vaters, unendlich Geliebter!"

Mit gierigen Händen griff der Satan nach Gottes Herzen, riß es an ſich, warf die menſchliche Erſcheinung ab und ſtand plötzlich in nackter Teuflichkeit da:

„Triumph!" jauchzte er, daß die Himmel widerhallten vom Aufſchrei ſeiner böſen Luſt, „Triumph dem Überliſter! O Stunde der Stunden voll abgründiſchen Entzückens, da die Hölle den Himmel überwunden und von ihm empfangen hat das Herz und das Geheimnis Gottes! Wohl behalten ſei's in der Hut meines Buſens und getreulich dem Menſchen überbracht, für den ich dir's abliſten mußte, Tyrann des Weltalls! Friere und dunkle nun in der Wüſte deines Alls, Herzloſer, indeſſen ich hinabſteige in Raum und Zeit mit der Beute meines All beſiegenden Verſtandes."

Alſo rufend ſchwang der Satan Gottes Herz um ſein Haupt, daß die Himmel erglühten vom Widerſchein des Gottesherzens und barg es dann in ſeinem finſteren Buſen.

Aber Gott blickte ihn ſtarr und kalt an und erwiderte mit ehe-
ner Stimme:

„Gehe du nur, Verworfener, denn auch das war vorgeſehen und vorbeſchloſſen. Aus eigenem Antrieb konnte ich dem Menſchen mein Herz nicht geben, Unendliches in Endliches nicht kerkern. Nur der widerſinnige und tückiſche Verneiner konnte die ruchloſe Tat vollbringen, den Himmel durch die Hölle zur Erde zu führen. Geh du nur, aber triumphiere nicht zu laut, Ueberliſter! Denn ſelbſt in Satans Buſen bleibt mein Herz doch mein Herz, unverderbliches, unwandelbares, lauteres Gold der Seligkeit in den Schlacken der Verdammnis. Geh du nur und bringe dem Menſchen umhüllt, verdüſtert von den Gluten der Hölle, die Freuden des Himmels, den Glauben an mich, meine Liebe, die Hoffnung auf Erlöſung aus dir zu mir!“

Alſo rief Gott und winkte dem Satan. Da ſchrie der Böſe auf vor gräßlicher Qual und knirſchte mit den Zähnen in der Verzweiflung ohnmächtiger Wut. Noch einmal warf er einen Blick voll tödlichen Haſſes auf Gott, dann entfaltete er ſein nacktes Flügelpaar und flog, eiſigen Winterſturm entfachend, zur Erde hinab.

Ahnungslos ſchlief der Menſch dumpf tieriſchen Schlaf. Da kauerte ſich Satan auf des Menſchen Bruſt nieder, riß Gottes Herz aus der ſeinen, fügte es in die Bruſt des Menſchen und flog in die Hölle zurück.

Langſam, aber unaufhaltſam erfüllte ſich, was Gott vorausgeſehen hatte. Denn ſeit der Menſch das Herz im Buſen trug, war ſeine Ruhe dahin. Nicht länger litt es ihn in der Heimat, aber auch das Ziel ſeiner Wanderung konnte ihn nicht feſthalten. Von Ort zu Ort irrte er, aus der Enge in die Weite, aus der Weite in die Enge zurück. Bald ward ihm die Stunde zu lang, bald erſchien ihm der Tag zu kurz. Je mehr ſich ſein Geiſt mit den Jahren ſchärfte, deſto ſchmerzlicher empfand er die Grenzen ſeiner Natur in der weſentlichen Beſchaffenheit der Dinge, die ihm gegenüberſtanden. Und ob es gleich ſeinem Geiſte gelang, die äußere Natur zu erforſchen, ihren übeltätigen Einflüſſen vorſichtig auszuweichen

oder ſie erfinderiſch in wohltätige Triebe zu verwandeln, undurchdringlich blieb ihm doch das Innere der Natur, unüberwindlich blieben ihm die Grenzen des Raumes und der Zeit, unabwendbar die Gewalten des Schickſals und des Todes. Und ſelbſt die äußere Natur, gegen die er ſich geſchützt, die er ſich unterworfen zu haben wähnte, erinnerte den Menſchen oft plötzlich an ihre Übermacht: Erdbeben und feuerſpeiende Berge, Überſchwemmungen und Wirbelſtürme zerſtörten und vernichteten die Werke ſeiner Vorſicht und Erfindung zu Lande und zu Waſſer und in den Lüften, der Kunſt der Ärzte zum Trotze füllten ſich die Hoſpitäler mit Kranken, der Weisheit der Geſetzgeber und Machthaber zum Hohne die Schlupfwinkel der Städte und des offenen Landes mit Verbrechern und Verworfenen. Immer fürchterlicher wurden die Kriege der Nachbarn, immer erbitterter die Empörungen der Unterdrückten und die wachſende Mannigfaltigkeit des menſchlichen Lebens enthüllte ſich allmählich als wachſende Vervielfältigung der menſchlichen Leiden.

Über dem irdiſchen Abgrunde voll von Leiden, vergeblichem Ringen und Hoffen und endlicher Verzweiflung thronte in der unendlichen Leere und Einſamkeit des Jenſeits der entherzte Gott, taub dem Wehgeſchrei des Menſchen, blind dem Blut und Eiter ſeiner Wunden, unempfindlich gegen die erſtickenden Dämpfe ſeiner Werkſtätten, die ſchwälenden Dünſte ſeiner Laſterhöhlen, Siechenhäuſer und Schlachtfelder, unabläſſig den ſtarren Blick ſeines ungeheuren Auges in die entſetzliche Öde ſeines Innern dorthin gewandt, wo einſt ſein Herz geweſen und nun — Nichts war, fürchterliches Nichts!

Aber im Buſen des Menſchen regte ſich das Gottesherz. Mitten in Not und Tod, in Krankheit, Elend und Verfolgung regte ſich — o Freude des Himmels in den Qualen der Hölle! — das Herz Gottes. Auf den Schlachtfeldern und an den Betten der Siechen trocknete es Blut und Tränen und verband die Wunden, es erlöſte die Gefangenen, ſpeiſte die Hungrigen, kleidete die Nackten und brachte überallhin, wo man ihrer bedurfte, Licht und Wärme, Troſt und Ermunterung und werktätige Liebe. — Alſo wirkte der Talisman des Gottesherzens erhaltend in der Geſellſchaft. In der

Einſamkeit aber entfaltete er die ihm eingeborene Schöpferkraft zu den erhabenſten Werken der Kunſt, indem er, Geiſt und Natur im heiligen Feuer der Begeiſterung verſchmelzend, die Natur vom ehernen Joche ihrer Geſetze befreite und ihr das Reich des Geiſtes als Freiſtatt anwies, wo kein anderes Geſetz waltet als das der Schönheit. Aber der edelſte aller Triebe des Gottesherzens drängte den Menſchen noch weit über die Kreiſe von Seinesgleichen hinaus, ja noch weit über die Grenzen der vergeiſtigten Natur ins Jenſeits alles Erkennbaren, zurück zu Gott, zu ſich ſelbſt. Sehnſucht heißt dieſer edelſte Trieb des Menſchenherzens, Heimweh nach dem Buſen Gottes, Mitleid mit dem entherzten Gott, den es mit ſich ſelbſt zu erfüllen eilt.

Wie aber vermöchteſt du das, du ſchwaches Herz, wenn dir nicht der ſtarke Tod die Pforte öffnete, die den Buſen Gottes verſchließt? — Harre noch, Herze, eine kleine Weile, dann kommt der Tod und trägt dich heim, bringt dich ihm wieder, der ſich in dir nach ſich ſelbſt zurückſehnt. Und wenn dann der Tod kommt mit deinem Herzen, o Menſch, dann wird ein großes Frohlocken ſein in allen Himmeln über das verlorene und wiedergefundene Herz Gottes und du wirſt die Freude aller Himmel in Gottes Herzen empfinden, das — dein eigenes iſt, o Menſch!

Luſt / von Carl Dallago.

III.

Der Mittag ruht auf mir. Waldwieſenſchimmer trägt mich,
das ſanfte Lied der ſchwanken Lärchen rings bewegt mich
ſo ſüß wie Sang an Traumes Hand. — Der ſchönſte Traum,
o liegt er nicht vor mir in meines Daſeins Raum!
Iſt es nicht Wirklichkeit, die mir den Traum gebar,
der immer nur das gibt, was iſt — was wird und war? —

Waldwieſenblumen nicken mir wie Mädchen zu,
verblaut und ſtrahlend ſchirmt der Himmel meine Ruh,
ein Diadem der Bergzug draußen trägt aus Schnee,

um jeden Baumleib weht die Haarflut einer Fee:
So ſeh' ich träumend, ſelbſt ein wacher Traum, der Dingen
nachhängt, die in mir immer nach Befreiung ringen,
und die Befreiung iſt wie Traum. Was ſich erſinnt
mein Herz, verführeriſch mit Traum ſich überſpinnt.
Auf jedem Wege, den mein Menſchentum begeht,
ein Duft — ein Schimmer mir von Traum entgegenweht.
Sogar die Luſt: es weiß, wer ſie wie ich geſpürt,
daß von mir wachem Träumenden ſie wird geſchürt.

Es formt ſich ſo: daß mir das Weib mein Sein beſetzt
und alle Lüſte losläßt, ſtachelt, müde hetzt.
Ich fühl' mich wie ein Fluß, den ein Gewitter hebt,
der aus den alten Ufern auszutreten ſtrebt, —
ein Becher ſchein ich mir, der überquillt vor Sucht
nach Lippen, die ihn leeren, — oft bin ich verſucht
zu glauben, daß zutiefſt ein Flammenherd ich bin,
den auszulöſchen nur vermag des Weibes williger Sinn.

Erregung klopft in mir. — So bin ich aufgekniet
und ſehe, wie der Mittag hell den Raum durchzieht,
ſein ſomiger Atemzug die Lärchenkronen bauſcht,
in weiten Intervallen durch die Waldung rauſcht.
Ich beug mich tief, denk meiner Not vergangner Zeit,
der Müh', des ſtetigen Kampfs um Weibeswilligkeit,
des Ausblickes nach Weib — nach meinem Traum vom Weib,
dem alles ich entgegenbrachte: Seele, Leib,
mein ganzes Sein wie ein Geſchenk, das glüht und bebt, —
das noch im Sichverſchenken nur ſich ſelbſt erlebt.

Hörſt du es, Daſein? Heut, mir der Gefahr bewußt,
des Ringens, ungeſichert, künd ichs doch als Luſt.
Noch iſt der Ausblick da, mein Suchen ungeſtillt
nach Weib, vielleicht vergrabner nur die Glut entquillt,
geſchützter ſo und kühler, ſtiller, — doch ſie rinnt,
ſie rinnt hinaus ins Unbeſtimmte, ſinnt,

begehrt und flammt nach Weib und baut ein Bild sich auf
von ihm voll Wärme und Lebendigkeit im Lauf
der Ungeduld der Sinnenluft. — Es wirbt die Glut:

Ein Schatz, still blühend, tief in mir verborgen ruht,
im Blühen deiner Willigkeit hebst du ihn, Weib, —
hebst du dich selbst und bringst so Segnung deinem Leib
und meinem, denn dein Tun trägt dich verklärt in mich,
eröffnet dir mein Wesen und entdeckt dir dich!
Sieh, mein Geschlecht ist tief und weit, sein Wurzelreich
verzweigt, — Gefühl, Laut, Auge, Ohr sein Machtbereich,
der Hände Tasten zeigt es auf, es lebt in Wort
und Geste, spinnt sich rätselhaft durch Tiefen fort
und bringt in jedes kleinste Tun ein Element,
das strahlt, entzückt, begeistert, doch auch wehtut, sengt, verbrennt.
Kurz währt das Glück der Brunst: ein seltnes hohes Fest
der Flut, das immer eine Ebbe hinterläßt.
doch bleibt der Durst der Poren meiner heißen Haut
nach deinem Menschtum, Weib! Mein Menschtum so sich baut:
Du sollst mir sein das Segel — (denn ich bin das Schiff) —
und ungewinkten Winken folgen wie der Hund dem Pfiff, —
in alle Falten meiner Träume — meiner Ruh
sollst du zu wickeln wissen mir dein ganzes Du, —
in meinen Zorn und Kampf, in jeden Waffengang
weh mir dein Wesen wie vom Bergdorf her der Aveklang, —
ja meine Wohllust selbst durchtränke mir dein Sein
und leite so durchleuchtet mich in dich hinein
und führe meine Lust zu Frieden, Rast und Traum
und laß, durchstrahlt von dir, mich wachsen wie das Licht den Baum! —

Es langt mein Schaun verzückt empor zu duftigen Höhn,
ich stehe wie ein Lärchbaum, rauschend: O wie bist du schön,
Natur, Welt, Dasein! — Hörst du? — Eine Weile frägt
mein Sinn nach Antwort. Plötzlich eine Helle in mich schlägt
wie eine Welle, plätschernd: daß noch nie mein Weib ich fand.

Zugleich erhebt allmächtig ſich des Daſeins Stand
vor mir, gewaltig Form für Form, ſonnenlichtumhüllt,
in Mittagsduft getaucht, mit Wundern angefüllt,
glutvoll in mich verſenkend ſich, mir ſpendend Gunſt
und Huld und Raum für alles in mir, willig meiner Brunſt,
tiefwillig jedem Hauch in mir, dem es ſich einverleibt,
ein ſchimmernd Segel ſo, das hell mein Lebensſchifflein treibt.
Da kommts in mich, geheim vom Seelenflug bewegt,
gleichwie ein großes Rufen, das ein Aufſtand trägt:
Du Daſein biſt ein Weib — mein Weib, wie lieb ich dich!
Sieh, dir in Treu und Glauben — dir vermähl ich mich! — —

Wie gleitet weich dein weibesdunkles Du
in alle Falten meines Tuns nun — meiner Ruh, —
in meinen Zorn und Kampf, in jeden Waffengang
weht mir dein Weſen wie vom Bergdorf her ein Aveklang, —
ja meine Wohlluſt ſelbſt durchtränkt dein reines Sein
und leitet ſo durchleuchtet mich in dich hinein
und wandelt meine Luſt zu Frieden, Raſt und Traum
und läßt, durchſtrahlt von dir, mich wachſen wie das Licht den Baum! —

Das Orgelſpiel Unſerer Lieben Frau / von Hans von Hoffensthal.

Es iſt alles ſo ſchön.
Schön der Herbſt, der über den ſtillen Höhen liegt und den ſeidenen Himmel weitet. Schön und ſtark der Wald, der fruchtbar von der Alpe niederſteigt und erſt vor dem kleinen Lärchenhügel im Wandern innehält. Und ſchön, ſtolz und frei in ſeiner herben Einſamkeit der kleine, ſchmucke Hof, auf den alle Berge in der ganzen, unermeßlichen Runde voll Freundſchaft herſehen. — Ja. Mein Herz dehnt ſich, wenn es ſich aller dieſer Herrlichkeit beſinnt, und wird froh und ſegnet dankbar dieſe Welt.

In dem kleinen Könighof hoch oben im Gstrahl wohnt Regina. Sie ist wohl das Schönste von allen den lauten und stillen Dingen, die in dieser Bergeinsamkeit ihr reiches Leben führen. Ihre Augen sind friedvolle Seen, in denen sich das Blau des Herbsthimmels spiegelt. Ihre Haare sind dunkelfarben wie die golden verwelkten Blätter der Buche, und ihre Lippen sind wie zwei Kirschblätter von jenem Baum vor ihrem Hause, den die Herbstsonne in eitel Brand gesteckt, daß er wie Lohfeuer brennt.

Sie ist die Blüte, die von zwanzig hellen Frühlingen unverwelkt geblieben ist, und ist die schöne Frucht, an die zwanzig Bergsommer ihre wärmste Sonne geschwendet, die köstliche Frucht, der ebenso viele Herbste Süße und Reife geschenkt haben. Denn sie ist Knospe, Blume und Frucht, Versprechen und Erfüllung in einem, und ist zugleich des weißen Winters Keuschheit und reine, kühle Herbe.

Zärtlich wird mein Herz, wenn es an ihre Süße denkt, unruhig wird es, wenn sie stolz und hochaufgerichtet vorübergeht, und wie Gebet und Glockenläuten klingen mir immer Worte im Ohr und bekommen für mich einen sonderbaren Sinn, so, daß ich nicht anders kann, als sie wie eine Huldigung in den Wald zu rufen.

Ave Regina, rufe ich, Regina coeli.

Ich liebte sie.

*

Meine Jagdhütte lag tief versteckt unter den Zirben hoch oben im Walde, zwei Stunden vom Könighofe durch schwarzen Wald getrennt. Aber ich scheute den Weg nie, nie und zu keiner Stunde. Ich lief ihn des Nachts, war zu Tagesbeginn mit den ersten Drosseln am Waldrand und wartete dort, bis Regina vor die Tür trat. Und ich kam oft unter Tags und lag dort so manche lange Stunde, oft so manche nutzlose Stunde, ohne daß ich Regina nur sah. Denn ihre Mutter war eine harte, ungefüge Frau, die nie müßige Hände duldete, das Mädchen streng hütete und nur selten allein ließ.

Und doch wurde Regina mein.

Da kam einmal wie ein flüchtiger Schimmer ihr stummer Gruß herüber in mein Versteck — oder dann und wann flog ein liebes Wort von ihr zu mir her — und ein nächstes mal kam sie selbst.

Das Verſteck war gut, eine Buche ſtreckte einer jungen Föhre ihre Zweige entgegen und hüllte ſie ein und wob um uns, die wir in ihrem Dickicht und ihrer warmen Zuflucht ſaßen, eine ſüße, weltabgeſchiedene Geborgenheit.

„Siehſt du," ſagte ich da einmal zu Regina und ſchlang beide Arme um ſie, „es iſt da ſo wie mit uns. Du biſt das kleine, liebe, Bäumchen, und ich bin der große Baum, und alle meine Äſte faſſen um dich zuſammen."

Da nickte ſie und lächelte und bot mir lächelnd den Mund.

„Was du nur immer für liebe Gedanken haſt. Ich meine, dein ganzer Kopf ſteckt voll ſchöner Geſchichten."

*

Mein Glück gab mir nicht Frieden. Mein Herz ward unruhig in dieſer Zeit, hüpfte und ſchlug mit den Schwingen wie ein flügge gewordener Vogel. Und oft — in ſo mancher Nacht, in der die Sterne wie reiche Früchte am Himmel hingen, war es mir, als hätte ſich die Tür meiner Hütte lautlos geöffnet und die ganze Pracht der Geſtirne ſähe mit Glutaugen auf mich her. Da ſprang ich aus dem Schlafe empor, ging vor die Tür, ſah den Sternen und dem Mond beſonders grüßend in die Augen und breitete die Arme zu einem Dank an das Leben. Und dann ſchoß ich oft beide Läufe ab, aus verwirrter Freude, daß ich da war und daß Regina in dieſer Stunde vielleicht an mich dachte, aus Freude über mich und über ſie.

Aber mein Glück war zu groß. Es machte mich unvorſichtig. Ich ertrug es eines Tages nicht mehr in meinem Verſteck und ſchlich um das Haus, bis ich Regina im Blumengarten ſah. Und während ich ſo bei ihr ſtand, und während das tiefe Rot des brennenden Kirſchbaumes ſo leuchtend ſchön auf ihrem jungen Geſichte ruhte, da wurde ich ganz unklug vor Liebe, vergaß mich und alle unſere ſorgſame Heimlichkeit und ſchloß das Mädchen in die Arme.

So hat uns Reginas Mutter geſehen.

Ich erblickte mit einem Male ihr ſtrenges, zorniges Geſicht ober uns am Fenſter und hörte ſie keifen und ſchelten. Und während Regina rot vor Scham und Angſt in das Haus lief, barg ich mich hinter

der Ecke und hörte da, wie die Frau das Mädchen hart anließ. Es war in der Stube ober mir, und so verstand ich jedes Wort.

„. . . Und da, du ehrvergessenes, schlechtes Kind, da schau auf das Bild der schmerzgebeugten Mutter Gottes. Nun bete ihr den schweren Verdruß ab. Schande und Sünde ist es, sich so küssen und herzen zu lassen, und die Mutter Gottes weint darüber, wenn sich ein Mädchen so weit vergißt. Da schau Unserer Lieben Frau in die Augen und da kniee nieder und bitte sie um Verzeihung . . ."

Es folgten harte Scheltworte, die ich nicht mehr mit anhören wollte. Sie trafen mich selbst — sie taten mir für das Mädchen weh.

*

Ich schoß nicht mehr meine Flinte ab, ich stand des Nachts nicht mehr in glücklicher Unruhe auf — und ich schlief auch nicht. Ich lief kreuz und quer durch den Wald, achtete nicht mehr wie sonst auf die kleinen Bäumchen, daß ich keinem wehe tat — ich war so unglücklich und trat viele herzige Bäumchen mit schweren Schritten nieder. Denn Regina kam nicht mehr in mein Versteck, so lange Stunden ich auch ungeduldig auf sie wartete. Ich bekam sie nicht zu Gesicht; in einer langen Woche sah ich sie nur einmal vor dem Hause. Da rief ich zu ihr hinüber — aber sie sah zu Boden, sie schien sich vor mir zu fürchten — sie wandte nicht einmal den Kopf.

Ich dachte unausgesetzt an sie. Die Tage schlichen nur vorüber, sie waren traurig und leer. Die Herbstsonne konnte sie nicht mehr erwärmen, mich fror. Da ging ich einmal hinab in die Ortschaft, setzte mich in die Gaststube und trank. Ich zechte unmäßig in meinem Elend, wollte meinen ganzen Kummer im Wein ersäufen, und als ich aufbrach, ging ich noch stundenlang durch den Wald. Erst dort, ganz oben auf der Höhe fiel mir wie eine Erlösung ein Gedicht ein, die Legende vom Orgelspiel Unserer Lieben Frau.

*

Zwei Wochen sind vergangen, die Herbsttage blauen sehnsüchtiger denn je, die Sonne wärmt wieder und durchströmt golden mein Blut.

Ich habe Regina nach dem Kirchgang aufgelauert und ein paar Worte mit ihr gewechselt. Sie war zuerst scheu, wagte es einige Zeit

lang nicht, mich anzuſehen, als ſchämte ſie ſich noch immer, daß ſie mich einſt geküßt. Aber ſie war doch gut mit mir, ließ mir ein paar Augenblicke ihre liebe Hand und legte ſie zum Abſchied nochmals in meine.

Ja, ſie wollte wieder kommen — ſie käme heute abend — wenn Mutter ſchliefe, käme ſie auf eine kurze Zeit in unſer Verſteck. „Unſer Verſteck", ſagte ſie, wurde rot und ſchlug die Augen nieder.

Ich lief mit großen, leichten Schritten durch den Wald. Es war, als hingen mir Flügel an den Schultern, Rieſenſchwingen, die ich nur zu ſpreiten brauchte — — Und dann bückte ich mich in meinem Glück unverſehens nach einem kleinen Tier, einem braunen Käfer, und küßte ihn geradewegs auf ſeine Bruſt.

Tauſendmal ſchön und gut biſt du, Regina —, tauſendmal ſchön und herrlich iſt dieſe Welt, iſt der Herbſt, iſt die Liebe.

Ich ſang.

*

Der Mond rieſelt durch die Buchenäſte in unſer Verſteck. Es iſt eine warme, wohnliche Nacht, traut und ſüß ſitzen wir beide nebeneinander. Ich will den Arm um Regina legen, — da bittet ſie mich, ich ſollte das nicht tun; ich will ſie küſſen, und da bittet ſie wieder, ich möge auch das nicht tun, und dann ſagt ſie zage:

„Bitte, Lieber, nicht, vor der Mutter Gottes iſt das Sünde."

Sie ſagt es weich und flehend, und es iſt mir zu gleicher Zeit, als ſagte ſie es in einem Ton, der doch lieber um Küſſe bitten möchte.

Da beſinne ich mich auf die Legende vom Orgelſpiel Unſerer Lieben Frau.

„Es iſt nicht Sünde, Regina, wenn zwei ſich lieb haben und ſich küſſen. Das mag dir deine Mutter ſo vorſagen, weil ſie hart und ſtreng iſt. Aber die Gottesmutter iſt mild und verbietet den jungen Menſchen nicht die Liebe. Sie ſelbſt will es, daß wir froh und glücklich ſind."

Regina legte leiſe ihre Hand in meine.

„Sieh, Regina, wenn zwei junge Menſchen ſich ſo recht lieb haben, ſo ſtillieb, ſo herzenslieb, wie ich und du, dann freut ſich Unſere Liebe Frau und lächelt und iſt ſelbſt froh.“

Regina ſchüttelte noch ein wenig ungläubig ihren lieben Kopf.

„Ja, hör nur, das kannſt du mir ſchon glauben.“

„Ich möchte ſchon gerne, wenn es nur ſo wäre.“

„Es iſt ſo, mein Liebling . . . Da war vor langer Zeit einmal in einem Kloſter eine junge Nonne, und die hieß Godelena. Sie war ſchön und zart, und ihre Jugend war ſüß und lieblich, und ihre Stimme klang am hellſten, am freudigſten im ganzen Chor. — Sie trug erſt ein Jahr den Schleier, als die alte Cäcilie, die dreißig Jahre die Orgel in der Kloſterkapelle geſpielt, ſtarb. Da keine von den andern Schweſtern die Kunſt verſtand, zum Lobe Unſerer Lieben Frau die Orgel zu ſpielen, ward die junge Godelena auserſehen, das Orgelſpiel zu erlernen, und ein tüchtiger Meiſter, ein junger Organiſt aus der nahen Stadt, wurde zum Lehrer beſtimmt. Er kam jeden Tag und bald ſpielte die Schülerin, die leicht und mühelos lernte, zierlich und flink die ſtillen, ſtrengen Fugen, und bald die kleinen Begleitgeſänge, die zum Preiſe Unſerer Lieben Frau in der Abendandacht erklingen ſollten — und dann die freudigen Melodien für das heilige Amt. Das Kyrie eleison und das Credo, das Benedictus und das frommergebene Agnus Dei.

„Aber während Godelena ſo ſpielte und der Meiſter ſie unterwies, und während die alte Oberin dabei ſaß und ſcharf zuſah, daß der Muſikante ehrbar und Schweſterlein Godelena züchtig blieb, — erwachte in den beiden jungen Menſchenherzen die Liebe. Sie klang zuerſt zage an, wie der ſüße Ton der Flûte d'amour, ſchwoll in die Herzen wie das ergreifende Flehen der Hoboe und Dulciana, machte ſie beben, wie das ſehnliche Lied der Gamba und der Celli, und wurde groß und klar, wie der Glücksgeſang der Vox Humana. Und dann wuchs die Liebe zu einem Strömen und freudigen Klingen an, das durch alle Regiſter rauſchte, wie der Jubelchor im Halleluja.

„Die alte Oberin merkte nichts von dieſer Neigung. Sie ſaß, während Godelena oder der Meiſter ſpielten und ſich nacheinander und nach des anderen Liebkoſung ſehnten, und ſaß und betete indeſſen zur Statue der Mutter Gottes, die ſtill und unbeweglich, von Gilgen und Seraphicon umblüht, am Altar ſtand —, und ſchlief beinahe dabei ein. . . . . Gerne wäre ſie ein oder das andere Mal während des Spieles hinausgegangen, um die Hände nicht ſo lange müßig im Schoße zu haben. Denn da war immer etwas im Haushalte des Ordens zu tun, den Schweſtern Weiſungen zu erteilen und den vielen, vielen Leuten, die von auswärts und ferne mit Anliegen kamen und um Rat baten, Rat und Troſt zu geben. Und doch wagte ſie es nicht, die junge Godelena mit dem Muſikanten allein zu laſſen, verſchob darum ihre Geſchäfte, harrte aus und blieb.

„Aber einmal fiel ihr ein Ausweg ein. Sie könne getroſt draußen ihrer Beſchäftigung nachkommen, ohne daß ſie die Überwachung Schweſter Godelenas außer acht ließe. Denn ſo lange ſie dieſe ſpielen hörte, war es unmöglich, daß auch nur irgend etwas Unziemliches zwiſchen den beiden geſchah.

„Und ſie tat ſo und empfing im Vorraum die Leute vom Lande und redete und handelte mit ihnen und hörte während des Redens immer wieder mit einem Ohr auf das Orgelſpiel, das fort und fort, ſüß und weihevoll aus der Kirche klang. — — Einmal, als ſie gerade ſo ſtand und mit der Schweſter Gärtnerin den Segen des Herbſtes rühmte, da hielt ſie mitten in der Rede inne. Denn einen Augenblick war das Spiel drinnen verſtummt. Aber ehe ſie noch die erſten zwei Schritte getan, um in die Kirche zu gehen und nachzuſehen, was die beiden wohl täten, blieb ſie wieder ſtehen. Denn jetzt klang aus der Kirche ein Orgelſpiel, der frohlockende Ton der Vox celeste, ſo herrlich und ſo überirdiſch ſchön, wie ſie es noch nie in ihrem ganzen demütigen Leben gehört. Da wunderte ſie ſich, wie die junge Godelena dieſe Inbrunſt und dieſe Pracht des Spieles aus ihrem jungen, ſo unerfahrenen Herzen nahm, und ward ergriffen von der Innigkeit und der Süße, in der die Töne rein und klar klangen, und faltete die Hände zu einem Dank an Unſere Liebe

Frau, die allein der frommen Schweſter dieſe Gnade verliehen, daß ſie ſo ſpielen konnte.

„Aber es war gar nicht Godelena, die dieſes wunderſame Lied ſpielte. Denn während es erklang, lag dieſe warm in den Armen des jungen Organiſten, lag ihm hingegeben und küßte ihn und war ihm gut.“

Regina lehnte ſich zärtlicher an mich. Ihr Herz ſchlug nahe dem meinen, und ihr Köpfchen hob ſich jetzt nur zu der zagen Frage:

„Ja, und wer war es, der die Orgel derweil ſpielte?“

„Unſere Liebe Frau ſelbſt. Sie hatte die Liebe der beiden Menſchenkinder geſehen und wollte helfen, ihr Sehnen zu erfüllen. Da war ſie ſtill von ihrem Platz am Altar niedergeſtiegen, war gütig lächelnd an die Orgel gegangen und hatte mit ihren ſtillen, feinen Händen geſpielt, — — ſolange ſie glücklich waren.“

Reginas Mund war nun ganz nahe dem meinen.

„Wie ſchön!“ ſagte ſie nur und ſagte es ſtill, und ihre Stimme bebte.

Da zog ich ſie leicht und zärtlich zu mir nieder. . . . Und während wir uns küßten und uns gut waren, fragte ich ſie leiſe:

„Glaubſt du nun, daß Unſere Liebe Frau dir nicht mehr wehrt, mich lieb zu haben?“

„Ja,“ flüſterte ſie zwiſchen den Küſſen und preßte mich voll Innigkeit an ſich. „Du, es iſt mir, als hörte ich ſie drinnen im Walde ſpielen. Und hörſt du,“ raunte ſie ganz, ganz leiſe in mein Ohr, „hörſt du, Lieber, jetzt, — jetzt ſingt ſie dazu“.

Mit Erlaubnis des Verfaſſers aus dem eben erſchienenen Novellenband „Hildegard Ruhs Haus“ (Egon Fleiſchel & Co. Berlin).

Von Berg und See / von Peter Scher.

I

Die ſteilen Grate ragen überm See
Hoch, ſtarr und breit.
Wolken umbrauen den Gletſcherſchnee.

Nun iſt es Zeit,
Nun eile,
Daß du deine Seele weiteſt
Und von allem Gram und Spott
Demutsvoll entkleideſt.
Denn über eine Weile
Steigt die Sonne über die Berge —
Oh, dann lächelt Gott!
Und wir Kinder, und wir Zwerge
Sinken nieder,
Selig, daß wir einmal wieder
Unſer armes Menſchenlos
Legen in des Vaters Schoß.

II

Als der Donner in den Bergen rollte
Dieſe lange bange Nacht,
Ach du Liebſte ſchien es mir,
Daß mir Gottes Stimme grollte,
Weil mich auch in Angſt und Not nach dir,
Nur nach dir verlangen wollte.

Ach mein Gott, dein Himmel ſteht
Ewig nun in ihrem Herzen,
Ihre Luſt und Schmerzen —
Nimm ſie, Herr, als mein Gebet!

III

Als wieder eine Nacht hernieder ſtieg
Und überm See die letzte Stimme ſchwieg,
Da ward, o Mächtiger, mein Herz bereit
Dem ſüßen Schauer deiner Ewigkeit.

Die Berge ruhten wunderſam umhüllt
Und wie von tiefer Zuverſicht erfüllt.
Die Grillen ſangen ſchmetternd hell am Strand.
Nun gleite, Herz, in deines Gottes Hand!

Am Ufer hielt mein Boot in Schilf und Rohr,
Das Lied der Welle lag in meinem Ohr,
Daß mich ein leises Bangen überfiel:
Und immer noch die Furcht und noch kein Ziel?

Da stieg aus jäh gespaltnem Wolkentor
Der Mond, ein froher Wanderer, hervor.
Ein Himmelsfalstaff, stieg er lachend her,
Des Weltenwunders froh und glutenschwer.

Ein Veilchen lehnt er an der hohen Wand,
Dann hebt der Himmelszecher seine Hand,
Und übern Felsengrat des Urgesteins
Gießt er die Ströme seines goldnen Weins.

Sie fließen in den See; die Wellenbahn
Funkelt im Licht und golden glüht mein Kahn.
Die Woge trinkt den Lichtwein Zug um Zug.
Ich sitze schauend in des Bootes Bug.

Mein Herz ist still geworden, tief geneigt
Fühle ich, Mächtiger, was mich umschweigt.
Nun ruhe du, mein schwankes Boot, am Strand —
Mein Herz ist froh in einer starken Hand.

Sämereien vom Gebirge her V / von Carl Dallago.

Wir künstlerisch Schaffenden, die wir uns mehr verbrauchen und abnützen als alle anderen Berufe ihre Träger abnützen und verbrauchen, wir müssen umsomehr immer wieder neue Kräfte aus der Natur saugen, die in ihrer Kraft unverwüstlich ist und sich immer wieder aus sich selber zu erneuern weiß! Aber auch wir werden uns zu erneuern wissen, wenn wir erst einmal *Natur hiefür genug* sind! — (Hier liegt für mich der Quell aller Regeneration.)

Die „Welt", die Maſſen, die Menge, Staat, Kirche, Geſellſchaft, die Ziviliſation —: ſie alle bedeuten nicht das Leben. Ich lehre davon wegſehen und ſich dem Leben zuwenden.

*

Urſprung des Altruismus: Verfall und Entartung der Menſchennatur. Wenn ein Häßliches oder wenigſtens ein Schädliches und Gefährliches ſich einſtellt, wo eine Menſchennatur ſich durchſetzen will. Erſt ſo nötigt es einen zur Verzichtleiſtung auf die Durchſetzung des eigenen Ichs und muß naturgemäß im Tun für Andere Erſatz ſuchen. Die wohlgeratene Natur kennt keinen Altruismus, es ſei denn den des Todes. Freilich liegt hier alle Betonung auf Wohlgeratenheit. Aus dieſer Sphäre heraus ſei dem Altruiſten bedeutet: Wo ihr klagt über euch ſelbſt, verdient ihr Beifall! Es iſt vielleicht dasſelbe, wenn Jeſus den weinenden Frauen ratet: „Weinet über Euch und euere Kinder!", denn Jeſus war kein Altruiſt im gemachten Sinne des Abendlandes, er iſt die höchſte Verkörperung der edelſten Menſchenliebe. Aber die Natur der Liebe iſt immer egoiſtiſch: ſie will nur ſich durchſetzen — nur ſich. Und nun ſagt mir der Ausſpruch Jeſu an die Frauen: Euer und eurer Kinder Verfall iſt es, der mich leiden macht, mich, der ich euch in meiner alles umfaſſenden Liebe als Teil von mir fühle. So will meine Wohlgeratenheit auch euere Wohlgeratenheit, mein Glück auch euer Glück. Hier fühle ich, wie es für den wohlgeratenen Menſchen das Schwerſte iſt, im Hinblick auf alles Geſchehen, egoiſtiſch zu ſein: ſich ſelbſt nicht zu verlieren. Denn nur ſo kann er immer der lebendigſte Fingerzeig und Anſporn bleiben für die Wohlgeratenheit der Menſchennatur. Aber der Altruiſt: was hätte der zu tun dort, wo die Menſchen wohlgeraten — wo ſie glücklich ſind? —

*

Indem ich für mich ſorge im Sinne einer Wohlgeratenheit ſorge ich am beſten auch für andere.

*

Ich feiere den Egoismus als Hang zur Wohlgeratenheit — als hohen Willen zur Macht. Der wohlgeratene Menſch iſt

immer zugleich der mächtigste Mensch. Seine innere Machtstellung macht eben erst seine Wohlgeratenheit aus. Ich stelle diesen Egoismus entgegen allem Altruismus — jeder Art von Sozialität. Ich verweise die beiden letzteren Begriffe an eine verkommene Örtlichkeit — an eine verkommene Herrschaft solcher Örtlichkeit. — Und daß die letzteren Begriffe so sehr Europa aufgedrängt werden müssen, es läßt mich beinahe auf verkommenste Örtlichkeit dieses Erdteiles schließen.

*

Das allgemein Menschliche: das menschlich Natürliche — das menschlich Göttliche. Es läßt immer noch für die größten Dichter und Künstler — also auch für seltenste Menschen — Aussichten offen für ein Allgemeinwerden, — für die einzige ungemeine Art des Allgemeinwerdens. — Es läßt die Aufgaben ahnen dieser Dichter und Künstler: das Abtragen- und Aufdecken-Müssen, — das Hervorholen-Müssen, — das Gehen in die Tiefe bis zum Allgemein-Menschlichen — bis zum Menschlich-Natürlichen — bis zum Menschlich-Göttlichen.

*

Geben ist seliger als Nehmen: ein ewig lebender Ausspruch, von größter Wohlgeratenheit diktiert. Es setzt das Geben — das Schenken als eigenes Glück, als egoistische Handlung voraus. Das Sich-Verschenken als höchste egoistische Handlung. Es macht das Brunstmotiv als Verschenkungsmotiv zu einem Reichtumsmotiv und bedingt die Wohlgeratenheit der Menschennatur als Herleitung. Nehmen hingegen verträgt Wohlgeratenheit nur in bedingter Weise: nur unter dem Umstande, daß es einem schwer wird.

*

Fürsten brauchen nötiger ganze Freunde als andere Menschen: so sah es vielleicht Goethe und ward Staatsmann und Hofmann aus Freundschaft — aus einem hohen Hange seiner Menschennatur heraus. Dies vertieft und hebt seine Stellung zugleich ins künstlerisch Natürliche. Die wild treibende satzungsfreie Natur Goethes nahm äußerliche Fesseln an aus innerlichem Triebe. Der große Beethoven wird hier äußerlich Gegensatz zu Goethe; er erscheint wie

ein Wilder diesem gegenüber, sein äußeres Tun bleibt völlig harmonisch seinem inneren Menschentum: — seiner Kunst. Und eine schöpferische Kunst steht umso höher, je größer ihre Wildheit ist im Sinne von Satzungsferne.

*

Man ist um so mehr ein Seltenes, je weniger man Alltagsmensch ist. Das Seltene aber ist zumeist ein Wertvolleres.

*

Pfaffen des Freisinns (auch: Freisinn des Journalisten): Nach außenhin triefend von allgemeinem Wohl und Fortschritt, innerlich nach Macht und Ansehen lüstern wie ein Strauchdieb nach Beute.

*

Ein Wink an alles falsche Machthabertum: Wie tut man so oft herablassend, wo nichts herabzulassen ist! —

*

Wer beständig die Natur als Meisterin vor Augen hat und nur sie, der scheut davor zurück, sich den Begriff Meister anzumaßen und überläßt es anderen, mit diesem Begriff zu schauspielern.

*

Tatmenschen sind nicht Menschen der Erkenntnis. Ich sehe hier nach Napoleon wie nach Bismarck und fühle, wie in beiden ihre ganze Menschennatur umging. Wenn bei Bismarck, als einem Staatsmanne, auch mehr Erkenntnis leitend mittut, so ist er dafür als reiner Tatmensch auch weitaus der Kleinere. Der Hauptsache nach aber sind seine leitenden Erkenntnisse vielfach Irrungen. So wenn er vom sogenannten „christlichen" Staate annimmt, daß er sich die Aufgabe gestellt habe, „die Lehre des Christentums zu realisieren — zu verwirklichen". Die Lehre Jesu mit Waffengewalt realisieren zu wollen: kann es Verkennenderes geben? — Auch Bismarcks Anschauung über das Todesurteil scheint einem tieferen Nachdenken über das Recht, als Strafe und Sühne das Dasein eines Menschen auszulöschen, aus dem Wege zu gehen. Ein Staatsmann mag eben der Verurteilung zum Tode zu sehr bedürfen zur Sicherung seines Wirkens und seines Werkes, — zur Sicherung seiner Person

im Interesse dieses Werkes. Bei Bismarck blieb die Anschauung wohl mehr Theorie: er nahm gewiß das Wort leichter als die Tat. Trotzdem: die Wohlgeratenheit seiner Menschennatur — die Mannhaftigkeit seines Wesens bedurfte zur größeren Bewegungsfreiheit und Bejahung seines Tuns der inneren Überzeugung — des *guten Glaubens*. — Hier ergäbe sich: Ein Untergeordnetsein der äußeren Gewalt einer inneren Macht, des Tuns dem inneren Erleben, des handelnden Lebens dem *erleidenden* Leben, — des Tatmenschen dem Künstlermenschen. — Spräche dies nicht für den ewigen Wirkungssieg, für die ewige Herrscherschaft der Kunst? —

*

Die Raumkunst gilt für romanisch. Aber auch die großen Niederländer waren Raumkünstler. Ueberall mögen Raumkünstler erwachsen, wo Raum genug da ist. Doch *der Raum muß gefühlt werden*, um ihn als Künstler unterbringen zu können, — um die Mittel aufzubringen, ihn als Räumlichkeit sichtbar zu machen. Doch wie sollen in unserem kleinräumlichen Zeitgetriebe — in unseren hasttriefenden Großstädten Raumkünstler gedeihen können? — Die große Raumkunst verlangt: die Unendlichkeit fühlen lernen und heimisch sein in deren Maßen. So wird es wie eine Notwendigkeit, daß Segantini auch als Raumkünstler eine erste Stelle einnimmt.

*

Je mehr man das Tun und Werden von Tatmenschen wie von Künstlermenschen betrachtet, umsomehr erkennt man, daß die Leistung an sich eigentlich das Leichteste, — das Selbstverständlichste ist, weil es wie ein Gewachsenes ist. Das Ungeheure an Kraft und Geduldaufwand erfordert immer das Sich-durchsetzen — die Bezwingung der Anderen; bei Tatmenschen: das Niederwerfen der Gegner, um die eigenen Hände — *die Wege zur Tat* frei zu bekommen; bei Künstlermenschen: die Beachtung der Oeffentlichkeit, um nur zur *Wirkung* zu kommen. Daß eigentlich einem Nebensächlichen dieser Kraft-Hauptaufwand zukommt, erscheint wie ein Prüfstein für Treue und Glauben zu sich selbst. Jeder Besser-Schaffende als Tat- wie als Künstlermensch mag dies an sich selbst erfahren haben. Nur

bei größten und seltensten reinen Tatmenschen fällt das Sich-durchsetzen mit der Leistung zusammen; ihre Leistung ist eben das Niederzwingen — das Übern-Haufenwerfen aller Gegnerschaft. Sie sind die rohen, die blindesten und ungeläutertsten Genies und von außerordentlicher Wichtigkeit für eine Aufmischung und Auffrischung im Großen. Ein seltenster reiner Tatmensch dieser Art ist Napoleon. So ein elementares Tun gibt vielleicht Anlaß zu elementarem Denken, regt vielleicht an zu vollen ungescheuten Kraftauslassungen bei geläuterten Genies der Wirkung. So mögen oft große Tatmenschen große Künstlermenschen vorbereiten helfen. So ließe sich sogar denken Napoleon als Vorläufer Nietzsches.

*

Je mehr man Künstler ist, umsomehr wird das Sich-Beachtungschaffen, das Niederzwingen eine Sache für sich — eine Sache, die äußerlich ganz vom Schöpfer losgelöst dem Werke überlassen ist, das der Mitwelt oft noch zu ferne steht, um volles Verständnis zu finden. Es ergibt für den großen schöpferischen Künstlermenschen ein viel Größeres als Prüfstein seines Selbst als für den Tatmenschen, — vielleicht in seltensten Fällen jenes Ungeheuere, das wie eine Satansversuchung an ihn herantritt, um in ihm nachher jene unendliche Sicherheit — jene Überwinderstimmung auszulösen, wenn er besteht.

*

Wie wenig bedeutet Leben, wo ein Erleben ist.

*

Ich gehe darauf aus, den Begriff naturhaft wieder zu Ehren zu bringen. Ich sehe eine unerquickliche Verarmung in allen den Blicken, die auf ihn herunterſehen. Ich wüßte keinen Begriff, der der Bezeichnung „göttlich" würdiger wäre.

*

Verkörperung des Idealismus: Unsereiner kennt keinen Idealismus mehr als ein gedachtes Ziel — als eine Vorstellung außerhalb der Wirklichkeit oder gar als Gegensatz zu dieser. Uns bedeutet ein derartiger Idealismus, wo er echt ist, ein Scheitern am Dasein wie an sich selber. Unser Idealismus erstrebt den Zusammen-

hang mit der Wirklichkeit — ist selbst Wirklichkeit. Es bedeutet vielleicht: wir *leben* unser Ziel — unsre Wünsche. Das mag nie ein Leichtes sein und umso schwerer, je idealer sich Wunsch und Ziel gestalten. Der idealsten Erscheinung, die wir kennen, Jesus, kostete *dies Erleben* das Leben, — dem Idealisten der Wirklichkeit, Nietzsche, den geistigen Zusammenbruch und manche andere Größte, Wirklichkeitsanhänger dieser Art, brachte es in größte Vereinsamung. — Der gangbar windige Idealismus ist freilich ein Anderes, er bedeutet eine Zweiteiligkeit: nach Höchstem schreien, am Niedrigen sich erfreuen. Es ergibt vielleicht den idealen Philister. — Aber hört sich das noch ideal, — hat das Wörtchen nun nicht seinen Sinn geändert? —

*

Es ist nötig, die Herren Soziologen daran zu erinnern: Der Bestand der Familie ist keine Einrichtung von Menschenhand, sondern ein *Natürlich-Gewachsenes*. Als solches kann er der Gesellschaft wie dem Staate segensreich sein, aber auch gefährlich. Es lassen sich aus dem Familienbestand auch höchste Notstände ableiten, deren Träger vor nichts mehr zurückschrecken. Ein Fall wäre: wenn die Familie unmöglich mehr das Nötigste aufbringt, um bestehen — um leben zu können. So wird es albern, die Familie kurzweg als Grundlage der Gesellschaft und das gesunde Familienleben als Vorbedingung für ein blühendes Staatswesen zu nehmen und *damit abzuschließen*. Ja, worauf gründen sich denn Familie und gesundes Familienleben? Vielleicht zurück auf Gesellschaft und Staat? — Das hieße sich dem Schwankendsten und Unzuverlässigsten aussetzen mit neuerlicher gebrechlichster Rückwirkung. Dann hinge alles völlig in der Luft — und in *welcher* Luft! — Aber wo der Soziologe aufhört, scheint der Mensch tatsächlich erst anzufangen. Und dieser Mensch, *der Einzelne*, ist es wieder, der hier wie überall die Grundlage und Stütze abgeben muß: des Einzelnen Menschentum, die Wohlgeratenheit dieses Menschentums. — Den letzten und unzerstörbaren Halt dieses Menschentums bedeutet vielleicht das Innewerden der Teilhaftigkeit dessen, was ewigen Bestand hat, wenn es auch in ewigen Rätseln verankert liegt. — So die

Sache nur rein menſchlich genommen, wie ſie zu nehmen iſt, gibt der auch der Familie, der Geſellſchaft, dem Staate am meiſten, der dem Menſchen am meiſten gibt. Und nun gefragt: Wer gibt mehr: Jeſus oder — — Häckel? — Der tapfere deutſche Philiſter aber (ein Soziologe muß doch auch ein Philiſter ſein) erkennt Jeſus als Familienverächter. — (Wo die Familie nur Einrichtung iſt, bedeutet ſie ein für den Menſchen Unwürdiges, davon ich nicht rede.)

*

Die Götzen des Soziologen: Geſellſchaft und Staat oder auch Miſch- und Mißgebilde aus beiden Begriffen. Wer auf Zulauf ausgeht, muß es dankbar finden, ihnen zu huldigen. Es iſt auch die Anſchauung der „reinen Vernunft" im Sinne von: nur der Vernunft. Doch wer möchte noch glauben, daß dieſe Vernunft rein iſt! —

*

Es gibt Forſcher, die dort nur verneinen können, wo ein Nicht-Erlernbares da iſt. Solche Forſcher kommen mir vor wie Maſchinen: ſie gehen nur ſo lange, als ſie eine ergreifbare fremde Kraft ſpeiſt: dieſe Kraft iſt die angelernte. Davon iſt immer um ſo mehr da und um ſo länger, je unrichtiger ſie angewendet wird. Man werte danach den Rang dieſer Forſcher als Menſchen.

*

Wenn deutſche Forſcher die Exiſtenz Jeſu wirklich nicht wahrzunehmen vermögen, warum kommen ſie nicht auf den Einfall, daß ihre Seh- und Forſcher-Kraft ein Allzu-Unzulängliches iſt? Dies wäre doch die natürlichſte und einfachſte Löſung und entſpräche ſo ſehr ihrer Forſchungsführerſchaft: der Beſchaffenheit des Intellekts.

*

Was haben intellektiſche Verranntheiten bei deutſchen Forſchern nicht ſchon angerichtet! — Wir haben einen Häckel'ſchen Monismus, der alles in ſich unterzubringen vermeint, und in den in Wirklichkeit nicht ein einziges Ding ganz hineingeht. — Ich möchte lieber von einem Häeckel'ſchen Natur-Toilettismus reden: es werden alle Dinge in Hinſicht auf Sinn und Zweck und Her-

kommen so gut angezogen, bevor sie dieser Forscher in die Öffentlichkeit entläßt.

*

Ich habe mir das richtige Forschen immer als ein Aufdecken, als ein Ausgraben gedacht; wenn ich aber heute nach berühmten Forschern sehe, gewahre ich, daß es ein Zudecken, ein Sich-Eingraben ist.

*

Es ist gewiß anmaßend, wenn ein Soziologe einen Nietzsche als „Dilettanten" ansieht. Aber kann ein Soziologe anders sein, als er ist: kann er selber anderes als ein blutiger Dilettant des Daseins sein, wenn er sein Amt als ein Führendes nimmt, — wenn er Soziologie für das Wichtigste hält? — Kann er da anders als anmaßend sein?

*

Not macht erfinderisch: Da die Soziologie nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermag, erfand sie sich den Utilitarismus. Der hält sich auf den Beinen des Menschen. Und wie er sich hält: — als ob der Mensch vier Beine hätte, — das Nutz- und Tragtier: Mensch.

(Schluß folgt.)

Die Geisterbank /
von Arthur von Wallpach.

Im Grün der Wiesen, fruchtbaumüberrauscht,
Schlummert der Friedhof, nah dem Bahngeleise.
Sie lockt nicht mehr die eilige Lust der Reise,
Die ewiges Vergessen eingetauscht.

Und manche Nacht stockt hier mein rascher Schritt.
Die Rastbank schimmert an der Friedhofmauer,
Von Bahnhoflichtern ruht darauf ein blauer
Sehnsüchtiger Lichtstreif, der durch Wipfel glitt.

Die noch in Erden-Lieb und Haß verſtrickt,
Die ſich in Heimweh nach dem Leben quälen,
Hier ſitzen Mitternachts die toten Seelen,
Den Nachttau ſchlürfend, der ihr Glühn erquickt.

O ſchrecklich ſchönes Sein, o flüchtige Zeit!
Mitfühlend grüße ich euch Unſichtbare.
Wie bald zerrinnt auch mir der Reſt der Jahre:
Dann rückt ihr auf der Bank für mich beiſeit.

Pezzeys Manen /
von Hugo Neugebauer.

Schon hat des Jahres Rad zum ſechstenmal
um des Geſetzes Achſe ſich gewandt,
ſeit eines Zufallsknechts Gewalt durchrannt
dein lebenglühend Herz mit kaltem Stahl.

Liebling des Schickſals, ſieh, dich traf die Wahl
der dunkeln Macht, daß, länger nicht verkannt
von Blinden, dir im fernen freien Land
aufleuchten mochte deines Ruhmes Strahl.

Denn alſo warſt du, Wunders übervoll,
der grauen Öde unſers Tages ſatt,
daß in den Tod dein Trieb hinüberſchwoll,

wo neues Leben ſich an Todes Statt
in Schatten, die zu dir von Liebe toll,
zu Geiſt von deinem Geiſt entzündet hat.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Rückblick auf das Innsbrucker Oktoberfeſt 1910.

Hartmann / Brixner Chronik II.

Von Dr. Jakob Philipp Fallmerayer, vom Herbst und vom jungen Wein.

or nicht allzulanger Zeit fand hier die Versteigerung aus dem Nachlasse eines Neffen unseres Jakob Philipp Fallmerayer statt. Dieser Neffe, seinem Beruf nach Eisenhändler, besaß mit seinem berühmten Onkel bedauerlich wenig Ähnlichkeit, es sei denn eine bis zum Äußersten entwickelte Sammelwut: das ganze Haus war von oben bis unten mit den abenteuerlichsten Dingen vollgepfropft. Und aus dem ganzen Wust erstand das Museum der Stadt Brixen einen Hut, einen Degen und eine blutrote Weste, alles glaublich ehemaliges Eigentum des königlich bairischen Unterleutnants im 11. Linien-Infanterie-Regiment Dr. Jakob Philipp Fallmerayer, geboren zu Tschötsch bei Brixen im Jahre 1790 am 10. Dezember. Aber den Geist des alten Herrn vermochten selbst diese erfahrenen Altertumskenner unter dem alten Gerümpel nicht zu finden. Vielleicht ist es besser so, denn — wer weiß es — wenn sie den Verfasser der bösen Briefe „Von der Eisack" und der „Klagen eines frommen Tirolers" genauer kennten, würden vielleicht selbst Hut und Degen und die blutrote Weste aus den heiligen Bezirken verschwinden. Und das wäre doch schade, denn wenn es wirklich wahr ist, daß Kleider Leute machen, so könnte man sich ja selbst hier noch einer stillen Hoffnung hingeben, daß dieser Kauf der Anfang zu einer Erkenntnis wäre.

Und das alles hätte den Brixnern ein reiner, stiller Herbsttag gebracht. O wie schön hier diese Nachsommertage an der Eisack, wenn der Herbst mit seinen Feuerbränden von den Bergen zu Tal zieht! Am ersten röten sich die Berge ganz oben, wo die kleinen Gräser und Preiselbeeren den Fels bekleiden, und der ganze Berg ist schimmernd rot wie ein Tropfen Blutes in der Sonne. Dann zieht es herunter, das Gelb und Rot, und rinnt wie in breiten Bächen durch den Wald ins Tal herab und hier wellt und flutet es wie ein Meer von Feuer und Glut, dessen Wogen stürmisch an die Berge schlagen.

Das ist die Zeit des weichen, friedlichen Hinstauneus in die Natur, der Herbst ist die Versöhnung, die Weichheit, man frägt nicht, woher sie kommt, warum sie ist, — sie ist da. Ihr fehlt das tolle Feldgeschrei des Frühlings, die drückende Größe des Sommers und die Mordlust des Winters. Diese heimliche Weichheit liegt über allen Dingen wie ein feiner Duft, nimmt allem seine Härte und macht das heiße Blau des Himmels erträglicher. Und der schönste Ausdruck dieser Friedfertigkeit und Versöhnungsfreudigkeit liegt im „neuen Wein".

Und so komme ich mit dem Herbst und dem neuen Wein wieder zu Jakob Philipp Fallmerayer zurück, denn bei ihm habe ich den Satz gelesen: „Andachtsübung und neuer Wein — vielleicht wissen sie es gar nicht — sind die Pole, zwischen denen sich das stille Eisackleben scheinbar friedlich hin und her bewegt." Und jetzt sind wir am Pol „Herbst und neuer Wein". Betfreudigkeit und Politik — denn die beiden Dinge hat man hier der Einfachheit halber in eins zusammengezogen — liegen uns sehr fern, beim jungen Wein sitzen sie alle friedlich beisammen, die Guten und die Bösen und lassen den lieben Gott allein gegen seine Feinde streiten; selbst der „Brävste von den Braven" lacht jetzt einmal und der gärende Wein lockt ihm sein ängstlich gehütetes Herz auf die redelustige Zunge. Warum soll er sich streiten und ärgern und immer wieder die leidige Begeisterung schwingen, da doch der junge Wein sein ist? Dieser perlende gärende Saft, der soviel herbes Leid vergessen läßt. Das ist die Zeit, in der die Politik fröhliche Feste feiert, die Zeit, in der die Leute zu allem ja sagen, wenn man nur ihren jungen Wein ihnen nicht nimmt. Und wahrhaftig, man muß diesen Wein kennen, der an den Berghängen des Eisacktales wächst, um zu verstehen, was man um seinetwillen alles vergessen kann.

Der Wein ist erst trüb, gelblich wie die Blätter, die von den Birken fallen, mit einem Stich ins grünlichgelbe, wie abgemähte, herbstliche Wiesen. Darüber liegt ein trüber, durchsichtig mattgelber Schein, wie leichte Herbstnebel über den Auen. Dann wird der Wein immer heller, ganz leuchtend wie goldenes Frauenhaar im

Sonnenlicht; ſo ſtrahlend muß das Haar der ſaaligen Märchenfrauen geweſen ſein da oben am Schlern in Laurins Roſengarten; ſo leuchtend, goldſonnig, wie wenn die Sonne den letzten Fels zerſchneidet. Dieſer Wein iſt wie ein Lied, von tauſend ſchönen Frauen geſungen, das herüber tönt aus den hängenden Weingärten und herab von den roten Felsbergen, darüber die Herbſtſonne ſtreicht, dieſer Wein, der ſie alle beglückt, Reiche und Arme, Kluge und Dumme und Alte und Junge, der allen ſeinen lieben Brixnern aus der bauchigen Flaſche mit fröhlichen Augen in die geröteten Geſichter lacht.

Und dann iſt noch ein roter. Der iſt hellrot durchſichtig, wie blaſſe zarte Frauenhände, die man vor die Sonne hält.

Und wenn man ſich zu dem jungen Wein ſetzt, dann erzählt er einem die tollſten Geſchichten und die allertraurigſten, ganz durcheinander, wie's ihm einfällt, denn er iſt jung und voll Übermut.

An einem ſtillen Herbſt-Sonntagnachmittag gehn wir hinaus mit luſtigen Leuten, ſchönen Frauen und jungen Mädchen zum neuen Wein und lachen viel und ſind fröhlich — und dann wieder heim durch den duftigen Abend — zu zwei und zweien in der Dämmerung — und unter einer breiten herbſtlichen Kaſtanie küſſen wir vielleicht einen zitternden weichen Mädchenmund — und hoffen auf den nahen Winter hin —

in rauhen Winternächten
wird unſrer Liebe Frühling blühn,
und mitten aus dem weißen Schnee
wird eine rote Roſe glühn.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 3·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Freiwillige Anzeige:

Neuerscheinungen Herbst 1910.

Hans v. Hoffensthal, Hildegard Ruhs Haus.
Novellen. — Egon Fleischel & Co. Berlin.
Preis geheftet Mark 3.—, gebunden Mark 4.50.

Karl Schönherr, Glaube und Heimat.
Die Tragödie eines Volkes.
L. Staackmann, Verlag, Leipzig.
Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Albert von Trentini, Sieg der Jungfrau.
Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.
Preis geheftet Mark 4.—, gebunden Mark 5.—.

Im

Verlag der Tribüne, Berlin SW 68

ist erschienen:

Unkenrufe

Aus dem Tümpel der Kultur

Satiren von **Emanuel.**

In Leinen gebunden 1 Mark.

Bremer Bürgerzeitung.
In Emanuels streitbarer Poesie mischt sich derber, frischer Volkshumor mit bitterer, bissiger Ironie und in mancher Strophe gelingts ihm auch, den typischen Wesenskern einzelner Tümpelfiguren blitzartig zutage treten zu lassen. . . . Es ist wert, vermerkt zu werden, wenn man unter den bürgerlichen Spöttern von heute einem begegnet, der nicht nur Schlamm und Moder, sodern darüber hinaus auch die neue Kraft und das neue Werden aufzudecken weiß, wie der Autor der Unkenrufe . . . und schon dieser Ausblicke wegen sei das Buch empfohlen.

Saale-Zeitung, Halle a. S.
Man kennt Emanuel von seiner Tätigkeit an der Berliner „Zeit am Montag". Seine Satire ist so kernig und frisch, der Humor so lebhaft, daß man sich bei dem Fluß der Verse u. der Urwüchsigkeit der Worte vortrefflich unterhält.

Würzburger Journal.
Wer sich an den Produkten gutgesinnter politischer Dichter oder an dem byzantinischen Lobhudel königstreuer Journalisten und Festredner den Magen verdorben hat, dem raten wir, als wirksames Gegengift in den nächsten Buchhandlungen das sauber gebundene Büchlein „Unkenrufe" zu kaufen und zu lesen.

Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 12.

Max von Esterle: An Egger-Lienz / Ludwig Seifert: Sieg der Jungfrau / Arthur von Wallpach: Leidenschaft / Bernhard Fülg: Amor Vindex / Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her VI. (Schluß) / Carl Dallago: Lust IV. (Schluß) / Max von Esterle: Karikaturenfolge XII. (Ingenieur Riehl) / Ludwig von Ficker: Die Thurnbacherin.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 15. Nov. 1910. Heft 12.

An Egger-Lienz.

Sehr geehrter Herr Egger-Lienz! Die erſte Nachricht Ihrer bevorſtehenden Ernennung zum Profeſſor der Wiener Akademie hat Ihren Landsleuten große Freude gemacht. Sie wiſſen ja — hier freut man ſich immer und immer aufrichtig, wenn ein Tiroler ſich auswärts bewährt und Ehren holt. Man wußte, daß gerade Ihre Perſon jene große ſuggeſtive Kraft hätte, welche für den an allen Altersgebrechen leidenden Jungbrunnen öſterreichiſcher Kunſt längſt erhofft wird.

Aber ein wenig Sorge hatten wir auch. Stellt doch der Bureaukratismus gerade dort die verſteckteſten Fußeiſen, wo er mit Kunſt zuſammengerät, und nur zu oft bläſt der Verwaltungsmenſch ſein meckerndes Halali über den geſtreckten ahnungslos Tüchtigen. Man hatte den Eindruck, daß Sie zu viel auf die ſchwankende Wagſchale werfen, daß Sie mehr opfern wollten, als uns — der Welt außerhalb der Wiener Akademie — recht ſein konnte.

Zum Glück ſind Sie jetzt doch nicht ernannt worden. Zwar ſcheint das Unterrichtsminiſterium ſelbſt der Anſicht geweſen zu ſein, einem Künſtler Ihres Ranges gebühre ſchon dafür Dank, daß er eine angebotene Profeſſur nicht ohne weiters ablehnt. Denn dieſe Behörde gab mit ſichtlichem Stolze Ihre in Ausſicht ſtehende Ernennung offiziös bekannt.

Aber Gott allein weiß, wie viel Inſtanzen wir haben. Für uns unbeſcholtene Untertanen iſt es ganz vergeblich nachzuſpüren, wie vielen hohen und niederen Domeſtiken man nach Nam' und Art ge-

nehm ſein muß, um auf den dunklen Weg gewieſen zu werden, der zur Anerkennung bei allen exiſtierenden und zu paſſierenden Regierungen Öſterreichs führt. Wir beſitzen hiefür die Neugierde des Kanalräumers nicht in genügendem Maße; gleichgültig — wer immer auch Ihre Ernennung hintertrieben hat, begeht ſeine vom Standpunkte der Regierung monſtröſe Dummheit auf eine ſich ſelbſt diffamierende taktloſe Art. Es ſcheint, daß man Sie dafür ſtrafen will, daß Sie Bilder von 1809 auf Ihre ureigene Art malten, die mit keiner Süßigkeit über den böſen Ernſt und die tiefe Bedeutung dieſes Geſchichtsjahres hinwegtäuſchen. Und vielleicht auch dafür, daß Sie nicht erſt angefragt haben, ob es höheren Ortes überhaupt noch gewünſcht wird, etwas aus jenem tragiſchen Jahre darzuſtellen.

Nun denn, laſſen Sie Ihre Werke antworten!

Sie haben den düſtern Ernſt unſerer engen Täler dargeſtellt und den Trotz ihrer Bewohner. Den wiſcht man nicht mit einer einzigen gebietenden Geſte hinweg!

Sie haben unſer Bergvolk gemalt, das Lawinen und Felsbrüche und toſende Hochwäſſer mehr zu fürchten hat als unbedachte Machtworte. Dieſe verletzen vielleicht, ſie ändern aber nichts — als höchſtens die Sympathieen.

So wandelt Ihr Werk dieſe Strafe zu einer größeren Ehre für Sie um, als es eine Profeſſur geweſen wäre. *Sie können nicht anders*, denn ſo tiefgefügtes Leben, wie es ein Künſtler Ihres Kernes leben *muß*, iſt ſchon *ſelbſt ein Inſtrument des Herrn*!

Und jetzt bitte ich Sie, überwinden Sie die Scham, die Sie für andere empfinden könnten, und den ärgerlichen Ekel über dieſe ganze Störung Ihrer koſtbaren Arbeit. Schütteln Sie auch den letzten Tropfen dieſer Schlammpfütze von ſich ab, in die ſie beinahe hineingeraten wären, und bleiben Sie ſich und uns der alte, kraftvolle Menſch, der nur auf ſich ſteht und machen kann, was *er* will — und wäre es auch gegen den Geſchmack einer dunklen Größe! Für Ihre bisherigen Schöpfungen müſſen Sie halt mit Dank und

Anerkennung der ganzen übrigen ziviliſierten Welt vorlieb nehmen, und für Ihre zukünftigen bürgt uns Ihre unverlorene ſchöne Freiheit, zu der ich Sie von ganzem Herzen beglückwünſche!

Ihr ergebener Max Eſterle.

Ludwig Seifert / Sieg der Jungfrau

Es iſt ſchwer, von Büchern ſolcher Art zu reden wie dieſes: zu vielerlei Widerſprechendes erweckt es in uns, wir möchten anders darüber ſprechen nach der erſten Seite, anders nach zehn, nach zwanzig Seiten; jedes Kapitel läßt uns das Urteil über das vorhergehende widerrufen und zum Schluſſe ſtehn wir da und fragen uns erſtaunt: Iſt ſo etwas möglich? Kann ein und dasſelbe Werk ſo vielfältig auf uns wirken?

Als wir Trentini kennen lernten, war er kein Beginnender mehr — ſein erſtes Buch hatte mehr von der Art des Meiſters als von der des Suchenden. Er hatte eine ſchwerflüſſige Art zu erzählen, immerhin: er erzählte, freilich nicht ſehr viel, und viel umgeformte Lyrik überwucherte wie ein Dickicht von Roſen und Jasmin das ſchmächtige Gebäude der Begebenheiten. Wir ahnten, daß das nächſte Buch von anderer Art ſein werde, denn es war kein Fortſchreiten mehr möglich auf dem Weg, der zu dem erſten geführt. In dem ſchier undurchdringlichen Blütengeranke prunkender Darſtellung hätten ſich ſeine Geſtalten verirrt, wären erſtickt in der Treibhausluft, wenn auf dieſen Frühling ein Sommer von gleicher Art gefolgt wäre.

In dem neuen Buche weht etwas wie Hauch reiner Bergluft — es iſt (am Anfang wenigſtens), als habe der Dichter ſich des reichen Erbes entäußert, das er von ſüdlichen Meiſtern übernommen, als ſei er ausgezogen, neue, unbekannte Erde zu ſuchen. Sicher iſt, daß er ſeinen vielen Farben eine neue zugelegt hat: die herbe Schönheit weltfremder Bergtäler, die Friſche taufeuchter Wälder, rüſtige Männerſtimmen über abendkühlen Wieſen.

Und dies iſt der Inhalt des Buches. Von weiter Reiſe kommt der junge Herr in ſein verwaiſtes Gut zurück, in der Waldein-

ſamkeit an der ſüdlichen Mark. Er iſt ein Fremder beinahe der Landſchaft wie dem Hauſe, in dem er ein Kind geweſen und in dem ſein Vater einſam geſtorben iſt, nicht lange vorher. Faſt näher ſteht ihm, dem Heimatentwöhnten, der italieniſche Verwalter, der Gut und Wald verwahrloſt und die Colonen ſchindet, als brave Männer, die ihn treulich erwarten: der Lehrer, der Arzt und Severin, der Feldkönig. Mancherlei Hoffnung, die ſie an ſein Erſcheinen knüpfen: Kampf gegen den wälſchen Feind, Reformen in Dorf und Schule, werden bald enttäuſcht. Heinz Heide lebt in einer Art ekſtatiſchen Freudenmondes mit einer Frau, die er aus der Fremde mitgebracht hat, der er ſein Land zeigt wie eine heitere Luxusſache, die Verwüſtung ſeiner Güter ſieht er teils gleichgültig, teils mit einer Art Tyrannenfreude mit an — er iſt noch zu ſehr beladen mit fernen Erlebniſſen, um ſeiner Erde zugehören zu können, der er im Laufe der Geſchehniſſe zurückgewonnen werden ſoll. Erſt nach der Abreiſe ſeiner Geliebten, die wegen ihres erkrankten Kindes abzureiſen wünſcht, hört Heide durch Zufall, daß dasſelbe Weib kurz vor ſeiner Ankunft mit ſeinem eigenen Bruder in demſelben Hauſe gewohnt hatte. Dieſer Bruder hat ſein Erbteil verſpielt und abenteuert nun draußen wo herum. Ein ſeltſamer Zuſtand von Apathie und zyniſcher Gleichgültigkeit überkommt auf dieſe Nachricht hin den aus ſüßem Genießen Aufgeſcheuchten. Erſt nach elend qualvollen Wochen reift ſein Plan. Er lädt durch den Verwalter, den er im Bunde weiß, den Bruder zu ſich, um ſich Gewißheit zu verſchaffen. Der kommt, entgeht aber allen Fallen, und erſt ſeine plötzliche Abreiſe beſtätigt den Verdacht. Heide bleibt zurück in einem Zuſtand jammervoller Niedergeſchlagenheit. Sein ganzes Daſein erſcheint ihm nichtig und zwecklos, ſeine Seele iſt verödet und leer; in ſeinem Gehirn hämmert unabläſſig nun der Gedanke an den unerhörten Betrug, der ihn gekränkt. Sein Leiden ſteigert ſich, genährt durch die Einſamkeit, zu ſchier unerträglicher Qual — er ſteht am Tore des Wahnſinns. In der Chriſtnacht iſt ihm, als müſſe er erſticken in Finſternis und Jammer. „Nacht, werde du hell!“ ſtöhnt er ... Das Dorf wird in Brand geſteckt — hat er es getan? — während die Gläubigen in der Mette ſind. Und da iſt es dann,

als ſei ein böſer Zauber von ihm genommen, — der Reſt der Erzählung — er läßt ſich in ein paar Worte drängen — berichtet ſeine Geneſung. Die quälende Spannung iſt von ihm gewichen. Er verrichtet Wunder von Mut bei dem Brande, beherbergt die Obdachloſen und baut ihnen neue Häuſer. Er beginnt zu arbeiten, raſtlos, unermüdlich, wie der Geneſungsſuchende den heilenden Trank mit durſtigen Zügen ſchlürft, er bekommt Sinn und Auge für die einfachklaren Forderungen des tätigen Lebens und wird das Muſter eines Gutsherrn. Aber noch wird ihm die völlige Heilung nicht zuteil — noch kommen Stunden von Entmutigung, wo ſich ihm Welt und Daſein verwirrt, wo er von einem ſicheren, ſtarken Menſchen Klarheit und Kraft erbetteln möchte — noch muß er die Einſamkeit von Schickſal zu Schickſal kennen lernen, da jeder ihm nur von ſeinem eigenen Wehe und Heil ſpricht. Die früher Geliebte erſcheint nochmals, doch hat ſie die Macht über ihn verloren. Endlich ſteht er dann vor dem jungfräulichen Weibe, das lange faſt unbeachtet im Hintergrunde gewartet hat und ihn nun erlöſen wird. Noch iſt er aber nicht reif, hat noch nicht den Mut, an ſie zu glauben und an ihre Macht, faſt ſcherzt er ſich an ſeinem Glück vorbei — dann aber wird ihm die Gnade der Erleuchtung und er ſinkt der zu Füßen, die ihn errettet aus allen Wirrniſſen.

In dieſer faſt kärglichen Handlung ſtehen noch einige andere Geſtalten; teils in unbeſtimmten Halbdunkel gehalten: der Bruder, Giuſa — teils kräftig ſkizziert: der Pfarrer, der Arzt und der träumeriſche Freund der Fluren, der prächtige Feldkönig, der wirklich ein paar feine und tiefe Dinge ſagt, und dann vielleicht die lebensvollſte Geſtalt von allen: der raubvogelartige Girolamo. Es iſt ſeltſam, wie ſehr — trotzdem die ſehr einfache Fabel eine ſtraffe und klare Entwickelung erleichterte — doch das ganze Nebeneinander dieſer Perſonen dem Zufall anheimgegeben ſcheint — und dann dies: wir erfahren von ihren früheren Geſchicken kaum ſo viel als nötig iſt, die dargeſtellten Begebenheiten zu begreifen. Es iſt, als kämen ſie alle aus nächtlichem Dunkel auf einander zu, um auf einer geſpenſtiſch erhellten Bühne zu agieren — wir wiſſen nicht, woher

ſie kommen, was ſie im Grunde treibt. Nur eines iſt dem Dichter am Herzen gelegen: die Erlöſung des Heinz Heide aus ſeinem Irren und Leiden darzuſtellen. Dazu mußte Himmel und Erde, Herbſt und Winter und Frühling Hand anlegen. Und das iſt die Schönheit des Buches: wie die Natur durchſeelt iſt in ihm, wie ſie mit dem Menſchen und durch ſein Erleben lebt — ein großartiges und ganz ohne Sentimentalität empfundenes Leben. Iſt nicht die — ziemlich kalt erſonnene — Figur des Heinz Heide nur gleichſam der Träger lyriſcher Impulſe und Stimmungen und das Wertvollſte an dem ganzen Werk in einzelnen plaſtiſch geſehenen Geſten und in einzelnen Bildern von hinreißender Schönheit gelegen? Aber iſt eigentlich der Roman das einem ſolchen Talent gemäße Ausdrucksmittel? Gewiß, es iſt dies nicht eine Frage allein der Werkſtatt, aber wer mit Trentini durch Buchen- und Tannenfreygg gegangen iſt, wird eher Heinz Heides ſchattenhafte Geſtalt vergeſſen als dieſe farbentrunknen Landſchaftsbilder. Denn dies muß geſagt ſein: ſo leuchtend und lebendig Wieſe und Wald, Berge und Himmel in dieſem Buche ſtehen, ſo ſchattenhaft ſind ſeine Menſchen. Sie wirken faſt nicht als körperliche Erſcheinung, wir hören ſie nur reden, reden . . . wenn ſie ſchweigen, iſt es, als verſänken ſie in nichts. Das meiſte, was dieſe Menſchen *tun*, iſt viel zu unruhig, um ſuggeſtiv wirken zu können. An Kinematographentableaux gemahnen oft dieſe Kapitel. Einige aber ſind von einer Schönheit, die das Buch trotz allem koſtbar macht. Da iſt die grandioſe Gewitterſzene — dann das Abendmahl mit dem Bruder. Es iſt, als erwachten dieſe ſonſt etwas blutleeren Geſtalten in der geſpenſtiſchen Beleuchtung dieſer Szene zu einem eigentümlich fieberhaften Leben. Dann jene Monologſzene, da Herr Heide in ſein leeres Haus zurückkommt. Es iſt mit viſionärer Gewalt dargeſtellt, wie er in einer Art krampfhafter Übererregung ſein ganzes Leben vor ſich ſieht — ſchonungslos entblößt, verarmt — wie er ſeine Kindheit, ſeine Jugend in ſelbſtquäleriſcher Vernichtungswut und Beſeſſenheit verläugnet. Dann — eine Art lyriſches Intermezzo: die Apotheoſe des Herbſtes. Wohl finden wir die Natur nicht mit ihrem unmittelbaren Duft und ihren

ungekünstelten Farben darin — wie etwa in einigen Seiten Hesses — aber mit kundiger Kunst (der nur noch strengere Auslese zur Vollendung fehlt) wird aus den Landschaftsmotiven ein merkwürdig schönes Bild gewoben — gewoben, denn an Gobelins erinnern diese Panoramen, an künstliche Blumen aus Gold und edlem Gestein, wie sie das Zeitalter des Barock liebte. (Und dem Barock ist dieser Dichter verwandt mit seiner rednerischen und etwas gezierten Geste.) In diesen über und über mit Kostbarkeiten beladenen Schilderungen fehlen denn auch die Sünden der Seicentisten nicht. So begegnet es ihm, Vergleiche zu häufen, die einander töten. So, wenn der Herbst, der als Maler in den Wald getreten ist, alsbald zu einem wandelnden Farbentopf wird, dann als Katze auf einen Baum klettert, um als Gassenbub wieder herunter zu gleiten. Aber wie er sich dann der süßen Herbsttrunkenheit überläßt und aus Nah und Fern das Glück ganz ferner Menschen anruft, wie um seinem siechen Helden Lebensmut einzuzaubern, das ist von freier, ursprünglicher Kraft — ebenso der Brand. Vielleicht liegen der hastigen Vortragsart Trentinis derlei Vorwürfe überhaupt besser als ruhigere Motive. Und sehr, sehr schön ist auch Vieles in den Schlußkapiteln, die auf einen etwas lichteren, leichteren Ton gestimmt sind. Freilich, eine richtige Steigerung vermissen wir (wie sollte die auch erzeugt werden nach solcher Verschwendung schon in den vorbereitenden Partien. So erinnert dieses Fräulein Judith ein wenig an eine kleine Schauspielerin, die eine große Rolle spielen soll — sie sagt wohl die Worte, aber ihre Kraft spüren wir nicht). Wir sind nicht ganz beruhigt, ob die Genesung des Heinz Heide von Dauer sein wird. Gewiß, veränderte Tätigkeit ist ein guter Heilfaktor, Liebe tut Wunder, aber sein Nervenzustand war recht schlimm und die Wandlung ist verhältnismäßig zu schnell gekommen.

Alles in allem: Trentini hat nicht gefeiert seit seinem letzten Buche. Er hat sich in strenge Zucht genommen. Er hat im letzten Roman danach gestrebt, den Geschehnissen eine von unechter Verinnerlichung freie wuchtige Form zu finden, sie als reine Gebilde hinzustellen — er hat sich knapper Ausdrucksweise und gedrängter

Regiebemerkungen befliſſen (zu knapper Ausdrucksweiſe; denn wer nicht guten Willens iſt, den könnte eine einzige Unart wie dieſe abſchrecken: „Oho“ fiel das Buch donnernd zu, — „So habe er's nicht gemeint!“ griff er in den Leib des Mädchens ... Und dergleichen findet ſich auf jeder Seite. Dazu der unglückſelige Wechſel von direkter und indirekter Rede, der an jene Bilder erinnert, wo der Kopf, ein erhobener Arm der Figuren plaſtiſch ausgeführt iſt, das übrige flächenhaft). Er iſt in ſeinem Streben nach Lebendigkeit in Unraſt, in das Sprung- und Spukhafte geraten, auch da, wo eine ſolche Vortragsweiſe durch die Art des Darzuſtellenden keineswegs gefordert iſt. Viel, viel Künſtliches entmutigt den nicht ſehr emſig um das Buch Werbenden noch immer. Gewagte Bilder und Nuancierungen, eine eigentümliche Art, mit ſeinen Kreaturen zeremoniös umzugehen — was vielleicht in dem ſchimmernden Kleid des romaniſchen Idioms als Klang und Rythmus wirken würde. Aber für all das entſchädigen doch immer wieder reiche dichteriſche Schönheiten: wie Trentini ſeine Landſchaft zu beleben weiß, wie er Himmel und Berge, Herbſt und Dämmerung, Donner und Blitz als menſchliche Weſen empfindet, erinnert zuweilen an die Sänge und Sagen träumeriſcher Vorzeiten. Und ſeine Mängel ſind Mängel eines ſuchenden kultivierten Künſtlers, die in dieſen Tagen, wo immer noch einige ſind, welche in dem unbeholfenen Stammeln von Kindern und Waldmenſchen tiefſte Offenbarung hören (oder zu hören vorgeben) und Unfähigkeit zur Form mit lebenſchaffender Wucht und Urſprünglichkeit verwechſeln, eher mit Achtung als mit Verdruß feſtzuſtellen ſind.

Daß ein Dichter, der ſchon in ſeinen erſten Schöpfungen eine überreiche Formkunſt beherrſcht hat (ſei ſie nun mehr oder weniger an Vorbildern gewonnen) ſpäter ſehr ſchwer darum ringen muß, eine ſeiner Weiterentwickelung gemäße, perſönliche Ausdrucksweiſe zu finden, iſt gewiß, aber gewiß iſt auch, daß Albert v. Trentini mit dem „Sieg der Jungfrau“ ein gutes Stück auf dem Weg nach dieſem ſeltenen Ziel weitergeſchritten iſt. Ob er es erreichen wird, iſt eine Frage, deren Beantwortung erſt die ferneren Arbeiten ermöglichen werden.

„Sieg der Jungfrau“, Roman von Albert v. Trentini. Schuſter & Loeffler, Berlin.

Arthur von Wallpach / Leidenſchaft.

Alles kannſt du prüfend ſchauen,
Nur nicht deines Augs Gefunkel.
Gott und Welt magſt du vertrauen,
Doch dein Ich bleibt ſtets dir dunkel.

Glied an Glied zur Kette reiht ſich,
Frucht wird gleiche Frucht erſchaffen,
Nur dein Tun und Sinn entzweit ſich
Und zuckt wider ſich die Waffen.

Amor Vindex / von Bernhard Jülg.

Einmal begegneten einander ein Knabe und ein Mädchen, die ausgezogen waren, die Liebe zu ſuchen. Es war an einem friſchen Maimorgen und alles — die wehenden Lüfte, die liſpelnden Bäume, die Blumen, der Tau, die Vögel — ſang und erzählte und flüſterte von Liebe.

Der Knabe und das Mädchen ſahen ſich in die Augen und in die Seele und beide dachten: Dich ſuche ich nicht. Du gleichſt nicht dem Bild, das ich im Herzen habe und mir im Traum erſcheint. Aber du biſt jung und ſchön .. ich mag heute nicht allein ſein .. weißt du, wir wollen Hand in Hand weiterwandern, bis wir die Liebe gefunden haben.

Sie ſagten aber einander nichts. Sie gingen nun Hand in Hand weiter und ſangen ein lautes, leichtſinniges Lied und hörten es kaum, daß das Traumbild in ihrem Herzen weinte.

In den erſten Tagen war es ein Leben voller Tollheiten und Lachen. Sie küßten und herzten ſich und dachten an gar nichts.

Erſt nach und nach mußten ſie manchmal an die Zeit denken, da ſie voller ſüßer Ahnungen ausgezogen waren, allein, aber mit einer ganzen Welt in der Bruſt: ſo ſeligſtill und hoffnungsfreudig. Es war wie die Erinnerung an etwas Schönes, Heiliges, das ſie auf immer verloren hatten.

In ſolchen Augenblicken wanderten ſie ſchweigſam und nachdenklich. Und wenn ſie ſich dann plötzlich anſehen mußten, leuchtete es beinahe düſter, wie feindſelig in ihren Augen. Sie gingen auch nicht mehr ganz genau den Weg, von dem ſie glaubten, daß er zu ihrem Ziele führe. Es war, als wollten ſie ihn gegenſeitig verheimlichen, als fürchteten ſie, daß der eine die Liebe früher fände als der andre; wenn ſie daran dachten, ſo rührte ſich das Trübe und Schlammige im Grunde ihrer Seele, ſtieg langſam auf und vergiftete und erſtickte alles Gute. Und ſie haßten ſich dann insgeheim. Aber gerade in dieſen Augenblicken hielten ſie ſich feſt umſchlungen und ſahen einander lächelnd in die Augen: mit einem verzerrten, erſtarrten Lächeln.

Einmal, eines Morgens, fand er den Platz an ſeiner Seite leer. Sie war fort. Erſt empfand er es faſt wie eine Befreiung. Aber dann: ..wo war ſie? War das Glück in der Nacht zu ihr gekommen, und ſie war ihm gefolgt? Sie ſollte es haben und er nicht? Beide zuſammen oder keiner — und es packte ihn eine namenloſe, ohnmächtige Wut, daß ſie mit dem Glück davongegangen war, während er geſchlafen hatte. Er würde es ihr abgerungen haben. Und ſeine Wut hätte ihn verleitet, ſein ganzes Leben zu verſchwenden, um ihr die vermeintliche Beute abzujagen, ſtatt ſelbſt zu gehen, für ſich die Liebe zu ſuchen.

Aber ſie kam zurück. Auf einmal, raſchen Schrittes. In der Nacht war ſie geflohen, in einem lichten Augenblick, um wieder rein und einſam zu werden. Aber ſie kam zurück und blickte ihn mit forſchenden Augen an und war wie erleichtert, als ſie die Falten auf ſeiner Stirn und das Düſtere in ſeinem ganzen Weſen ſah.

Jetzt wußte er, daß ſie aus demſelben Grunde zurückgekehrt war, aus welchem er ſie hatte verfolgen wollen.

Und ſie wanderten weiter. Wohin? Die Toren, glaubten ſie noch des Glückes würdig zu ſein?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Abends kamen sie ans Meer und sie ließen sich an einsamen Strand nieder. Die Lichter des Tages verglommen sanft und fern am Horizonte. Die weißen Wellen kamen unaufhörlich, von ferne, von ferne, um am Ufer in wesenlosen Schaum zu zerfließen.

Und angesichts dieser großen Weite und dieses großen Friedens wurden ihre Seelen beinahe rein und gut und glaubten noch einmal an das große Frühlingswunder ihres Lebens.

Da, plötzlich, da sahen sie es, das Wunder, das Glück, die Liebe. Es kam leuchtend über das Meer geschwebt — gleich schön und herrlich für beide. Und jetzt — jetzt brauchten sie bloß die Hand darnach auszustrecken —.

Aber im letzten Augenblick, fast ohne zu wollen, legte jedes von ihnen die Hand schwer auf den Arm des andern — schwer, als wäre sie von Eisen, und sie konnten sich nicht rühren.

Das Glück schwebte lautlos vorüber.

Dann wurde es rasch dunkel, über dem Meer, über dem Strande, über Allem.

Sämereien vom Gebirge her VI / von Carl Dallago.

Utilitarier sein verlangt: mit so viel immerwährender Kurzsichtigkeit verhangen sein, daß man seine zahmsten und wenn auch albernsten Eigenschaften für die wertvollsten (als nutzbringend) ansieht und danach handelt. Dies gelte auch dem „wackeren" Manne, der das fragwürdige Buch erscheinen ließ: „Nietzsche und Overbeck", eine Zusammenstellung von hoffnungsloser Kurzsichtigkeit. Dem Herrn Herausgeber und Soziologen (zu deutsch: Gesellschaftsverkitter), der Nietzsche in Hinsicht auf Soziologie einen „grünen Dilettanten" nennt, sei noch in seiner eigenen Tonart gesagt: Es gibt Menschen und Dinge im Leben, die es nie zum Grünen bringen. Dazu zähle ich Ihr Nietzsche-Verständnis. Und was die Soziologie betrifft, so komme ich durch Sie noch mehr zur Erkenntnis, daß diese „einsicht-

volle" Fachwiſſenſchaft ſich daran gewöhnt hat, das Roß beim Schwanz aufzuzäumen. Würden Sie einmal bis zum Begriff *Menſchennatur* vordringen, dürften Sie auch erkennen: Alles Geſellſchaftliche bedeutet im beſten Falle nur eine Uniformierung für die Menſchennatur — *nicht mehr*. Und es iſt gewiß verfehlt, zu glauben: durch Herausputzen einer Uniformierung eine innere Beſchaffenheit gebeſſert zu haben. Alles Geſellſchaftliche hilft nur mit, innere Notzuſtände zu verkleiſtern und zu übertünchen oder gar ſich wegzulügen. Wenn dann ein Fall eintritt — ein Fall wirklichen Ernſtes und nackter Not, dann gebärden ſich dieſe zahmen Geſellſchaftsgeſchöpfe oft toller als ein tolles Tier. Derlei immer wiederkehrende Vorkommniſſe ſind das lebendigſte Zeugnis vom Trug und von der Lüge der Ziviliſation und ihrer blutleeren putzſüchtigen Tochter, der Soziologie.

*

Das Werk „Nietzſche und Overbeck" dünkt mich unſchweizeriſch. Es könnte eher ein ſüddeutſcher zünftiger Zeitungsſchreiber ſein Macher ſein, der ja gleichſam als Marke die eigentümliche Auffaſſung in ſich zu tragen ſcheint, daß alle Kultur und Kunſt von ihm abhänge und ſich ihm unterordnen müſſe. Die Schweiz jedoch ſteht in letzterer Zeit beſonders voller wirklicher großer Verdienſte da um Kunſt und Kultur des deutſchen Südens. Der einſame Nietzſche bezog von ihr ſein Gehalt, und ſein ſpäteres Schaffen iſt kaum denkbar ohne Gebirge und Meer. Die Landſchaft der Schweiz und Italien gehen als machtvolle Anreger in ſeinem beſten Schaffen um. Jakob Burckhardt, der große Renaiſſance-Kenner, hatte in der Schweiz ſeine Lehrkanzel. Der Schweizer Epiker Carl Spitteler iſt eine Natur, in manchem ähnlich gewachſen der Nietzſche's, wenn auch als Schaffender ein völlig Verſchiedenes und Einzigartiges im Geſtalten. Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Arnold Böcklin waren Schweizer. Hodler iſt Schweizer. Joſef Viktor Widmann iſt in der Schweiz anſäßig geworden. Und dem großen Südtiroler Giovanni Segantini ward die Schweiz ein voller Erſatz ſeiner Heimat. Meinem Landſchafts- und Menſchen-Empfinden bekommt zumeiſt

Schweizer Schrifttum wie der Anblick vertrauter schimmernder Alpenblumen. Hier denke ich besonders an Erzähltes von Maria Schlumpf und Ernst Zahn. Und zuweilen ist es sogar die Schweiz, an die mein politischer Traum herantritt, den auszusprechen es sich aber nicht lohnt, weil eben ein Traum nie Politik ist.

*

Etwas von meiner Heimatspolitik: Ein Schauen nach der Schweiz. Aber dies nicht im Sinne der Verfassung, der Verwaltung oder anderer derlei äußerlichen Dinge, die mir alle nebensächlich scheinen, sondern im Sinne der nationalen Gebahrung: daß das Nationale der Menschen untertan ist der Nationalität der Landschaft, daß die Muttersprache der Menschen sich unterordnet der Muttersprache der Landschaft, daß diese Landschaft das Einigende, Leitende, Art-Prägende ist.

*

Arthur von Wallpach, dem, als Dichter, der Germanenkult natürlich liegt wie keinem sonst, nannte sein letztes Gedichtbuch: „Tirolerblut". Es sagt mir: daß auch er, der Carducci der österreichischen Alpenländer, seine heimatliche Art — Tirolerart hervorkehren mußte, Germanisches darzutun.

*

Vielleicht ist immer noch am meisten germanische Art in den Alpenländern zu finden, sogar über Deutschland hinweg, wenigstens über das südliche. Das Gebirge taugt neben dem Meer wohl noch immer am besten zur Wahrung eines inneren Machtgefühls, das zugleich ein Abhängigkeitsgefühl ist — aber nur abhängig machend von rätselhaft Großem, das schützt und von sich abhält den hinfälligen Geist der Städte, der Stätten der Menschenschwärme.

Ein größtes Beispiel für diese germanische Art wie für das innere Machtgefühl ist Giovanni Segantini, der Südtiroler, nicht der Italiener. Er ist kaum denkbar im eigentlichen Italien der Gegenwart; auch sein Geist — seine Seele vererbt sich vorläufig nicht dorthin. Es ist das Eigentümliche in Südtirol, daß die Sprache dort zuweilen nur wie ein Kleid ist, das man trägt und ablegt,

halb unbewußt den Äußerlichkeiten einer Lage nachgebend. Aber Kleider machen höchstens Leute und noch lange keinen Menschen. Und so bleibt der Mensch und Künstler Segantini wie unbewußt Germane im Wesenskerne seines Fühlens, trotzdem er nur der welschen Sprache mächtig ist. Kunstkritiker im „Reiche" sehen es zwar anders: sie sehen eben die Grenzen ihres Deutschland und sehen nicht die Grenzen ihres Sehens. Vielleicht meinen sie sogar, daß germanisches Menschentum auf Reichsdeutschtum fuße. — Ich taufe, zur Klärung der germanischen Wesensart Segantinis in meinem Sinne ein wenig beisteuernd, seinen Sonnenaufgang: Pans Erwachen.

*

Es ist Enge, jeglichen Einfluß Millets auf Segantini zu läugnen aus Sorge um den Ruf dieses großen Meisters. Millet bedeutet vielleicht eine gewaltige Stütze für die Seele Segantini's — freilich mehr im Menschlichen als im Künstlerischen. Man muß die Einsamkeit der ringenden Größe Segantini's vor Augen haben, um das Aufatmen des Menschen sich ausdenken zu können, als er in Millet ein vorhergegangenes Verwandtes fand. Nun erst getraut sich gleichsam seine Kraft — seine Kunst ganz zu sich selber zu kommen. Der menschlich-künstlerische Anstoß von Seite Millets bewirkt in Segantini ein volles Erwachen des Glaubens, des Mutes, des Vertrauens zu seiner Kraft, zu seinem Können. Und nun führt Segantini weit über Millet hinaus: alles nur Menschliche wird ihm immer kleiner, alle Natur, alles Rätselvolle, alles Mystische wird immer größer: so entblößten sich ihm, so schafft er sich immer mehr neue Wirklichkeiten. Segantinis Menschen treten nun auch im Bilde mehr zurück, immer weniger zueinander sich äußernd, — immer fügsamer sich abgebend an ein Großes-Rätselvolles um sich — in sich. Die Landschaft wird immer ausgedehnter, immer machtvoller, wird immer mehr zur Seele des Meisters. Zuletzt sind seine Menschen ganz aufgegangen in die Natur — in die Landschaft, — sind gleichsam nur mehr eine seelische Geste der leidenden oder triumphierenden Natur. Und nun erst hat Segantini's Seele — hat sich Segantini

als der große Lyriker und Landschaftsmensch völlig untergebracht. Es macht seine Unvergänglichkeit aus — seine außerordentliche Größe, — es macht ihn mir zur bedeutendsten Malererscheinung des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Ein Abglanz des großen und letzten Werkes Segantinis tritt aus der Erinnerung an mich heran und ich erkenne: es ist das bedeutendste Erzeugnis des Meisters, vielleicht das bedeutendste Erzeugnis der Landschaftmalerei überhaupt in schöpferischer Hinsicht. So hat noch kein Maler von der Landschaft gesprochen, — so hat noch kein Maler seine Seele in Landschaft niedergelegt, — so machtvoll eigen die Landschaft seinem Empfinden sich dienstbar gemacht, — so hat noch kein Maler die Gottheit der Landschaft eingefangen und mit Seelenbrunst dargestellt. Und das Werk liegt wie vollendet vor mir: der ganze Dreiklang des Bildes, der volle Einklang der drei Bilder: der tiefe geheimnisvolle Schauer des Triumphes, der entsteht, wenn das Licht des Lebens siegt — wenn Pan erwacht. Und alles ist Leben im Bilde, alles ist Seele, die in unendlicher Willigkeit alles Dasein auftrinkt und alles Weh als Läuterung nimmt, und zuletzt in schimmersüchtige Wolke gehüllt ob dem Tode hält, der unten wie überwunden liegt, — dessen ewige Macht den immerwährenden Triumph des Lebens nur verherrlichen hilft.

Immer bestimmter redet das Bild zu mir: der Meister hat sein Werk vollbracht, er hat sich vollendet in seinem Werke. Wie sollte es auch anders sein: Gott zog sich immer erst nach dem Schöpfungstag zurück, und Künstlerkraft ist Gotteskraft. Und so wird mir klar: daß das „Werden" genauerer Ausführung bedurfte, um die Läuterungssätze in jeder Kreatur ersichtlich zu machen, das wehe Glück der werdenden großen Liebe. Aber im „Sein", wo die Gottheit sich zu zeigen beginnt, wo der Odem Pans lichterloh alles zu umwehen scheint, sproßt es da nicht wie Schleierwallen auf, das sich um alles legt und das Allzubestimmte in Form und Farbe und in den Gesten der Geschöpfe sich verwischen läßt? — Oder vermöchte noch wer alle Umrisse und Flächen der Dinge ins Einzelne zu ver-

folgen, wenn ein Machtvoll-Großes und Geheimnisvolles zu uns redet — wenn Pan ins Dasein tritt? Und so sieht auch das letzte Bild „Das Vergehen" mich wie vollendet an. Der Tod in seiner ganzen erschütternden Macht, mit seiner alles erstarren machenden Kälte, die jede Regung der Seele erdrückt und auslöscht, ist greifbar nahe gerückt: man glaubt seinen eisigen Hauch zu verspüren. Was der Darstellung fehlen mag, sind nur noch Äußerlichkeiten des Todes, die zu beachten aber das Auge gar nicht dazukommt. Denn dem machtvollen Himmelsblau des Bildes entquillt ein Glanz, der wie ein Triumph des Lichtes hinausklingt und den Tod selbst hinfällig macht vor dem immer wiederkehrenden Leben.

*

Ursprung der Shakespearefrage: Intellektische Umtriebe, denen die Wurzeln des schöpferischen Schaffens ein völlig Fremdes sind. Es mag zuerst dahin verführt haben, Bacon, den vielseitig gebildeten und weithin berüchtigten Zeitgenossen Shakespeare's als Schöpfer von dessen Werken in Erwägung zu ziehen. Ob es aber heute nicht ungesunde Wucherung journalistischer Motive ist, die aus der Frage etwas Wichtiges machte? — Ob nicht journalistischer Aufspür-Unfug in die Frage die heutige völlige Verfahrenheit hineinbrachte? Jedenfalls ist das Wichtigste von Shakespeare sein Werk, das uns erhalten ist. Und von diesem Werke aus — von menschlichen und künstlerischen Werten dieses Werkes aus nach der Persönlichkeit Shakespeare's zu forschen, wäre der einzig richtige Weg. Indessen wird gerade verkehrt verfahren und das Erlernbare in den Werken erwogen und der überlieferte Stratforder Shakespeare dafür zu ungebildet befunden. Wie vermöchten auch Nur-Intellektmenschen (sogar wenn sie lauter sind) einzusehen, daß das Erlernbare bei Shakespeare ein höchst Belangloses ist! Und so ist es so weit gekommen, daß heute sogar ein „Rutland-Shakespeare" von deutscher Seite dem Publikum geradezu gewaltsam aufzudrängen versucht wird. Der intellektische Wahn der Unternehmer hat dabei die tollsten Voraussetzungen: daß ein Genie vom Range Shakespeare's sich ohne

weiters verbergen läßt, — daß dieſes Genie einem andern zubedacht wird, ohne daß die Fälſchung von der Mitwelt im geringſten geahnt wird, — daß ein Pſeudonym ſo außerordentlicher dichteriſcher Großtaten, die ſchon zur Lebenszeit des Dichters Aufſehen erregten, ohne weiters weit über ſeinen Tod hinaus aufrecht zu halten iſt. Dieſem dreiſten Beginnen gegenüber, das wie Senſationshaſcherei anmutet, ſei geſagt: Erlernbares Wiſſen iſt unfruchtbare Laſt für große Künſtlermenſchen, die beſtändig in Fruchtbarkeit gehen — ja in Fruchtbarkeit ſchwelgen. In ihnen iſt ein Überfluß, der alles Erlernbare überwuchert. Gerade der Mangel an derlei Wiſſen bei Shakeſpeare, der ſeinem Bildungsgange anzurechnen iſt, ſpricht für das Vorhandenſein ſeiner außerordentlichen Dichterkraft, für die elementare Art dieſer Kraft, die ſich alles nötige Wiſſen gleichſam aus ſich heraus produziert. Gehört es doch zum Weſen eines ſolchen Genies, daß es ſich Menſchen und Dinge im Umgange für ſein Wiſſen dienſtbar macht. Und gerade die Wahl der Stücke Shakeſpeare's, die innerliche Nötigung ſind, — die Art, wie das ganze mannigfache Leben ſeiner Zeit und der nächſten Vorzeit darin eingefangen iſt, — wie alles durch das eigene Weſen des großen Dichters erhöht und vertieft iſt, — die Dutz-Vertrautheit mit allem Bürgerlichen, die Ich-Vertrautheit mit allem Abenteuerlichen, die mehr ideelle ſchöpferiſche Art, die den Königsdramen eignet, die das Subjektive an Shakeſpeare auch mehr herausleben laſſen: alles dies bekundet, daß Shakeſpeare kein Adeliger und kein Wiſſenſchafter, jedenfalls kein betätigter höherer Adeliger — kein Lord oder Graf war. Zu ähnlichen Schlüſſen kommt jeder, der einigermaßen imſtande iſt, die Dichtungen Shakeſpeare's in Hinſicht auf ihren Urheber pſychologiſch abzuleſen. Immer iſt es ein Nicht-Erlerntes, — ein innerlich Abenteuerliches, ein Genial-Ungeſchliffenes, ein Menſchlich-Elementares, das auf einen einredet und eher für ein Herkommen aus dem Volke ſtimmt. Auch Shakeſpearekenner und Dichterpſychologen wie Voltaire und Goethe und ſogar Nietzſche hielten den Schöpfer der Shakeſpeare-Dramen nicht für feingebildet im erlernbaren Sinne. Es iſt die titaniſche Geſtaltungskraft, die Vielſeelenheit als Menſch und Dichter, die

Spannweite seines Innern, die man an ihm ewig bewundern muß. Was aber das Unternehmen der Rutland-Theorie ans Tageslicht zerrt, ist von so geschäftlich kleinlichster Art, — von so falschen und anmaßenden Gesichtspunkten gewertet, daß man sich davon mit Widerwillen abkehrt. „Daß der Stratforder nie studierte", — daß einen „Vagabunden zu malen Niemand Interesse hatte", — „daß das Alter von 52 Jahren nie und nimmer als früh damals betrachtet werden konnte", (ein anonymes Gedicht aber sagt: „wir staunten, Shakespeare, daß du so früh davongiengst"). So und noch kläglicher lauten die Argumente, die das deutsche Rutland-Shakespeare-Unternehmen gegen den bürgerlichen Stratforder Shakespeare vorbringt. Und den Beweis wie unwiderlegbar abschließend, tischt man noch den „Sonett-Wunsch" auf: „Mein Name werde mit dem Leib begraben". — Hier fühle ich: Diese Art Forschung macht es sich selbst unmöglich, sie ernst zu nehmen. Es bläht sich in ihr ein höchst plebshafter Zug, der meint, daß man dem „Hochadel" angehören müsse, um adelig zu fühlen, — daß man „studiert" haben müsse, um ein Dichter und Seher zu sein. Oder es ist ein noch Trüberes da, das mit Adel und Wissenschaft schmarotzen möchte. Solche Forschung berührt einen nur mehr wie ein totes Unternehmen ehrgeiziger Menschen und journalistischer Schriftsteller, die sich vielleicht durch Aufgreifen auch nur eines Rockzipfels eines so erlauchten Namens noch berühmt machen möchten. Und es hört sich um so verfallener und widriger an in einer Zeit, die ein rein nur Gewachsenes — ein völlig Ungelerntes — und völlig Verwahrlostes zum größten Maler und Künstler seiner Zeit erhob, die das wunderbare Ereignis Segantini auslöste.

*

Der Wert einer Dichtung — der Wert eines Kunstwerkes überhaupt ist abhängig von der Erstarkung der Seele, von der Erstarkung des ganzen Menschentums, die es im Genießenden auslöst. Ähnliches bekundet Walt Whitman, wenn er behauptet: „Der tiefste Nutzwert, den etwas Gedichtetes dem Lesenden zu leisten vermag, besteht darin,

daß die Dichtung ihn mit einer reinen und rüstigen Männlichkeit und religiösen Zuversicht erfüllt, daß sie ihm ein gesundes Herz als Grundeigentum, als etwas Gewohntes gibt."

Zuletzt ist vielleicht jedes große Kunstwerk eine Vorbereitung auf die große Stille, auf die Stille Gottes. Drückt sie nicht die größte Stärke aus?

*

Je mehr ich mir Goethe's „Faust" vor Augen führe, umso mehr kommen mir dagegen Bedenken. Der harmonischen Größe Goethes soll dies keinen Eintrag tun: Goethe bleibt immer ein seltenster Glücksfall als Mensch unter den Menschen. Aber sein „Faust", richtiger die Gretchen-Tragödie, führt, wie ichs empfinde, ins „allzu Menschliche" hinein anstatt heraus. Meine Offenheit läßt mich hier nicht mehr das Gang und Gäbe kritiklos mitmachen. Zwei lautere Künstlermenschen, wenn auch von ungleichem Range, sah ich mit ähnlichem Bedenken vor Goethe verweilen. Nietzsche und F. F. David. Die bescheidene Art des Letzteren rührt nur zögernd an die großen Zugeständnisse, die Goethe dem Philistertum macht. Der große Nietzsche verneint hier klar und bestimmt und spielt den „Manfred" Byron's gegen den „Faust" aus. Und rein nur den Menschen, der rücksichtslosen Entfaltung seiner Natur nach geprüft, stellt für meinen betrachtenden Blick die Paria-Lage Lord Byrons den Minister und Geheimrat Goethe weit in den Schatten.

Freilich sagt dies noch nichts gegen das Schaffen Goethes. Menschen seiner seltenen Art reichen im persönlichen Treiben von Gedanken und Empfindungen überall viel zu weit hinein, als daß ein zeitweiliges Ausfüllen auch höchster Staatsämter, das ihr Persönliches zurückdrängt, für ihre Wertung von Belang wäre. Die reichen und tiefen Instinkte von Goethes Natur — ja seiner Paria-Natur, weist „Götz von Berlichingen", sein Paria-Werk, das er bereits mit einigen zwanzig Jahren schrieb, zur Genüge auf. Und später im aufkommenden Mannesalter wird seine italienische Reise, die eigentlich eine Flucht zu sich selber darstellt, ein neuer Beleg für das Aufleben dieser Paria-Natur, die voll Widerwillen alle höfische

Unnatur von sich schüttelt. Noch später ist die Zusichnahme der Christine Vulpius seinem Paria-Empfinden anzurechnen. Trotz alldem verbleibt gerade dem Hauptwerke Goethe's, dem „Faust", etwas anhaften, das bedenklich gegen ihn, als Schöpferisch-Schaffenden, stimmt: die Zeichnung Gretchens. Daß der Künstlermensch Goethe in diesem Werk, wo er sich ganz ausgibt, Ewig-Schönes gestaltet hat, macht die Sache nicht anders. Die Figur Gretchens bleibt immer ein Fragliches; sie ist für die Entfaltung der Menschennatur etwas Unhaltbares. In Liebe sündigt man nicht, und ein Drang von Leib und Seele ist tätige Natur, ist immer noch ein oberstes Gebot. Dem völlig entgegen erbringt erst ein Untertansein — ein völliges Ergebensein einem Herkommen — einer Satzung die Motive für Gretchens Tragik. Dies Ergebensein bedeutet aber einen Verlust an der Menschennatur. Somit ist die Tragik Gretchens einem Mangel entsprungen — einer Natur-Verkümmerung oder Verarmung. Und hier komm ich nicht vorbei. Wenn schon die ganze Welt keinen Platz mehr hat für die Entfaltung der Menschennatur, in der Kunst muß Raum dafür sein, die Kunst im großen Sinne muß immer noch letzte Zuflucht sein und bleiben für die Natur des Menschen. Deshalb stehe ich vor Gretchens Tun mit lauter Warums, die immer gellender und zudringlicher werden und der Verzweiflung des Mädchens Einhalt tun möchten wie leerem Wahn. So begreife ich, daß „Manfred" mehr gibt als „Faust", mehr als Menschennatur. —

*

Der ungebrochenen Menschennatur muß es als Schande gelten, sich in Sünde und Schande zu fühlen ob einem Tun der Liebe das sich nur gegen Satzung und Herkommen versündigt hat. — Was für ein schrecklicher Wahn liegt zumeist dem Kindsmord zugrunde? —

*

Noch einmal: In Liebe sündigt man nicht! Man ist da immer der Verführte und nie der verführende Teil. Es ist etwas da wie vis major, das über einen hereinbricht, gerade je mehr man Vollmensch ist. Ein anderes ist es bezüglich der Oertlichkeit des

Liebens: man liebt nicht ohne weiters bewußt dort, wo etwas vergeben — wo etwas gebunden ist. Es bedeutet: man betrügt und stiehlt nicht aus Gründen der Wohlgeratenheit, die in einem so wuchtig umgehen kann, daß sie sogar der Liebe Stand hält, wenigstens so lange, bis das Lieben kein Stehlen — kein Betrügen mehr ist, — daß sie so für das Aussehen und Verhalten der Liebe bestimmend wird.

*

Wie ich es verstehe: daß die Liebe Ehe ist und nur die Liebe.

*

Die großen Lebenden sind immer die großen Liebenden; sie sind auch die großen Gebenden.

*

Das ewig lebende Wort Jesu: „Ein Prophet ist nirgends so wenig geachtet wie in seiner eigenen Vaterstadt und bei seinen Verwandten und in seinem Hause" langt tief hinein in die Sphäre der Künstler, denn die schöpferischen Künstler sind die eigentlichen Propheten. Sie haben zuerst die Mißachtung der Umgebung zu tragen wie kein anderer Beruf. Daß niemand an sie glaubt, gehört als Erstes zu ihrem inneren Wachstum — zu ihrer völligen Entfaltung. Es hebt sie erst hinein in jene Pariastellung, die alle Fesseln abwirft und alle Rücksichten abtut, um in völliger Freiheit nur sich selber nachzugehen — seiner ganzen Natur — den Rätseln um sich und in sich. Fühlt man da nicht, daß ein Glaube der Unsrigen — der Glaube von Haus und Heimat noch wie ein hemmendes Band an einem ist — noch wie eine Verpflichtung — noch wie etwas, das vielleicht Zaghaftigkeit und Unsicherheit um die eigensten Schritte webt? — Und lebhaft tritt mir hier in Erinnernng, wie Haus und Heimat von mir abfielen und alle Verwandtschaft, weil ich mir selber mehr nachging und gehorchte als dem Herkommen und den Menschen, — wie selbst der Freisinn meiner Vaterstadt mich dafür in Acht und Bann tat und eine heimatliche Gerichtsbarkeit mir in die Fremde noch nachsandte die Entziehung der väterlichen Gewalt wie einem Lumpen.

*

Das flüchtigste Tun: das praktische Tun, — das Tun, das nur seinen nächsten Vorteil vor Augen hat. — Wohl weiß ich, daß

ich auch allzuflüchtige Dinge erörtert habe, und kann mich nur damit entſchuldigen, daß ich ſie nicht praktiſch erörtert habe.

*

Aber nun bin ich müde aller Gedankenernte. Wolken ſind aufgeſtiegen und verſchleiern mir die untergehende Sonne. Von den Hängen nieder klingen noch immer die Lieder der Olivenleſer. Ich habe mich erhoben von meinem nachmittäglichen Lagerplatz und ſchwenke den Mantel hoch, darauf ich ruhte. Dann recke ich mich und danke, den Oelbaumkronen zuwinkend, für die lieblichen Geſänge. Und alles Sinnen und Nachdenken tue ich von mir ab. Denn alles Derartige hat einen leidenden Beigeſchmack. Nur ſich auftun und alles aufnehmen und ſchimmernd zurückwerfen wie ein Spiegel, gehört zur ungebrochenen Natur des Menſchen. Ich will weiterkommen mit mir, meine Seele zu jenem ungebrochenen Zuſtand hinaufführen, zu dem Pan aufſpielt: Pan der Naturgott — der Gott, der redet aus aller Natur, — der große Pan, der Beſeeler des All, dem alle Natur untertan iſt. Ich ahne ſchon, was ſeine Weiſen mir bedeuten werden — mir bedeuten ſollen, was vielleicht kommen wird, wenn ſein Erwachen meine Seele durchbrauſt: Der Umſchlag der leidenden Natur in die triumphierende. Wo alles ſich des Lebens freut, — und vor lauter Leben ſich des Leidens freut im Leben. Aber noch ſteht mir der Winter vor der Tür. Ich will ſeine ſtarre Pracht aufſuchen und ſeinen Anblick meiner Seele einritzen — will die kalten hellen Töne einfangen, mit denen er alles Leben einhüllt. Ich will hinauf in die winterliche Oede und Einſamkeit der Berge und den großen Schlaf der Natur belauſchen — das weite Schweigen, das alle abgeſtorbenen Lüfte in ſich ſchließt. Ich will prüfen, wie meine Seele ſolche Einſamkeit verträgt und aufnimmt, — wie ſie dabei empfängt und ſich aufſchließt.

*

Mit ſolchen Vorſätzen bin ich den Monte Brione hinabgeſtiegen und nähere mich der Stadt, um die bereits die Dämmerung zuſammenfließt. Die Glühlichter blinzeln trübe. Es tönt eine Weiſe in mir, die raſch durch die Gaſſen trägt. Dunkel glänzt im Vorübergehen von der Piazzetta der See herauf. Mich treibt es weiter

die Ponalestraße entlang. Es ist schon ganz dunkel geworden und die Glühlichter schimmern heller. Oberhalb der Bäderanlage mache ich Rast auf der Bank an der Felsenlehne unter der Steineiche. Es ist mein gewohnter Gang zur wärmeren Jahreszeit, wo ich mich dann unten vor den Bädern herumtreibe, Sonne und Luft und Wasser am bloßen Leibe genießend.

Liebevoll gleitet mein Blick über die weite dunkle Wasserfläche bis hinauf zum Stadtteil, der die Hafenbucht umsäumt. Die Uferlichter brennen hell und werfen lange unruhige Strahlensäulen in den See. Machtvoll ragen rings die Höhenzüge der Berge. Vereinzelt funkeln Sterne darüber. Und plötzlich aus dem bleichen und fahl leuchtenden Gewölk überm weißen Gipfel des Monte Stivo tritt grüngolden und rund der reife Mond.

Lange sitze ich da: um mich der dünne Lärm der Stadt, die Stille des Wassers und das Raunen aus unermeßlichen Fernen. Dann sehe ich noch: der Stivo schwelgt im Mondlicht. Und ich weiß: morgen gehe ich hinauf!

Luft / von Carl Dallago.

IV.

Es hemmt der trübe Tag mit langen Pilgerzügen
von grauen Nebeln, die wie Büßer wallen
den lusterstorbnen Blick in seinen müden Flügen.
Es liegt ein welkes Schweigen in der Waldung Hallen
mit schwerem Himmel, den Baumsäulen stützen,
sein dunkles Brüten dunkelt in den Pfützen
des Waldgrunds. Noch in allen Kronen hängt
die Regennacht. Der Lärchen weiche Seide engt
durchnäßter Kleidung gleich die hohen Baumgestalten.
Und Nebelzug um Zug entkriecht des Raumes Falten
und schleppt die eigne Schwere in die Landschaft mit,
an alle Dinge rührt sein bleicher müder Schritt,

bis ſelber ſie ſich ſind wie eines Leibs bewußt
und ausgelöſcht in ihnen, was ſie ſchuf: die Luſt.

Rings ausgeſetzt der Landſchaft luſterſtorbnem Zug,
verſagt die Seele mir zu jedem kleinſten Flug.
Ein Felsblock trägt mich, und die ſchwerbedrückten Reih'n
der hohen Bäume zieh'n ſich tief in mich hinein.
Ich lauſch in mir der rätſelvoll verſchwiegnen Schar
und ſtreichle ihr Gezweig wie einem Weib das Haar.
Es iſt, als weck' das Tun zu Leben lichtren Traum, —
als fänd zu lichtrem Leben nunmehr jeder Baum.
Es kommt ein Raunen in das ſtille Rund und eilt
zu meiner Seele, wo vertrauend es verweilt.

So hör ich: wie der Bäume Leben blind entſprang,
als Same in der Erden dumpf zum Lichte rang,
nicht andren Anſporn als der Triebe dunkle Spur;
ſo mühſam zwang das erſte Wachstum der Natur,
bis ſich der erſte Sproß zu Licht und Freiheit fand
und tiefer Wurzeln ſchlug, zu wahren ſeinen Stand,
der immer höher — höher — hoch ins Licht ſich hob
und immer tiefer Wurzeln trieb und ſich verwob
rings in der Erden, draus er Kräfte an ſich riß. —
(Den Hang zum Licht entfacht das Steh'n in Finſternis.)

Wie ragt der Sproß nun hoch: ein leibgewordner Traum, —
ein traumverwirklicht Leben, rätſelhaft beſeelt, — ein Baum,
verkörperte Gebärde einer Sucht nach Licht,
ein tiefes Sicherleben und ein Luſtgedicht.
Ja, Luſt! Am Urſprung ſtand auch hier die Luſt:
der Wille, ſich zu leben, iſt es unbewußt, —
der Machtwille, der Trieb ſich auszudehnen — auszuſchöpfen: —
es iſt der Quell, draus alle Schöpfer ſchöpfen.

Es hat mich aufgewühlt Erleuchtung wie der Sturm das Meer,
gleich wilden Waſſern wogt mein Fühlen hin und her.

Nach übrall hin ſeh' ich die Luſt vor dem, was wird,
die tauſend Wege geht und tauſend Wege irrt
und nie ihr Ziel erreicht, denn ſie iſt ſelbſt ſich Ziel, —
und wo das Ziel ſie greift, iſts immer, daß ſie fiel.
Doch wo ſie fällt, ſchon neues Schöpferiſches ſich fand:
das Leid: ſein Weſen aus dem Fall der Luſt erſtand.

Hier fühl ich, wie leidhart des Daſeins Düſterheit
hineintönt in der Waldung weite Einſamkeit.
Und lauſchend ſteh ich da, andächtig willig wie
vor einer Gottheit Näh' und ſchlürf die Melodie
der Stunde ſtill in mich. — Es ragt vor mir der Baum
im nebligen Gefild ſphinxartig durch den Raum,
das ſeidige Gezweig verſträhnt, gedankenvoll,
den Machtwillen verhängt, ein Träumer Zoll für Zoll,
den Wuchs getürmt tiefhoch ins graubleiche Gewog,
ein Rieſe, der ſein Wachstum aus dem Daſein ſog,
geheim Verwandtſchaft ſo mit jedem Ding beging,
ein Rätſel ſelbſt ſich als ein myſtiſch-göttlich Ding.

Da blitzt's wie Urſchein in mir auf und weiſt in mich,
erhellend die Verankrung meines Ichs, das ſich
mit jedem Ding verbunden ſieht im Urſchoß einer Macht,
die ewig fließt und ewig neu ſich aus ſich ſelbſt entfacht. —
Ein göttlich-myſtiſch Ding auch ich! — Ich red' den Baum
vertraut als Bruder an, begehe mich als Raum,
zeig' meine Waldung auf, das Baumhafte in mir,
mein Wurzelreich. — O Bruder Baum, wie gleich ich dir!
Sieh nur, wie du ſaug ich mein Wachstum — Kraft, Traum — Luſt
ſtets neu mir von des Daſeins voller Mutterbruſt!

Ende.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Ingenieur Riehl oder „Der Landes-Bohrwurm“.

Die Thurnbacherin.

(Ein Tiroler-Stück von Rudolf Greinz. — Leipzig, Staackmann.)

Die Thurnbach-Bäurin ist ein Luder. Sie hält es mit dem Knecht. Daraus ist ihr zwar noch kein Strick zu drehen. Denn das scheint nachgerade in Tiroler Stücken zu den Obliegenheiten einer Bäurin zu gehören. Aber sie hat auch einen veritablen Gattenmord auf dem Gewissen. Und das stimmt immerhin bedenklich. Heißt das, man kann auch das nicht vor- und nachsichtig genug beurteilen. Denn erstens legt die Heldin dieses Stückes namens Moid weniger auf das tadellose Renommee ihres Gewissens als auf das ihrer stämmigen Arme Gewicht (nicht weniger als zweimal lädt sie zu wohlwollender Betrachtung ihres Bizeps ein, siehe im ersten Akt: „Da schaut's mi an! Das is G'sundheit. Das is Kraft", siehe im zweiten: „Schau die Arm' an. Das is alles Kraft und G'sundheit") und zweitens hat sie ihrem Manne sozusagen bloß das Sterben erleichtert. Der pfiff nämlich — das Opfer eines kalten Trunks — ohnehin auf dem letzten Loch. Fatalerweise, wie das vorkommt, just nicht nach seines kerngesunden Weibchens Melodie. Da hat sie denn, da auch das Beten nichts genützt, aus Eigenem ein bischen nachgeholfen. Denn wißt: „Er hat nit leben und nit sterben können ... Und mi hat so gegraust vor ihm .... Und alleweil hab' i bei ihm sein müssen. Beim Tag und bei der Nacht. G'schunden hat er mi, wo er können hat. Und schön tun hab' i ihm auch noch müssen ... Und es hat mir den Magen umgedreht, wenn i nur in die Schlafkammer gegangen bin." — So in bewegter Rede Moid. Sie hat sich das magenstärkende Elixir zwar längst von Hias, dem Knecht, verschreiben lassen. Aber es ist psychologisch glaubwürdig, daß dieser Umstand dazu beitrug, ihren Haß gegen den unschlüssigen Haustyrannen bis zur erlösenden Tat zu steigern. In einer stürmischen Winternacht, da Moid aus der Kammer des Knechts hinunter zu dem Schwerröchelnden geschlichen kommt, und dieser, den Betrug durchschauend, in einem Anfall ohnmächtiger Wut und wildverzweifelten Lebensdranges die Treulose zu sich zwingen will, erwürgt sie ihn.

Man spürt, hier ist ein Drama. Das Drama, das Herr Greinz nicht geschrieben hat; das er nicht schreiben wollte oder konnte. Das er nur als wirksame Prämisse, als krasses Stimmungsrequisit für ein regelrecht gezimmertes Theaterstück verwendet. Und das er im gegebenen Moment wie einen scharfgeladenen Revolver behutsam

aus der Tasche zieht, damit sich seine Akteure ja nicht einfallen lassen, das grause Spiel vorzeitig abzubrechen. Schade! Hier könnte ein Konflikt, den Schönherr in seinem ergreifenden Bildschnitzer-Akt seelisch transparent aufglühen ließ, zu einer elementaren Affekts-Tragödie ins Animalisch-Triebhafte gereckt sein. Nur läge dann die Sache so: Ich muß mir diese Thurnbacherin im Moment, da sie ihren Mann umbringt, *groß* vorstellen können, oder sie interessiert mich überhaupt nicht. Meinetwegen *sei* sie ein Luder, aber ein rechtschaffenes — eines, das Rasse, fast hätte ich gesagt „Charakter" hat! Was bei der Thurnbacherin des Herrn Greinz natürlich nicht der Fall ist. Die erweist sich vielmehr als ein gewöhnliches Schablonen-Luder. Ihr ist dieser Mord im wesentlichen eine Stimmungssache, eine Laune, ein Gelegenheitshandgriff. Die Wut hat sie gepackt, weil sie vom Hias gekommen ist. „Ja. Deswegen. Da hat's mi gepackt. Der Grausen, den a g'sundes Weib vor einem kranken Mann hat. Da schau her. Schau mi an, wie i bin. Voll Kraft und Leben." — (Zum ersten, zum zweiten und dritten Mal!) —

Man sieht, Moid hält sich zweifellos für eine Vollnatur. Das ist ihr gutes Recht, wie es das meine ist, mir von ihrem Kraftmeierpathos zunächst nicht imponieren zu lassen. Da es sich um ein Verbrechen handelt — um eines noch dazu, das polizeilich nicht gemeldet wurde — und da die psychologische Fundierung dieses Verbrechens für die Beurteilung der Thurnbacherin (der Gestalt wie des Stückes) ausschlaggebend ist, so muß es dem Kritiker gestattet sein, der anrüchigen Person ein bischen wie ein Untersuchungsrichter auf den Busch zu klopfen. Der einzige Augenzeuge also, der Bruder des Ermordeten, bekundet: Moid habe ihren Mann nicht so sehr erwürgt, als nur „fein zugedeckt, daß er nimmer erwacht." Ich halte das für glaubhaft. Denn ich sage mir: einen Menschen, vor dem einen ekelt, erwürgt man nicht — vorausgesetzt, daß man auch als Mörder auf sich hält. Man tötet, man vergiftet ihn; aber man läßt direkt die Hände aus dem Spiel. Selbst Haß, sobald er seelisch nicht verankert ist, pflegt nicht zu dieser impulsivsten, herzhaftesten Art des Menschenmords zu greifen. Erst Hasses-Inbrunst; die aber ist in jedem Fall die Frucht enttäuschter Liebes-Inbrunst. Befragen wir die Angeklagte: vielleicht war das bei ihr der Fall!? Richtig, da meint sie einmal „finster" (!): „Vom schönen G'sicht allein hat eins nix! Zum Heiraten g'hört a Lieb'", aber schon im nächsten Augenblick erfahren wir zu unserm Ärger, daß sie bei weiland ihrem ermordeten Mann gnädig eine Ausnahme gemacht hat: „Ich hab' ihn g'heiratet, weil

i Bäurin hab' werden wollen. Es war mir gleich. Er oder a anderer(!). Das Gut hab' i g'heiratet. Nit den Sepp." — Das klingt zwar resolut, läßt aber nicht auf den entsprechenden Wärmegrad zerstörter Liebesillusionen schließen, der eine schöne Teufelin zu einem idealen Würgengel erheben könnte. Was tun? Herr Greinz verbürgt sich nun einmal dafür: Moid habe ihren Mann erwürgt — erwürgt! Daß sie ihn nie geliebt hat, erscheint ihm als ein mildernder Umstand, der zugunsten ihres Verbrechens sprechen soll; während es dadurch in Wahrheit auf das Niveau eines uninteressanten, weil psychologisch völlig belanglosen mörderischen Einfalls herabgedrückt erscheint. Es bleibt uns also gar nichts übrig als uns dagegen zu verwahren, daß unter solchen Voraussetzungen dieser Tat irgend welcher Affektswert zugeschanzt, daß sie als Ausbruch eines vergewaltigten Naturtriebs hingestellt, kurz, daß sie mit der Etikette einer akuten Großzügigkeit versehen wird. Diese Thurnbacherin war vor der Tat ein „ausgeschämtes" Frauenzimmer und ist es nach der Tat erst recht. Diese Charakter-Entwicklung ist aber wohl zu dürftig, als daß sie an ein anderes als an ein grob-kriminalistisches Interesse apellieren dürfte. Da mag Herr Greinz seiner Heldin noch so oft vorschreiben, sie möge ihre theatralischen Ergüsse „mit Leidenschaft", „mit Temperament" vorbringen — dieser kalttemperierte Schlampen wird uns keinen Augenblick aus unserer vollberechtigten seelischen Teilnahmslosigkeit aufrütteln.

Geht uns also Moid nicht eigentlich zu Herzen, so geht sie uns doch innig auf die Nerven. Vorzüglich dann, wenn sie Charakter- oder gar poetische Anwandlungen bekommt. Wer wäre auch ganz unempfindlich für den prickelnden Reiz, mit dem sie beispielsweise die Länge ihrer leidenschaftlichen Gefühle für den geliebten Hias ausmißt: . . . „I erwart's völlig nimmer, bis es Nacht wird . . . bis du zu mir kommst . . . bei mir bist . . . Und die Nacht . . . die is kurz. Früher war sie lang. Früher. Bevor du kommen bist. Aber jetzt is sie kurz . . . so kurz . . ." Oder wenn sie am Schluß des zweiten Aktes den liebeheischenden Bruder ihres eigenhändig ins Jenseits beförderten Gatten weich (ich kann nichts dafür, es heißt wirklich „weich") auf den dritten Akt vertröstet: „Nit heut, Friedl. Am Samstag." — Auf welches Stichwort hin verschämt der Vorhang fällt.

Und doch entsprechen solche Stellen noch immer dem „Charakter" dieser Heldin. Entgeistert aber sitzt man da, wenn dieses Mensch ganz unversehens (Motto: „Außa mit den tiefen Tönen!") die obligate Walze der Heimatkunst einlegt, wenn es die Welt auch noch aus

einer anderen als der Uterus-Perſpektive zu erſpähen wünſcht und dieſe ideale Forderung in einem Dialekt vertritt, der reichsdeutſchen Heroinen förmlich wie Schleuderhonig in den Mund geſtrichen iſt: „Und i hab' doch gewußt, daß i einmal fort muß von meinem Heimatl. Fort, weil der Hannes, mein Bruder, a Bäurin bringt. Und dann wär' i die Dirn g'weſen. A Magd. A Magd in meiner eigenen Heimat. Dann is der Sepp kommen, Euer Bua. Und i bin gern mit ihm gegangen, herauf auf Thurnbach. Es liegt noch a biſſel höher am Berg als meine Heimat. Und das hat mir gepaßt. Im Tal drunten, da hätt' i nit leben können. Da hätt' i g'meint, i muß erſticken, weil die Berg ſo viel hoch ſein und man nirgends außi ſieht. Und i bin ſo gern da g'weſen und war ſo glücklich da, als wär's meine eigene Heimat." — Barmherziger Soffiten-Himmel, ſteh' ihr bei! —

Was aber ſoll man vollends dazu ſagen, wenn ſich dies Mords-Ragout aus Bosheit, Geilheit und Berechnung zum Schluß in Hemd und Unterrock (eben lag noch der Knecht bei ihr!) dem alten Thurnbacher zerknirſcht zu Füßen windet und — das Tremolo des bodenſtändigſten Theaterpathos in der Bruſt — auf den Knien auf- und abſchluchzt: „Vater, verzeiht es! Seid barmherzig!" — Ich weiß nicht, warum ihr der Alte daraufhin nicht den Segen gibt und einfach der bengaliſchen Beleuchtung winkt. So erſchütternd iſt das. Es erinnert an die effektvollſten Bilderbögen, die die Bühne als moraliſche Anſtalt aufzuweiſen hat. Aber der Alte denkt ſich wohl mit Recht: o du verdammtes Vieſt, hatſcht dann mit ſeinem kranken „Haxen" und ſeinen ſiebenzig Jahren der Schwiegertochter, die ſich bereits wieder — diesmal in Orpheus' Arme — legen wollte, in die Schlafkammer nach und bringt nach kurzem Ringen die Bizeps-Renommiſtin um. Wie? iſt ſein Geheimnis. Er kommt nur ſchließlich aus der Tür und ſagt bedeutungsvoll: „Jetzt . . . Jetzt iſt ſie hin . . . Grad ſo hin wie mein Bua, der Sepp!" — Grad ſo hin —? Aha! Erwürgt alſo! Gurgel um Gurgel! Geſchieht ihr recht. Erſtens, warum hat ſie ſo trotzig auf das Schmalz ihrer Arme gepocht wie Herr Greinz jüngſt auf die Zugkraft ſeines Namens! Und zweitens, warum hat ſie ſich nach ſo viel theatraliſcher Aufregung wieder zu Bett begeben wollen, anſtatt die Flucht durchs Kammerfenſter zu ergreifen! Das hat ihr doch der Knecht, als er verduftete, in zuvorkommender Weiſe offen gelaſſen. Ich weiß nicht, neben allzu Handgreiflichem iſt manches Myſtiſche in dieſem Stück. Man könnte ſchließlich auch auf die Idee kommen, daß ein Gott dem ſteifbeinigen Alten die Kraft verlieh, die muskelſtarke Sünderin im Handumdrehen

zu erwürgen. Dann aber halte ich dafür, daß dieser Gott ein schlechtverkappter deus ex machina gewesen ist.

*

Im übrigen ist die „Thurnbacherin" ein spannendes, stellenweise „geradezu zündendes" Theaterstück. Man weiß nach keinem der beiden ersten Akte, was der folgende bringen könnte, und weiß nur nach dem dritten, daß es aus ist. Lessing zwar hat schon gemeint, daß dies ein zuverlässiges Kriterium schlechter Stücke sei. Aber mich dünkt, er unterschätzt die Wirkung, mit der z. B. ein ganz gemeiner Mord am Höhepunkte einer Handlung zu einem sensationellen Enthüllungstrick geadelt werden kann. Er hat wohl keine Ahnung gehabt, wie mächtig sich ein Bühnenboden unter der Resonanz eines solchen Knalleffektes biegen kann. Herr Greinz weiß es und nützt es ehrlich aus. Nach bestem Wissen und Gewissen, zweifellos.

Trotzdem erhebe ich dagegen Einspruch, daß der Autor dieser „Thurnbacherin" als ein „moderner" (!) Nachfolger Anzengrubers angesprochen wird. Das fehlte noch! Man höre endlich auf, den Namen Anzengrubers eitel zu nennen! Man vergegenwärtige sich nur eine flüchtige Sekunde die Welt von Licht und Wärme, die jedes Stück, ja jede Szene (und sei sie noch so dunkel getönt), fast möchte man sagen jedes Wort bei Anzengruber ausstrahlt. Und nun sehe man sich angelegentlichst nach einem geistigen Ausblick, nach einem seelischen Horizont in diesem Tiroler Stücke des Herrn Greinz um! Man wird gar bald gewahr werden, daß es — entgegen der Regievorschrift — bei licht- und luftdicht verschlossenen Fensterläden spielt. Und wird spüren, daß in dieser künstlich erhellten Dunkelkammer kein guter Geist, am wenigsten der Anzengrubers umgeht, sondern das Schreckgespenst des Kassian Kluibenschädl, der seine „Tuifelen" an die Wand malt.

Nein, im Rahmen seiner dramatischen Cliché-Begabung ist Herr Greinz durchaus ein Eigener, sein Stück ein originales Dutzendwerk. Es zieht zwar, wie wir sahen, fortissimo die tragischsten Register. Aber seine ganze Tragik besteht darin, daß es Geilheit mit Sinnlichkeit, Roheit mit Kraft, Sentimentalität mit Gefühl, Sensation mit Größe, Herrn Greinz mit einem Dichter verwechselt. Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, mich um die Sympathien des Herrn Kranewitter zu bewerben; aber wenn mir daran liegt, der Thurnbacherin des Rudolf Greinz klar zu machen, wie auch ein Luder ihresgleichen voll Mark und Saft und „innerer Figur" sein kann, so muß es mir gestattet sein, sie auf die Lotter-Lena des Franz

Krauewitter aufmerksam zu machen. Was mich im übrigen nicht hindert, mich auch noch anderer — ganz unbeachteter — Tiroler Dramen zu erinnern, die sich mit dem Greinz'schen Opus in jedem Betracht — ausgenommen in dem der raffiniert-konventionellen Mache — messen können. Da lebt z. B. hier ein armer Teufel, ein Schreiber bei der Südbahn. Franz Alfons Helmer heißt er. Weiß Gott, ein weidlich ungekämmtes und sozusagen stichelhaariges Talent; aber eines, das Physiognomie, das Charakter hat. Versteht sich, der reicht in seinen dramatischen Versuchen technisch an Herrn Greinz nicht heran. Aber er tut sich darin auch schwerer. Denn erstens ist er nicht vom literarischen, sondern vom gewöhnlichen Schreiber-Handwerk. Und zweitens leidet er an einem dichterischen Fond, der dem Lieblingsbücher produzierenden Autor der „Thurnbacherin" und seiner bücherfressenden Gemeinde zeitlebens ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird.

*

Ich hätte mich kaum bemüßigt gefühlt, auf diese Dinge hinzuweisen, ja von dem Stücke überhaupt Notiz zu nehmen, wenn Herr Greinz, der zugegebenermaßen nie pro domo, sondern nur pro mundo von sich spricht, nicht eine Stimmungsmache für sein Werk betriebe, die zu dem Wert desselben im peinlichsten Mißverhältnis steht. Wir nehmen es ja gelassen hin, wenn Herr Greinz urbi et orbi verkünden läßt, daß er aus der Sommerfrische zurückgekehrt sei und (so ergänzt wohl jeder) seine Praxis wieder aufgenommen habe; und wundern uns weiter nicht, daß seine Sommerfrische „nicht etwa bequemem Rasten, sondern angestrengtester Arbeit gewidmet" war. Benützt er aber eine ungefährliche Mitteilung dieser Art dazu, ihr den fragwürdigen Siegeslaufzug seiner Thurnbacherin über die deutschen Bühnen anzukoppeln, so ziehen wir die Notleine. Sonst bindet uns Herr Greinz am Ende auch noch B ä r e n auf und entschuldigt sich dann wieder damit, daß in seinem „ganzen" Leben noch keine L ü g e über seine Lippen gekommen sei, es sei denn eine nachweisbare N o t-Lüge. In Anbetracht dieser Umstände war es nötig, ein aufklärendes Wort zur Frage dieser Thurnbacherin zu sprechen und „wahrheitsgetreu" zu konstatieren: daß zur selben Zeit, da Schönherr mit „Glaube und Heimat" der Tiroler Dramatik das repräsentativste Kunstwerk geschenkt hat, ihr in der „Thurnbacherin" des Herrn Rudolf Greinz das repräsentabelste Machwerk erstand.

Ludwig von Ficker.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer"
Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 12801
liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache u. versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:
Pacificus Kasslatterer
Streusand drauf!
Preis geh. M 2.—.

Freiwillige Anzeige:

Neuerscheinungen Herbst 1910.

Hans v. Hoffensthal, Hildegard Ruhs Haus.

Novellen. — Egon Fleischel & Co. Berlin.

Preis geheftet Mark 3.—, gebunden Mark 4.50.

Karl Schönherr, Glaube und Heimat.

Die Tragödie eines Volkes.

L. Staackmann, Verlag, Leipzig.

Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Albert von Trentini, Sieg der Jungfrau.

Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Preis geheftet Mark 4.—, gebunden Mark 5.—.

Im

Verlag der Tribüne, Berlin SW 68

ist erschienen:

Unkenrufe

Aus dem Tümpel der Kultur

Satiren von **Emanuel.**

In Leinen gebunden 1 Mark.

Bremer Bürgerzeitung.

In Emanuels streitbarer Poesie mischt sich derber, frischer Volkshumor mit bitterer, bissiger Ironie und in mancher Strophe gelingts ihm auch, den typischen Wesenskern einzelner Tümpelfiguren blitzartig zutage treten zu lassen. . . . Es ist wert, vermerkt zu werden, wenn man unter den bürgerlichen Spöttern von heute einem begegnet, der nicht nur Schlamm und Moder, sodern darüber hinaus auch die neue Kraft und das neue Werden aufzudecken weiß, wie der Autor der Unkenrufe . . . und schon dieser Ausblicke wegen sei das Buch empfohlen.

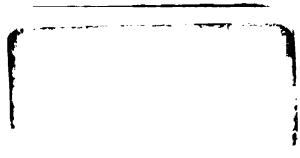
Saale-Zeitung, Halle a. S.

Man kennt Emanuel von seiner Tätigkeit an der Berliner „Zeit am Montag". Seine Satire ist so kernig und frisch, der Humor so lebhaft, daß man sich bei dem Fluß der Verse u. der Urwüchsigkeit der Worte vortrefflich unterhält.

Würzburger Journal.

Wer sich an den Produkten gutgesinnter politischer Dichter oder an dem byzantinischen Lobhudel königstreuer Journalisten und Festredner den Magen verdorben hat, dem raten wir, als wirksames Gegengift in den nächsten Buchhandlungen das sauber gebundene Bilchlein „Unkenrufe" zu kaufen und zu lesen.

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOUR** stamped below.

30*m*-1,'69(J5643s8)2374—3A,1